F. W. Hackländer's

Werke

Erste Gesammt-Ausgabe.

39. Band

oder

Der neueren Werke

Fünfter Band.

Krieg und Frieden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Neununddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Krieg und Frieden.

Zweiter Band.

Ein erster und ein letzter Ball.

Es gibt wohl kein Wort in unserer so reichen Sprache, verehrte und sehr geneigte Leserinnen, welches bedeutsam ausgesprochen, solche Wirkungen hervorzubringen vermag, als das kleine Wort: Ball; ja Wirkungen der verschiedensten Art. Es ist das ein Zauberwort, welches elektrisirt, erfreut, niederschlägt, glücklich und traurig macht, kurz, welches alle möglichen Empfindungen in einem menschlichen Herzen hervorzurufen im Stande ist. Ein Ball, sagt die Mutter, und denkt an Crêpe und Gaze der verschiedensten Farben, an bunte Bänder und künstliche Blumen, auch an den vergangenen Winter, wo Regierungsraths Gustele, deren Stumpfnäschen und schwarzes Haar viele Aehnlichkeit mit der eigenen Tochter hat, im gelben Barege roth aufgeputzt erschien, und wie von sämmtlichen anwesenden Lieutenants drei Viertheile versicherten, deliciös war, — gelb mit roth! Diese beiden Farben gaukelten vor den Augen der Mutter umher; auch dem Vater, wenn er von einem Balle hört, wird es farbig vor seinen inneren Blicken, grün und gelb, wenn er an einen so gänzlich verlorenen

Abend denkt. Adieu, Club und Spiel, adieu, stille Wirthshausfreuden! Das Wort Ball ragt in sein harmloses Leben, ein strenger Imperativ, der befiehlt, den schwarzen Frack anzuziehen, und die steife Halsbinde, die helle Weste und die weißen Glacéhandschuhe; der ihm zumuthet, sich um sieben Uhr in den theuern Wagen zu setzen, mit Frau und Tochter in's Museum zu fahren, und dort auszuhalten, bis die Lichter von Staub und Dunst verdunkelt sind, bis der Nachtwächter die dritte Morgenstunde ruft, bis einige vorlaute Hähne anfangen zu krähen, und bis der unternehmendste Lieutenant, und selbst die tanzlustigste Schöne nicht mehr recht herumkommen können. Da wird er stehen als Wandtapete, neben fünfzig andern Schlachtopfern menschlicher Grausamkeit, mit dem würdevollen Blick der Befriedigung, wenn das Balltäfelchen der Tochter mit Namen angefüllt ist, dahingegen jedoch mit einem gewissen süßen, aber krampfhaften Lächeln, wenn die Engagements nicht recht kommen wollen, und mit einer gewissen Cordialität im Mundwinkel, behufs Heranziehung junger, tanzlustiger Individuen. Das Engagirtwerden auf einem Balle ist nicht nur für die betreffende Tochter oder sonstige Pflegbefohlene von großer Wichtigkeit, sondern das mehr oder minder besetzte Tanztäfelchen ist auch ein Barometer für den Vater oder sonstigen Beschützer, wornach er bemessen kann, wie sich der Ballabend für ihn noch gestalten wird. Der Vater oder Ballführer von jungen Mädchen, die rasch vergriffen, d. h. zu allen Tänzen engagirt sind, kann sich nach der dritten oder vierten Nummer schon etwas herausnehmen. Er kann die Nebenzimmer betrachten, darf dort mit einem Leidensbruder ein interessantes Gespräch anknüpfen, ja darf sich sogar bis zum Buffet verirren, um vor der Souperstunde ein wohlverdientes Glas Wein zu sich zu nehmen. Wahrhaft unglücklich und gefesselt dagegen ist der Beschützer junger oder ältlicher Damen, auf deren leeren Täfelchen nur hie und da der Name eines gutwilligen Hausfreundes sproßt; unglückliche Tänzerinnen,

die sitzen bleiben, wenn die rauschende Musik beginnt, die nun verächtlich in das Gewühl der herumspringenden Gänschen schauen, die es durchaus nicht begreifen können, wie man noch so jede Tour mittanzen mag, und die ein Gespräch vorziehen mit dem unglücklichen Vater, der nun einstimmen muß in Klagen über die Eitelkeit dieser Welt, über den Mangel an Geschmack bei den jetzigen guten Leuten, über ganz unpassende Toiletten und was dergleichen Sachen mehr sind, von denen der Unglückliche nicht das Geringste versteht.

„Der Ball am Samstag wird famos," sagt der junge Referendär oder Lieutenant, indem er an der Halsbinde zupft, seinen Schnurrbart streicht, nnd weiße Glacéhandschuhe Nro. 8 verlangt, die aber ungebührlich ausgedehnt werden müssen, und deren Knöpfchen doppelt angenäht werden, damit sie im Stande sind, allen harten Zumuthungen zu entsprechen. —

„Schon wieder ein Ball!" sagt mit tiefem, unmuthigem Seufzer der ältere Commis eines sehr achtbaren Kaufmannshauses, das mit nicht zu vielem Gelde, aber mit vielen erwachsenen und tanzfähigen Töchtern gesegnet ist. „Diesen Winter hört das gar nicht mehr auf," brummte er in sich hinein; „wenn ich auch mit jeder nur zweimal tanzen muß, so macht das von vierzehn Tänzen, die überhaupt getanzt werden, schon zehn; — fürchterlich!"

„Schon wieder ein Ball!" sagt der Oberlieutenant, während er mit verschränkten Armen am Fenster steht und den herabstäubenden Schneeflocken zuschaut. Er hat schon viele Bälle mitgemacht, und beinahe jeden um eine Hoffnung ärmer verlassen. — „Schon wieder ein Ball." Er zuckt mit den Achseln, und hat Seelenstärke genug zu lächeln, als er sieht, wie sein Bursche die Handschuhe vom letzten Mal auf die Sperrhölzer spannt, und eifrig mit Gummi elasticum und Salmiakgeist bearbeitet.

„Schon wieder ein Ball," sagt die ältere Tochter des Kanzleirathes Schmerbelich mit einem verstohlenen Blick in den Spiegel,

„Mama, ich weiß wirklich nicht," setzte sie hinzu, „ob ich Lust habe hinzugehen." — „Ach! ein Ball!" seufzt die jüngere, ein Backfischchen von sechszehn Jahren, und blickt die Mutter mit einem unaussprechlichrührenden Ausdrucke an, während der Vater Canzleirath nach eingenommenem Kaffee mit der Pfeife im Munde dampfend auf und ab steigt. „Ach, ein Ball, Mama. Vor einem Jahre sagtest Du, wenn ich sechszehn geworden sei, dürfte ich mitgehen." Dabei strahlen ihre Augen und sie athmet schwer und mühsam.

„Ja, ja, wenn du einmal sechszehn bist," entgegnet die ältere Tochter; „ich glaube, daß ich fast achtzehn war, als ich zum ersten Mal tanzen durfte."

„Ich bin ja sechszehn," erwiedert die jüngere.

„Du wirst es erst den nächsten Monat," sagt die ältere, und Mama setzt hinzu: „Nun die paar Tage wären eigentlich gleichgültig, aber ich weiß nicht, ob Papa Dir erlauben wird, so früh schon die Bälle zu besuchen." Die jüngere Tochter ist der Liebling der Mutter, und während letztere so spricht, blickt sie nach dem Canzleirathe hin, der wie ein Dampfer rauchend im Zimmer umhergeht.

„Die meisten meiner Gespielinnen," fährt das junge Mädchen fort, „gehen auch dieses Jahr schon auf den Ball, Müllers Katharine und Steiners Julie und Felders Louise, und keine ist älter, als ich." Das sagt sie anscheinend mit dem Tone der Gleichgültigkeit, aber ihre Augen glänzen bedeutsam und die Kaffeetasse zittert fast zwischen ihren kleinen Fingern.

„Ja, ja, die Bälle werden nach und nach unausstehlich," sagt die ältere Schwester, „nur Backfische und Handlungslehrlinge. Es ist Zeit, daß man wegbleibt."

„Was meinst Du, Canzleirath?" fragt die Mutter.

Das Haupt der Familie bläst eine lange Rauchwolke von sich, wendet an der Thüre des Nebenzimmers um, und sagt, indem es einen Augenblick stehen bleibt: „Wenn ich bedenke, wie das

noch zu meiner Zeit gehalten wurde, so muß ich mich sehr gegen den Wunsch der Emilie erklären. Du lieber Gott! als ich anfing zu tanzen, da waren noch auf dem Museum lauter gesetzte Männer, die ihr sicheres Auskommen hatten, und nur dorthin gingen, um sich unter den Töchtern des Landes nach einer Lebensgefährtin umzuschauen. Mädchen unter zwanzig waren damals gar nicht zu finden."

„Aber die Zeiten haben sich geändert," meinte die Mutter.

„Leider," seufzt die ältere Tochter.

„Wenn ich freilich bedenke," fuhr der Canzleirath fort, „daß das Alles anders geworden ist, und daß junge Mädchen von sechszehn Jahren schon bei den Bällen zugelassen werden, so sehe ich auch nicht ein, warum wir mit Emilien eine Ausnahme machen sollen. Auf den Ball muß doch einmal gegangen werden, dessen bin ich sicher," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „der Wagen kostet das Gleiche zu drei oder vier Personen, und was das Souper anbelangt, so wird der Aufwand auch nicht viel größer sein."

Emilie hält den Athem an, und wagt vor Freude nicht zu sprechen.

„Du hast recht, Canzleirath," sagt die Mutter, „man muß mit dem Strome schwimmen. Wenn Müllers und Steiners und Felders ihre Mädchen mit sechszehn Jahren zeigen, so sehe ich gar nicht ein, warum wir unser Kind noch ein ganzes Jahr warten lassen sollten. Man kann ja nicht wissen, was sich da oben findet; und dann ist Emilie für ihr Alter so gesetzt, daß man sie für achtzehn oder neunzehn halten kann."

„O Papa, wie bin ich so dankbar," sagt das junge Mädchen, „heut ist Montag, am Samstag ist der Ball, da hab' ich gerade noch Zeit, mit meinem Anzuge fertig zu werden. Nicht wahr, Mama, wir denken gleich daran, und auch Du, Elise, wirst mir helfen."

Bei diesen Worten Emiliens bleibt der Canzleirath einen Augenblick nachdenkend stehen, und erinnert er sich eines weißen Kleides, welches zur Confirmation vor zwei Jahren für Emilie gemacht wurde. Aber Mama ruft entschieden: „Wo denkst Du hin, Mann? Das ist ganz unmöglich. Wenn Du Deine Töchter absolut auf Bälle führen willst, so mußt Du auch etwas für die armen Mädchen thun."

„Man könnte ja ein neues Leibchen machen lassen," meinte der Canzleirath schüchtern, „oder," setzte er hinzu, als er das Achselzucken seiner Frau gesehen, „besser wäre es vielleicht, der Emilie das blaue Ballkleid Elisens zu geben, was mich sehr viel Geld gekostet."

Bei diesen Aeußerungen hat die Canzleiräthin ihre Haubenbänder glatt gestrichen, was ungefähr von derselben Bedeutung ist, als wenn an einem schwülen Sommertage sich fern am Horizont ein kleines, graues Wölkchen zeigt. Der Canzleirath übrigens, der diese Zeichen vollkommen kennt und selten zu beachten versäumt, verstummt mit einem Mal, und sagt nur noch: „Nun ja, macht was ihr wollt." Dann klopft er seine Pfeife aus, und verläßt das Zimmer, um auf sein Bureau zu gehen. Mutter und Töchter bleiben allein, und als erstere nach kurzer Berathung sich für ein neues Rosa-Crepekleid entschieden, ist Emilie ganz entzückt und nimmt ihren Shawl und Hut, um zu Müllers, Steiners und Felders zu gehen, dort die Katharine, Julie und Louise von ihrem Glück in Kenntniß zu setzen, auch zu erzählen, daß sie auf dem Balle in Rosa-Crepe erscheinen werde, wofür sie sich die Farben der Kleider und des Kopfputzes ihrer Freundinnen mittheilen läßt. Dann wird der neuesten Mode halber, sowie wegen einer eleganten Haarfrisur die neueste Musterzeitung angesehen, und hierauf sehr befriedigt nach Hause zurückgeeilt. Diese Eile ist aber nicht zu groß, um nicht unterwegs ein paar Mal anzuhalten und mit einigen begegnenden Freundinnen von dem nächsten Balle zu sprechen.

Es findet sich da eine artige Gruppe von drei hübschen Mädchen beisammen, und es ist nicht zu verwundern, daß diese durch ein paar Lieutenants vermehrt wird, die zufällig vorbeikommen, und zufällig etwas Zeit übrig haben, um zum Plaudern stehen zu bleiben. Der Ball ist für drei junge Mädchen ein so wichtiges Ereigniß, daß es bald heraus ist, sie werden den vom nächsten Samstag besuchen. Die beiden Lieutenants sind entzückt darüber, und wenn jetzt schon Balltäfelchen zur Hand wären, so würde schon über mehrere Galoppaden, sogar über ein paar Cotillons verfügt werden. So aber bleibt es bei dem feierlichen Versprechen, ein paar Tänze übrig behalten zu wollen; und den Kopf voll davon, sowie von allem dem, was sie bei Müllers, Felders und Steiners gesehen und gehört, kommt Emilie wenige Zeit vor dem Mittagessen nach Hause, und erzählt von blauer Barège und weißen Tüllkleidern, von Tanzschuhen à la Goldkäfer, vom Lieutenant Schmidt und der ersten Galoppade, von einem Kopfputz aus Veilchen und Rosen, von weißen Atlasbändern, handbreit mit einer immensen Schleife vornen, von einem Goldfadennetz hinten, und vom Lieutenant Starker, der sich den Cotillon in der Mitte ausgebeten.

Die Mutter lächelt vergnügt über das Entzücken ihres Lieblings, der Kanzleirath findet, daß die Suppe zu wenig Salz, das Gemüse zu viel Mehl und der Braten zu wenig Fett erhalten hat, und Elise, welche die Küche besorgt, glaubt achselzuckend an sämmtlichen Gerichten gerade das Gegentheil zu verspüren, findet es aber im Gefühl gekränkter Unschuld unter ihrer Würde, lange darüber zu sprechen, und zieht sich noch vor Beendigung des Mittagessens auf ihr Schlafzimmer zurück. Hier wird sie einen Augenblick Ruhe finden. Der Papa trinkt mit Mama im Wohnzimmer seinen Kaffee, der unausstehliche Backfisch will fort und fort über Ballkleider, Kopfputz und Lieutenants reden, und sie — setzt sich an's Fenster, legt die Hände in den Schooß und

blickt in die winterliche Landschaft hinaus, „das Auge von Weinen getrübet.“ Woran Elise denkt, ist nicht schwer zu errathen — an ihren ersten Ball; und wenn wir den geneigten Leserinnen einige Diskretion zutrauen können, so wollen wir gestehen, daß zwischen dem Abende jenes ersten Balles und heute zwölf lange, lange Jahre dahin geschwunden sind, und daß hiedurch die ältere Tochter des Kanzleirathes ein wohlerworbenes Recht hat, schmerzlich an jenen ersten Ballabend zu denken. Ja, sie findet einen Trost darin, all die heitern und trüben Stunden, die in jenem Zeitraum für sie beisammen liegen, wieder einmal durchzukosten — in ihrem Schmerze zu wühlen. Doch bleibt sie dabei nicht einmal stehen, sondern nachdem sie sich überzeugt, daß ihre Schwester, das naseweise Ding, sie nicht überraschen wird, öffnete sie ein kleines Kästchen, das auf ihrer Komode steht, und fängt an, die eben gedachten zwölf Jahre zu illustriren. In dem Kästchen finden sich merkwürdige Sachen, ohne Sinn und Bedeutung für den Uneingeweihten, aber verständlich für ihr armes Herz. Die ersten Illustrationen eine bedeutsame Blumensprache, auch andere noch zierlichere, wohlgefällige Hieroglyphen, die letzten Jahre aber schon mit harter und schwerer Keilschrift redend. — Da sind Balltäfelchen, vergilbt und zerknittert, und unter Andern steht ein Name darauf, in erschreckender Anzahl. Hinter dem ersten Walzer und dem ersten Galopp, hinter der ersten Mazurka und der ersten Française, dann wieder hinter der zweiten Mazurka und dem zweiten Galopp, und sehr leserlich hinter sämmtlichen Cotillons. Das findet sich einige Mal so, und bei diesen Balltäfelchen liegen kleine, verwelkte Blumensträuße und Knallbon-bons-Zettel mit allerlei rührenden Inschriften:

„Darf ich hoffen?“ aus Norma, oder: „Nein, nein, du liebst mich nicht, wie ich dich liebe!“ aus Montecchi und Capuletti, oder:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt,“

aus den Gedichten von Feodor Löwe. — Weiter, weiter. Die Balltäfelchen bleiben eng beschrieben, aber der gewisse Name wird seltener. Zuerst steht er nicht mehr hinter den Cotillons, dann auch nicht mehr hinter den stürmischen Galoppaden und den sich sanft wiegenden Mazurken; nach und nach sind nur noch ruhige Walzer mit ihm bezeichnet, und endlich finden wir ein Balltäfelchen, auf dem er nur noch einmal zu finden ist, und zwar hinter einer langweiligen Française, als trauriger Gedankenstrich —. Hierbei liegt auch eine Bandschleife, die sie damals während des Tanzens verloren, und die er — ihr zurückgegeben. Das hatte ihr denn auch mit Einem Male die Augen geöffnet, denn einer Dame eine Bandschleife zurückgeben, die man gefunden, ist der Beweis der größten Gleichgültigkeit, und bedeutet, wie die Herbstzeitlose in der Blumensprache: „Lebe wohl, wir haben uns mißverstanden!“

Obgleich in dem Strudel des Ballsaales die Wogen des Tanzes auf- und niederrauschten, ohne den bewußten Jüngling wiederzubringen, so kamen doch andere an seine Stelle, und hinter den Tänzen auf den Täfelchen standen Jahrelang manche stattliche Namen, manche auch wohl zwei- und dreimal, wenn auch keiner mehr erschien, der mit Elisen so ausschließlich monopolistisch walzte und polkte. Auch Blumensträußchen fanden sich hier noch vor, selbst noch Bonbonzettel; aber erstere und letztere sprachen sich nicht mehr ausschließlich und bestimmt aus, die Blumensträuße hatten ihre vielsagende, duftige Zierlichkeit verloren, und waren groß und dickleibig geworden, auf den Zetteln dagegen war wenig mehr von Liebe die Rede, häufig dagegen Variationen über des großen Schillers großes Wort:

„Und die Freundschaft, sie ist lein leerer Wahn!“

Weiter, weiter!

Jahre sind vergangen, der Balltäfelchen weniger geworden, ja in einem gewissen Zeitraum finden sie sich nur einzeln verstreut, in einer zahlreichen Correspondenz. Aber die äußere Form dieser Briefe ist nicht mehr jene der kleinen Billete, die sich in den ersten Jahren zwischen Blumen und Zetteln verstreut finden. Die kleinen, verrätherischen Couverts, mit zierlicher, etwas leichtsinniger Handschrift, sind groß und ehrbar geworden, die Schriftzüge auch fest und solid; auch sehen wir keine phantastischen Siegel mehr, zwei schnäbelnde Tauben, eine Wolke mit Blitzstrahl und dem Worte: „Durch!" ein Herz vom Pfeile getroffen, oder ein kleines zierliches Rosenknöspchen, ach! das letztere ist im Laufe der Zeiten erblüht, und auf den letzten Briefen zur großen rothen Klatschrose geworden mit R & C in römischen Charakteren. — Ruspel und Compagnie, ein achtbares Handlungshaus, dessen Chef, wenn auch über die ersten Jugendthorheiten hinaus, doch noch thöricht genug war, einem Mädchen seine Hand bieten zu wollen, die fast zwanzig Jahre jünger war, als er. Der alte Ruspel, ein Wittwer, war der Jugendfreund des Kanzleirathes, und bei einem Glase Wein, richtiger gesagt, nach mehreren Flaschen, hatte Herr Ruspel auf ein eheliches Verhältniß zwischen Elise Schmerbelich und sich angespielt. Es war das nur eine ganz leichte, vielleicht scherzhafte Anspielung, aber der Kanzleirath hatte sie augenblicklich sehr ernstlich aufgenommen, ebenso die Mutter, und nicht minder Elise, welche die für ganz junge Mädchen so unbegreifliche Wahrheit, daß alles Irdische vergänglich sei, deutlich einzusehen begann. Ruspel und Compagnie besuchten ebenfalls die Museumsbälle; Ruspel selbst tanzte nicht mehr, höchstens einmal eine Extratour oder eine Française, die Compagnie dagegen hatte eine junge Frau, und mußte im Schweiße seines Angesichtes sein Bischen Souper, und am Schluß des Balles sein Gläschen schlechten Punsches verdienen.

Es war eigenthümlich, wie die Briefe mit dem Stempel

R & C sich zeitweise häufig vorfanden, und dann wieder fast ganz aufhörten, eigenthümlich, aber wohl begreiflich, wenn wir sagen, daß Herr Ruspel die Reisen für sein Haus selbst besorgte, und also nur in seiner Abwesenheit schrieb. Zwischen dieser Correspondenz fanden sich immer noch Balltäfelchen vor, auch noch mit Namen besetzt, die geschrieben sich grade so gut ausnahmen, wie jene, die hinter den Tänzen der ersten drei, vier Jahre prangten. Und doch war ein großer Unterschied zwischen jenen und diesen. Wer war Herr A., Herr B., Herr C., Herr D.? Vielleicht jener junge Assessor oder dieser junge elegante Offizier. O nein, Herr A. war ein alter Hausfreund des Vaters, Herr B. hinkte ein bischen, und wurde von den meisten Tänzerinnen gemieden, Herr C. war so klein, daß es bei einer mittelgroßen Tänzerin aussah, als walze sie mit einem Kinde, und Herr D. war ein bejahrter, schwatzhafter Handlungsreisender, der mit Elisen nur von längst vergangenen Zeiten sprach, und die unangenehmen Worte: „Ja, mein Fräulein, wenn Sie sich erinnern, damals . . .“ oder: „zu unserer Zeit . . .“ beständig und sehr unzart im Munde führte.

Aber weßhalb musterte Elise traurig und verstimmt die verblichenen Schätze der ehemaligen Zeit? Vielleicht, weil Herr Ruspel auf Reisen war? Ja. Hauptsächlich aber, weil seit seiner vierwöchentlichen Abwesenheit nur zwei Briefe von ihm eingelaufen waren, und das noch dazu Briefe, welche er ebensogut an einen Handlungsfreund hätte schreiben können, denn sie begannen mit „Werthgeschätzte,“ und hörten auf mit „Hochachtungsvollst und ganz ergebenst.“ — O Ruspel, Ruspel, wenn du absichtlich so schriebest! Wenn zu dem leisen Spott, dem höhnischen Achselzucken, überhaupt einen so alten Bräutigam zu besitzen, noch das Unglück käme, ihn in der That nicht zu besitzen! — Weiter, weiter!

Blumen und Bonbonszettel finden sich keine mehr vor, ja

selbst der Namen auf den Balltäfelchen wurden weniger und immer weniger. Eines legen wir schnell und schüchtern bei Seite; denn wir finden es entsetzlich öde und leer, auf ihm prangt nur ein einziger Name hinter einer stillen Française ein: „mene mene tekel upharsin," die letzte Schwalbe eines wegziehenden Sommers, ein melancholischer Rabe auf weitem, erstorbenem Schneefelde. Das war freilich bis jetzt nur ein einziges Mal vorgekommen und Elise, die an jenem Abend mit Schrecken einsah, daß ihre Aktien eine starke Neigung zum Sinken verspürten, schützte heftiges Kopfweh vor, und schloß ihre Börse, auf günstigere Augenblicke wartend, die nun auch freilich wieder eintraten; denn auf den letzten Balltäfelchen, die sie träumerisch betrachtet, waren Françaisen stark begehrt, sogar Walzer und eine Polka im Preise gestiegen.

Daß die Absicht der Eltern, Emilie auf den nächsten Ball mitzunehmen, die ältere Schwester wie ein Donnerschlag traf, ist selbstredend. Man gibt ein Monopol nicht gern aus der Hand, und von den Untergebenen des Kanzleirathes sahen es die höflichsten als eine Pflicht an, die Tochter ihres Chefs hie und da zu engagiren. Das ging nun auch auf Emilie über, und Ruspel war ferne und — zweifelhaft. — — — —

Langsamer ist wohl keinem Mädchen die Zeit vorübergegangen, als Emilien Schmerbelich die Tage von Montag bis Samstag; es war nur ein Glück, daß sie Beschäftigung vollauf hatte, und eine angenehme Beschäftigung, die ihr beständig einen Festabend, dem sie entgegenging, lebhaft vor Augen führte. Da wurde mit Hülfe von ein paar Nähterinnen das Rosa-Crèpe-Kleid geschnitten und genäht, die Taille war glatt, vorne offen und der Volants so viele, daß das Kleid, als es nun endlich fertig war, wie eine von den Rosawolken aussah, auf denen im Theater die Feen und Genien auf- und niederzusteigen pflegen. Aufgeputzt war das Kleid mit röthlichen Atlasbändern, die sich hart und glänzend

leicht kräuselten, und dann bei jedem Luftzuge rauschten, wie Flittergold am Tannenbaum. Papa Schmerbelichs Tabakspfeife war während der ganzen Woche in das hintere Zimmer verwiesen worden; er hatte es einmal gewagt, dampfend zu erscheinen, und da hatte selbst die in ihrem Glücke zufriedene Emilie in so bedenklichem Tone ihren Unwillen an den Tag gelegt, daß der unglückliche Kanzleirath die vorderen Zimmer mied, und das schon im Voraus zu den Ballabendfreuden rechnete.

Elise hatte lange gewählt, ehe sie mit ihrem Anzuge im Reinen war. Sie besaß ein blaues, ein rothes, ein gelbes und ein weißes Ballkleid; aber sie wählte das letztere, nicht um jugendlicher auszusehen, sondern um farblos zu erscheinen, eine weiße, halbgeknickte Lilie, schon entkleidet von den lebhaften Nuançen der Jugend, an der Schwelle des Lebens stehend, an jenem Scheidewege, wo eine Haube mit bunten Bändern, die zu einem weißen Kleide vortrefflich paßt, zur Häuslichkeit der verheiratheten Frauen hinweist, und wo im andern Falle der Ballkranz aus dem glattgescheitelten Haare genommen, eine Entsagende anzeigt, die, mit sich im Reinen, von jetzt an Abschied nimmt von den eiteln Vergnügungen dieser Welt.

So kam der wichtige Abend heran, und der arme Kanzleirath wurde gebeten, Nachmittags nicht nach Hause zu kommen, da man noch sein bescheidenes Hinterzimmer benöthigte, um gehörig auseinander gebreitet hinzulegen die unzähligen Stücke, welche zu einer Damenballgarderobe gehören; und hier waren drei dergleichen aufzulegen, weßhalb die ganze Wohnung aussah, wie ein weißes Waarenmagazin. Emilie fühlte etwas Fieberhaftes in sich, und konnte nur mühsam Athem holen; doch ließ sie sich trotzdem und mit Freuden alle Fesseln des Herkommens anlegen, sie war ganz Schlachtopfer und lispelte: „Nur zu, die Kraft in der menschlichen Brust ist stark, und sie kann schon was aushalten.“ Und ihr Aushalten zeigte sich so stark, daß der erstaunte Kanzleirath später

die Hände zusammenschlug, und an die Wunder der Tausend und Eine Nacht glaubte, wo junge Mädchen auf einmal in Wespen verwandelt erscheinen. Vor den Mutteraugen dagegen war der Anzug der Tochter vollkommen gelungen, und sie betrachtete dieselbe mit unverkennbarer Freude. Daß Emilie hübsch aussah, ist auch nicht zu läugnen, sie hatte ein feines, zierliches Figürchen, ein frisches, naseweißes Gesichtchen, worin große, glänzende Augen das kleine Stumpfnäschen vergessen machten und unter einer gutgewölbten Stirne lagen, die sich heut Abend in vollkommenem Glanze zeigte, denn Emilie trug das Haar à la Chinoise zurückgestrichen, leicht bedeckt mit einem Kranze von grünen Blättern und dunkelrothen Blüthen.

Auch Elise war trotz ihrer — — Jahre noch ein Mädchen, die sich sehen lassen konnte, sie war größer und voller, als ihre Schwester, hatte schönes, blondes Haar, das in breite Bandeaux frisirt, von einem Kranze bedeckt war, der sowohl weiße Blätter als weiße Blüthen hatte, und von dem der Kanzleirath, dessen Witze nie sehr gewählt und zart waren, behauptete, er habe einen ähnlichen neulich auf dem Theater in „Zampa oder die Marmorbraut" gesehen. Daß er aber überhaupt noch Witze machen konnte, der würdige Staatsbeamte, das zeugte von seiner Seelenstärke und seinem unerschütterlichen Humor. War er doch förmlich aus seinem Zimmer ausquartirt worden und man hatte ihm zum Anziehen ein kleines Gelaß neben der Treppe angewiesen, wo er sich zuerst nothdürftig rasirte, und dann seufzend in den schwarzen Anzug schlüpfte, der übrigens beständig ein unangenehmes Gefühl in ihm rege machte. Es war immer noch sein Hochzeitsfrack, der später nur bei feierlichen Gelegenheiten, als Tauffesten, Ballabenden oder dann angelegt wurde, wenn er zu einem Vorgesetzten mußte, welche Besuche auch nicht immer sehr angenehme Veranlassungen hatten.

Jetzt war er gerüstet, und kam in's Vorderzimmer in dem

merkwürdigen und sehr schönen Augenblick, wo Bekannte unter den Hausbewohnern und jüngere Gespielinnen Emiliens gekommen waren, das festlich geputzte Mädchen anzuschauen und ex officio zu bewundern; ein Augenblick, der der glücklichen Mutter einen Vorgeschmack von jenem andern größeren und seligeren gab, wo sie im Ballsaale erscheinen würde, empfangen und begrüßt von einem allgemeinen „Ah!“ der Bewunderung.

Nachdem ein kleines, sehr harmloses Souper eingenommen war, dessen derbe Bestandtheile seltsam contrastirten mit den duftigen Blumen und Spitzen, meldete Kanzleiraths Ricke, daß der Wagen vorgefahren sei, der nun von Mutter und Töchter vollständig eingenommen wurde. Der Kanzleirath war hier nur geduldet, und konnte sich bei der Hinfahrt zum Balle ganz genau die Gefühle eines Unglücklichen vergegenwärtigen, der zur Tortur des spanischen Bocks verurtheilt ist.

Bälle haben die verehrten und geneigten Leserinnen wahrscheinlich schon so viele mitgemacht, daß wir über die gewöhnlichen Vorkommnisse des heutigen wenig Worte zu verlieren brauchen, besonders, da, wie die Aerzte sich auszudrücken pflegen, „das Uebel seinen gewöhnlichen und richtigen Verlauf nahm.“ Der Kanzleirath durfte aus dem Wagen die Treppe hinauf drei Paar Ueberschuhe und drei Kapuzen tragen, nachdem er vorher ermahnt worden, nicht auf die Volants zu treten. Oben durfte er die Mäntel und Halstücher in Empfang nehmen, und sich dafür eine Nummer einhändigen lassen, während Mama Schmerbeling die Anzüge ihrer Töchter musterte, und von dem Gefühle hoher Selbstzufriedenheit beseelt war. Darauf nahmen Mutter Kanzleirath und Elise, die das Ding schon gewohnt waren, ihre Ballmienen an. Mama schloß ihre Augen zur Hälfte und verzog ihren Mund zu einem süßen und angenehmen Lächeln. Die ältere Tochter spielte die Unbefangene, wandte den Kopf etwas kokett und schwanenhaft hin und her, und ging auf den Ballsaal los,

wie ein Offizier, der schon viel Pulver gerochen, gegen eine feindliche Batterie. Der kleine Backfisch dagegen, der hintendrein kam, fühlte jetzt zum ersten Mal, daß die Taille seines Kleides doch um eine Nummer hätte weiter sein dürfen. Es war der Kleinen etwas beklommen zu Muth und sie athmete kürzer und mühsamer. Doch nahm sie sich auf einen aufmunternden Blick der Mutter zusammen, hob das Köpfchen lächelnd in die Höhe und schwänzelte zierlich und angenehm in den Ballsaal hinein. Von Vater Kanzleirath ist in diesem wichtigen Augenblick nur zu bemerken, daß er vor der Saalthür seine Uhr hervorzog, und als sie auf achte zeigte, in der Geschwindigkeit als guter Kopfrechner überschlug, daß es bis morgen früh um drei Uhr sieben sehr lange Stunden seien.

Doch nur einen Augenblick dachte er daran; sobald sich die Thüre hinter ihm schloß, war er wieder ganz Vater geworden, und spendete mit dem verbindlichsten Lächeln freundliche Mienen, herzliches Kopfnicken und feste Händedrücke an alle Lieutenants, Assessoren, Referendäre und Handlungs-Commis, die er nur eben zu erreichen im Stande war.

Man fand einen guten Platz, und die Mutter setzte sich zwischen ihre beiden Töchter, dem Schicksale seinen Lauf lassend.

Und das Schicksal kam, nicht roh und kalt, sondern warm und fühlend, und warf unterschiedliche, glänzende Uniformen und simple, schwarze Fräcke an die Bank, wo die Mutter mit ihren Töchtern thronte. Das Ankommen der Tänzer ist dem Ankreisen der Fische an die gefährliche Angel vergleichbar. Emilie war der Köder und sie wurde zuerst neugierig und scheu von Weitem betrachtet, die Keckesten drängten sich vor, um sie näher zu besehen, schwammen aber auch zum ersten Mal vorbei, ohne anzubeißen. Bald aber kehrte einer allein wieder um, öffnete weit die Augen, spitzte das Maul, scherwenzelte mit den Frackschößen, schlurfte näher und näher, und saß dann ein Paar Sekunden glücklich fest

— der erste Walzer. Mama lächelte vergnügt, dem Vater rollte ein ganzer Aktenstoß vom Herzen. Es ist bei den Fischen, wie bei den Schafen und bei den Tänzern. Wenn erst Einer angebissen, über den Graben gesprungen oder engagirt hat, so folgt die ganze Heerde nach, und der Kapellmeister, droben auf dem Orchester, hatte sich noch nicht zum ersten Walzer zurecht gestellt, als Emilie schon ausverkauft war, und die stolz erhobene Nase der Mutter Kanzleirath, sowie ihr selbstzufriedenes, aber doch würdevolles Lächeln, für den Kenner so deutlich sprachen, wie die Fahne am Omnibus ankündigt: „Besetzt".

Und Elise — sie saß da und lächelte. Sie lächelte bei der Walzer-Introduction, sie lächelte, als die jungen Mädchen auf allen Seiten anfingen unruhig zu werden, sie lächelte, als die jungen Herren von allen Seiten herbeischossen: „Mein Fräulein, der Walzer beginnt." — „Sie waren so gütig." — „Erlauben Sie." — „Darf ich bitten?" — und sie lächelte, als sich nun das Chaos entwirrte, und die Paare glückselig, lustig, Arm in Arm dahin flogen. Mutter Kanzleirath hatte nur Augen für ihren Liebling, den sie mit den Blicken verfolgte, sich freuend, wenn das zierliche Figürchen hie und da zwischen den Tanzenden auftauchte. — „Es ist doch ein wahres Vergnügen, so zusehen zu dürfen," sagte die Mutter zu Elise, und auch da lächelte die ältere Tochter, aber es war ein trübes, bitteres Lächeln.

So ging es fort, man tanzte Walzer, Polka's, Françaises; Elise sah zu und lächelte. Daß sie sich dazwischen heftig auf die Lippen biß und ihr Taschentuch zusammenknitterte, und daß sie sehr bleich aussah, bemerkte so eigentlich Niemand. Wer achtet in einem Ballsaale auf dergleichen Gefühle der Nebensitzenden? Wer hat überhaupt eine Ahnung davon, daß hier unter den weißen Spitzen ein Herz schmerzlich zuckt, in tiefem, schneidendem Weh! — Heillose Verblendung! Und doch habt ihr alle, die ihr

euch heute zum ersten Mal in den Wogen des Tanzes bewegt, auch euren letzten Ball!

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.“

Wer weiß, vielleicht tretet ihr ab von frohen Wünschen umgeben, als glückliche Bräute, vielleicht auch mit den Gefühlen Elisens, müde getanzt, müde gelebt, — müde geliebet.

Hätte nun die ältere Tochter des Kanzleirathes heute still und allein da sitzen können, das wäre nicht so schmerzlich gewesen, als die mancherlei Fragen zu beantworten, welche auf die harmloseste Art von der Welt, von den Tänzern ihrer Schwester, an sie gethan wurden; die eigenthümlichen Fragen: „Sie tanzen nicht, mein Fräulein?“ — „Ich bemerkte Sie nicht bei dem letzten Walzer.“ — Begreiflicher Weise hatte Elise allen diesen Bemerkungen gegenüber rasendes Kopfweh, und selbst als ihr alter Freund, der Handlungsreisende, spät im Ballsaale erschien, und als die treue Seele sie um eine Française bat, schlug sie ihm diese ab, und daß sie ihm das abschlagen konnte, war wenigstens ein ganz kleiner Tropfen Balsam für ihr gekränktes Herz. „So wollen wir denn plaudern von alten Zeiten,“ sagte der ehemalige Tänzer, und setzte sich neben Elisen auf die Bank, und fing dann unbefangen zu plaudern an von früheren Bällen, wo es so schön gewesen sei, wo man nicht einen Augenblick geruht, und von längst vergangenen Tagen, die doch eigentlich ganz anders gewesen.

So ging es der armen Elise, während sich der Backfisch auf's Göttlichste amüsirte. Dieser plagte sich im Schweiße seines Angesichts, und glitt buchstäblich von einem Arm in den andern. Die Engagements auf alle Tänze waren eigentlich das Wenigste, denn um eine Extratour zu bekommen, wurde hinter dem jungen, hübschen Mädchen förmlich Queue gemacht. Vergeblich winkte die Mutter zuweilen besorgt mit dem Finger, vergeblich schmiegte sich

der alte Kanzleirath, den Hut auf den Bauch gedrückt, Stöße und Püffe aushaltend, durch die Reihen der Tanzenden zu seiner Tochter, um ihr eine schreckliche Geschichte zuzuflüstern, die er in seiner Jugend einmal gelesen, von jungen, unbesonnenen Tänzerinnen, die sich förmlich zu Tode gerast. Vergeblich sagen wir, Emilie hob das erhitzte Gesichtchen so lieblich flehend zu dem Vater empor, ihre zuckenden Lippen bewegten sich so bittend, und ihre glänzenden, feuchten Augen baten so dringend, ihr Vergnügen nicht zu stören, daß der Papa davor eilig zurücktrat, mehr aber noch vor der determinirten Miene des nun vortretenden Offiziers, der, ohne den Vater weiter zu beachten, sie mit den Worten: „Nun, mein Fräulein?“ in den Arm nahm und davon raste.

Die große Pause auf einem Balle ist eine vortreffliche Erfindung. Tänzer und Tänzerinnen ruhen eines Theils aus, und finden sich anderntheils wieder zusammen, um ein interessantes Ballgespräch fortsetzen zu können. Die Mütter benützen die Zeit, um durch gelindes Zupfen die verschobene Toilette ihrer Töchter zu corrigiren, auch wohl eindringliche Ermahnungen über das künftige Verhalten mit einfließen zu lassen, die Väter dagegen benützen die Pause, wozu sie eigentlich da ist, um ein tüchtiges Souper zu sich zu nehmen, und sich für die nachfolgenden Strapazen durch mehrere gute Gläser Wein zu stärken. Diese Pause, sowie am Ende des Balles die alsdann erlaubte Cigarre, sind ja die einzigen Lichtblicke für solche, die nicht mehr tanzen, an einem dieser dem Vergnügen gewidmeten Abenden.

Daß sich der kleine Backfisch das Souper ebenfalls vortrefflich schmecken ließ, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, er hat sein Brod redlich verdient, und bedarf der Stärkung für die nachfolgenden Tänze, und den stundenlangen Cotillon. Elise dagegen aß nicht und trank nicht, ja sie befand sich während des Souper in einer fieberhaften Aufregung. Ruspels Compagnon war etwas später erschienen, hatte ihr flüchtig und etwas ver-

legen guten Abend gesagt, und sich darauf mit einer wahren Wuth in den Strudel des Tanzes gestürzt. Bis jetzt hatten die beiden Familien, Kanzleiraths und Ruspels Compagnon in der großen Pause miteinander soupirt, heute aber hatte sich der Letztere anderswohin gethan, was selbst dem sonst so arglosen Kanzleirathe auffiel. Elisen fiel das nicht mehr auf. Sie dachte der letzten Briefe mit „Werthgeschätzte" und „ganz ergebenst", preßte die Lippen heftig aufeinander, und drückte zuweilen ihre Hand auf das Herz. Der Compagnon, der nicht weit von der kanzleiräthlichen Familie placirt war, blickte öfters herüber, und schien auch zuweilen Miene zu machen, als wolle er aufstehen und sich nähern, doch hatte die Kanzleiräthin mit ihrem scharfen Blick wohl bemerkt, wie ihn alsdann seine Frau am Frackschoß wieder niederzog. Madame Schmerbeling zuckte die Achseln darüber, ein solches Benehmen hatte sie von jener Frau wohl erwartet, denn sie hatte sich immer auf ihre Art hochmüthig und unausstehlich benommen. Nahm sie doch im Theater auf der zweiten Gallerie einen Vorderplatz ein, ließ sich mit einer Laterne der fünften Rangklasse nach Hause leuchten, und hatte sich einen Pensée-Sammtmantel machen lassen. Nach solchen Vorgängen ließ sich freilich kein besseres Benehmen erwarten. Die Kanzleiräthin verbot sämmtlichen Ihrigen nach dem Tisch hinüberzublicken, und es hätte später fast eine kleine pantomimische Scene gegeben, als der Kanzleirath sein Glas hob, und aus der Entfernung dem Compagnon zutrank, der ihn aber dazu aufgefordert hatte, wobei er, der Compagnon nämlich, sein rechtes Auge auf eine ganz seltsame Art zusammenkniff.

Unterdessen war die Pause zu Ende gegangen, der Tanzsaal füllte sich wieder, die Musik begann auf's Neue, und es war wieder die alte Geschichte. Strampfende und hüpfende Paare, erhitzte junge Herren, wildathmende Damen, Staub, Dunst und Hitze. Elise hatte abermals ihren Platz neben der Mutter eingenommen, doch wurde es ihr auf einmal ganz seltsam zu Muthe.

Die Musik hatte für sie keinen rechten Takt mehr, über die Tanzenden schien sich ein Trauerschleier zu legen, der immer dichter und dichter wurde; endlich lehnte sie sich sanft gegen die Schulter der Mutter, und sagte mit leiser Stimme: „Mama, mir wird ganz übel." Glücklicherweise war in diesem Augenblick der Tanz zu Ende, der Vater Kanzleirath in der Nähe, und Elise fühlte noch so viel Kraft in sich, an seinem Arm ohne Aufsehen in's Nebenzimmer zu gelangen, und von dort in die Garderobe, wo sie Mantel und Ueberschuhe anzog, und ihren Vater bat, sie nach Hause zu begleiten.

So leid dem Kanzleirath diese Unterbrechung um seiner Tochter willen that, die er recht herzlich liebte, so war er doch nicht unzufrieden, den Ball eine halbe Stunde verlassen zu können, um im Nachhausefahren eine Cigarre zu rauchen. Elise, der es in der kalten Nachtluft augenblicklich besser wurde, hatte ihn freundlich dazu aufgefordert, und so erreichten sie in kurzer Zeit die Wohnung. Dort angekommen, öffnete der Kanzleirath mit seinem Hausschlüssel die Thür, blickte seufzend nach seinem Schlafzimmer empor, und kletterte wieder in den Wagen, um auf den Ball zurückzukehren. Elise aber stieg allein die Treppe hinauf; mit jeder Stufe wurde es ihr leichter und wohler um das Herz. Bei der ersten hatten ihre Lippen wohl noch schmerzlich gezuckt, und ein eigenthümliches Gefühl im Herzen und in den Augen deutete auf hervorquellende Thränen. Auch rollten ein paar davon ihre Wangen herab, aber, wie ein frischer Mairegen die Dünste des bedeckten Frühlingshimmels, so verjagten diese Thränen das finstere Gewölk, welches ihre Sinne befangen hielt. Die Einsamkeit und Stille des nächtlichen Hauses that ihr wohl. Sie war froh, daß keines der Dienstmädchen mehr auf war. Leise öffnete sie die Wohnung, und ging in ihr Schlafzimmer, um das weiße Kleid und den weißen Kranz abzulegen, und auch damit schien sie abermals eine drückende Erinnerung zu verlassen. Ja, als sie jetzt

ihr Hauskleid angezogen hatte, als sie das Feuer im Ofen des Wohnzimmers wieder angefacht, als dieser eine behagliche Wärme ausströmte, und sie Alles hergerichtet hatte, um Mutter und Schwester, wenn sie vom Balle heimkehrten, mit einer wohlthuenden Tasse Thee empfangen zu können, da war ihr Gemüth so ruhig und still geworden, daß sie lächelnd zurückblicken konnte nicht nur auf die vergangenen Stunden ihres heutigen letzten Balles, sondern auch auf die vielen ähnlichen Abende, deren wir früher erwähnt. Und als nun das Wasser im Kessel anfing zu singen, schüttelte sie den Kopf, wenn sie aller der Kämpfe und Schmerzen gedachte, die sie seit ihrem ersten Balle auf jenen heißen Brettern erlebt, und da wurde es ihr fast selig in ihrer Einsamkeit, und sie gedachte mitleidig der jungen, blühenden Schwester, die, ein gutes, frisches, junges Herz, wohl alles Das, und vielleicht noch Schlimmeres vor sich hatte.

Da hörte sie einen Wagen durch die stillen Straßen rollen, der Ball konnte unmöglich schon zu Ende sein. Und doch hielt der Wagen vor ihrem Hause, und dann ertönte die Hausklingel. Elise eilte auf den Vorplatz der Wohnung, und zog durch die Vorrichtung oben das Schloß der Thüre an, so daß sie sich öffnete. Es trat Jemand unten in den Gang, drückte die Hausthür hinter sich zu, und Elise hörte nicht ohne leicht zu erschrecken, den Tritt eines Mannes auf der Treppe.

Wer konnte das sein? Davon beschloß sie, sich zu überzeugen, ehe sie die Glasthür öffnete. Sie schob deßhalb die Vorhänge etwas auseinander, und fast wäre das Licht ihrer Hand entfallen. — Herr Ruspel stand vor ihr in schwarzem Frack, und äußerst freundlich lächelnd.

Es ist nun für ein Mädchen, wenn es allein zu Hause ist, eine eigenthümliche Sache, einem solchen Besuch in der Mitternachtsstunde die Thüre zu öffnen, auch Elise zauderte, dieß zu thun, doch bat der da außen so ehrerbietig und doch so flehend, und

Ruspel war ein ehrenwerther Mann,
dem man nicht das geringste Böse oder nur Zweideutige nachsagen konnte. Elise öffnete endlich die Glasthüre und die Stubenthüre, und Herr Ruspel trat schüchtern ein, und blickte alsdann erstaunt um sich, als er niemand Anders im Zimmer sah.

„So eben von meiner Reise zurückgekehrt," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „wollte ich den Ball besuchen, um Sie, meine sehr werthgeschätzte Fräulein Elise, dort zu überraschen. — Vielleicht nicht unangenehm zu überraschen," setzte er stockend hinzu; aber bei Ihrem Hause vorbeifahrend, sah ich hier oben Licht, und dachte, die ganze Familie sei schon zu Hause."

Jetzt war es begreiflicherweise an Elisen, zu erklären, warum sie allein den Ball verlassen. Das that sie denn auch, und obgleich mit dieser Erzählung bei der Wahrheit bleibend, hob sie es doch ziemlich scharf hervor, daß sie sich auf dem Balle sehr einsam gefühlt, und daß das Betragen des sonst so freundlichen Compagnons sie und die ganze Familie sehr schmerzlich berührt habe. Nach dieser Erzählung erzählte nun Herr Ruspel wieder, daß er sich wie ein Kind darauf gefreut, Elisen zu überraschen, und daß er deßhalb seinem Compagnon, der ein guter Mensch, aber eine Plaudertasche sei, ausdrücklich verboten habe, viel mit der Familie des Kanzleiraths zu verkehren. Was nun Elise weiter sprach, wissen wir nicht mehr genau, ist auch unnöthig, wörtlich wiederzugeben; nur soviel können wir sagen, daß nach einer Viertelstunde Herr Ruspel ganz ergebenst die beiden Hände des Mädchens nahm, sie zierlich küßte, und sie mit Weglassung des „Sehr Werthgeschätzte" „meine liebe Elise" nannte. Darauf ließen sich die Zwei an dem Tische nieder, aber an den beiden entgegengesetzten Enden, tranken eine Tasse Thee, und lauschten auf die Straße, ob sich noch kein Wagen hören ließ. Endlich rollte es in der Ferne, dann näher, und hielt vor dem Hause still. Elise öffnete abermals die Thüre, und trat auf den Wunsch

des Herrn Ruspel in's Zimmer zurück, denn überrascht sollte am heutigen Abend doch nun einmal werden.

Aber der Compagnon, der in der That eine Plaudertasche war, hatte nach beendigtem Balle beim Punsche doch nicht schweigen können, und Alles verrathen. Er war auch der Erste, der an der Treppe sichtbar wurde, und laut und fröhlich ausrief: „Wenn der schlaue Ruspel nicht droben ist, laß ich mich aufhängen!" Und Ruspel war, wie wir wissen, in der That wirklich droben, und wurde auf's Gerührteste von der ganzen Familie bewillkommt. Mama schloß ihn feierlich an ihr Herz, und der alte Kanzleirath, der etwas zu viel Punsch getrunken hatte, sagte mit weinerlicher Stimme: „Ruspel, so einen Ball laß ich mir noch gefallen." Emilie aber warf sich an die Brust ihrer Schwester, küßte sie innig und herzlich, und sagte, während Thränen ihren Augen entströmten: „Ich war recht froh heute auf meinem ersten Ball. Möge ich auch auf meinem letzten ebenso glücklich sein, wie Du, meine gute, gute Schwester."

Das, geneigte Leserinnen, ist die wahrhaftige und sehr glaubwürdige Geschichte von einem ersten und von einem letzten Balle.

Geschichten einer Wetterfahne.

Erster Windstoß.

Geburt und Ehestand.

Wenn ich sage, daß schon manche Wetterfahne mitgetheilt, was sie gesehen, gehört, erlebt, mit einem Wort, ihre Memoiren verfaßt hat, so ist das eine Behauptung, die mir Niemand widerstreiten kann. Doch ist bis jetzt keine Windfahne so ehrlich gewesen, sich als Verfasser zu nennen; vielmehr schreiben die meisten unter andern Namen, was auch mir im vorliegenden Falle sehr leicht sein würde. An schönen und passenden Namen sollte es mir durchaus nicht fehlen; ich könnte mich z. B. Baron Dreher nennen, Herr von Eisenblech, oder meinetwegen auch Doktor Windfang; aber es sei ferne von mir, meinen Stand verleugnen zu wollen. Ich entstand als Windfahne, setzte bis jetzt meinen Stolz darein, eine solche zu sein, und will es auch bleiben bis an mein seliges Ende, sei es nun, daß mich irgend ein wüthender Sturm in unbekannte Regionen fortführt, oder sei es, daß ich vom Hausherrn pensionirt werde, um, wer kann das wissen? mein Leben als Kohlenschaufel zu beschließen.

Warum soll ich auch meinen Stand leugnen? Wenn man auch geringschätzend und achselzuckend spricht: O, so eine Wetterfahne, ein erbärmliches Ding, das sich bei jedem Windstoß zehnmal herumdreht! Ja, das Herumdrehen an sich wäre nicht so schwer, aber es mit Sicherheit und Anstand thun und in der gehörigen Richtung verbleiben — dazu gehören feste Grundsätze, die nicht jeder hat. Ueberhaupt sind viele berufen, aber wenige auserwählt; und ich, die ich mich heute noch munter auf meinem Dache drehe, habe schon ganze Generationen junger eleganter Windfahnen, schlanker Blitzableiter und stolzer Kreuze und Sterne kommen und verschwinden sehen. Manche davon haben mich höhnisch angelächelt, wenn sie so glänzend und strahlend an einem schönen Frühlingsmorgen beim sanftesten Südwind zum erstenmal in der blauen Luft erschienen. Aber wie lange hat's gedauert! Zwei, drei Jahre höchstens, da wurde die Vergoldung matt, die dünnen Eisenstangen bogen sich, ein schrilles Pfeifen bei jedem Windstoße zeigte den Anfang eines unheilbaren Stockschnupfens an, der oft mit einer Auszehrung endigt; und wenn ich dann nach einer wilden Sturmnacht bei anbrechendem Morgen rings um mich her schaute und meinem alten treuen Freunde, dem festen Schornstein des Hauses, einen guten Morgen bot, ach, wie viele jener armen jungen Leute waren nicht mehr, oder ließen betrübt ihre schönen Kreuze und Sterne hängen!

Daß ich im Laufe der Zeit bei meinem mühseligen Geschäfte jünger und frischer geworden wäre, will ich gerade nicht behaupten, auf meinem ehemals schönen grünen Kleide hat sich der Rost des Alters angesetzt, und meine Stimme ist rauh und hart geworden, wie das bei bejahrten Leuten meistens der Fall zu sein pflegt. Aber Lebenskraft fühle ich noch in mir, volle frische Lebenskraft; und der steife Westwind, der im Spätherbst oft wochenlang bei mir vorübersaust, hat schon oft in seinen Bart gebrummt: Der Teufel hole diese Wetterfahne! Die bringen wir

nicht so bald herunter! Ja ich weiß ihm auszuweichen dem Winde, wende mich jetzt rechts, jetzt links, um ihn vorbeizulassen, und wenn er mir gar zu toll kommt, so zeige ich ihm, wie gelenkig ich in meinem Alter noch sein kann, und wirble mich ein paar Dutzend mal herum, wobei ich ihn höhnisch auslache. Das verdrießt den tollen Wind und dann streicht er gegen die Dachziegel, daß sie klappernd und stöhnend auffliegen, rüttelt auch wohl an meinem alten Schornsteine, der auch schon hie und da einen Backstein lassen mußte.

Ja, Wetterfahne sein, ist ein schwieriges und mühsames Geschäft, in der That kein angenehmer Lebensberuf, und abgesehen von einer festen Gesundheit, die man haben muß, gehört auch eine große geistige Biegsamkeit dazu, sich nach jedem Windstoß zu bequemen, ohne dabei die Würde aus den Augen zu verlieren, die man sich und seines Gleichen schuldig ist.

Da es uns Wetterfahnen, wie so vielen andern von der Natur stiefmütterlich behandelten Geschöpfen, nicht gestattet ist, uns auf natürliche Weise fortzupflanzen, so kann ich auch nicht sagen, daß ich geboren wurde, und eben so wenig, daß ich einen Vater gehabt. Ich entstand vielmehr unter der derben Faust eines jungen Schmiedes, der mich durch tüchtige Hiebe schon in zartester Jugend abhärtete und so auf meine hohe, aber wildbewegte Lebensstellung vorbereitete. Mein Erzeuger war, so lang er an mir arbeitete, über alle Maßen lustig und vergnügt, und er behandelte meine Entstehung mit einer Sorgfalt und Pünktlichkeit, der ich vor allen Dingen meine gute Gesundheit und mein langes Leben zu danken habe. Warum er so vergnügt war, konnte ich in meiner Unschuld damals nicht begreifen; jetzt aber, nachdem mir so mancher Wind um die Nase gegangen, und ich mit vielen Lebenserfahrungen an die längst vergangene Zeit zurückdenken kann, weiß ich wohl, daß das junge hübsche Mädchen, welches oft an den Amboß trat, als an mir gearbeitet wurde, Ursache war an

dem vergnügten Herzen des Schmieds. „Mach' Deine Sache nur pünktlich," sprach sie oft, „Du wirst sehen, Georg, daß der Vater den fleißigen und geschickten Arbeiter lieb gewinnt." Was sonst noch an dem Amboß geschah, will ich discret verschweigen, muß aber dabei gestehen, daß ich es nicht allein war, der an einem schönen Tage sah, wie sich die Beiden küßten; unglücklicher Weise trat der Vater im selben Augenblicke in die Werkstatt, und ich erwartete schon, daß er einen schweren Hammer, den er zornig in die Hand nahm, nach uns herüberwerfen würde; doch bezwang er sich, biß die Lippen auf einander und ging zur Thüre hinaus, ohne daß ihn das glückliche Paar gesehen. Hätte ich damals nur reden können! Oder hätte mich der junge Schmied verstanden! Denn als ich nun fertig war und er mich sanft mit Oel eingeschmiert hatte, und durch einen leichten Klaps mit der Hand mehreremal herumlaufen ließ, da flüsterte ich ihm wohl zu, er solle sich in Acht nehmen, aber er begriff nicht, was ich sagen wollte.

Eines schönen Tages wurde ich an meinen Bestimmungsort gebracht, und als mich der junge Schmied auf dem nördlichen Giebel des Daches befestigte, hörte ich, wie der Hausherr sagte: „Jetzt fehlt uns noch eine Wetterfahne auf dem andern Giebel. Alles in der Welt will Gesellschaft, und so wollen wir auch Dem da eine Lebensgefährtin geben." Da durchschauerte mich ein unbewußtes, aber süßes Gefühl und meine Phantasie malte mir auf der leeren Seite des Daches eine sehr zierliche Wetterfahne, mit der ich mich vereint durch's Leben drehen würde. Man wird meine Sehnsucht gerechtfertigt finden, hatte ich doch eine feste Anstellung und nebenbei aus den Gesprächen meines Erzeugers mit dem jungen Mädchen häufig entnommen, daß es nicht gut sei, wenn man sich allein befände.

Die Werkstätte, aus der ich hervorgegangen, sah ich von meinem hohen Standpunkte aus deutlich vor mir. Ja, nach einiger

Zeit bemerkte ich zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, daß eine Lebensgefährtin für mich im Entstehen begriffen sei. Was aber meine Freude über dieses glückliche Ereigniß einigermaßen verkümmerte, war die Entdeckung, die ich zu gleicher Zeit machte, daß der junge Schmied Hammer und Feile nicht mit der gleichen Freudigkeit handhabte, wie früher. Ja, wenn er ein paar Schläge gethan, so legte er den Kopf in die Hände und blickte betrübt zu mir hinauf. Oft warf er auch sein Handwerkszeug vor sich hin, verschwand aus der Werkstatt, und wenn er dann nach kurzer Zeit wieder kam, so sah er recht blaß aus, hatte die Lippen aufeinander gebissen, gerade so, wie damals der Vater Schmied, als er die Beiden überraschte. Das junge Mädchen sah ich sehr selten in dem Gemache, wo gearbeitet wurde, und wenn der junge Schmied sie, wie mir schien, durch Bitten und Flehen hereinnöthigte, so blieb sie an der Thüre stehen und stellte sich nicht mehr an den Amboß, wie sie früher so oft gethan. Da mußte was vorgefallen sein. Aber was es war, konnte ich nicht sogleich ergründen. Endlich aber nach vielem Spähen und stundenlangem Hinstarren fing ich an, mir die Sache klar zu machen. Der alte Schmied, der das Verhältniß zwischen seiner Tochter und dem Gesellen wohl gemerkt, hatte bei sich gedacht: wenn ich mit Gewalt dazwischen fahre, so thut das die entgegengesetzte Wirkung. Nun war aber ein Offizier dem jungen, hübschen und reichen Bürgermädchen schon vielfach nachgelaufen, hatte aber um Alles in der Welt keinen Zutritt in's Haus erhalten können, und wenn auch die Mutter dem Zweierlei-Tuch durchaus nicht abgeneigt war, so war's doch der Vater desto mehr. Aber sein Zorn gegen den Gesellen war ein vortrefflicher Bundesgenosse für die Meisterin. Es sei doch etwas ganz anderes, meinte sie, die Frau eines hübschen Lieutenants, als eines rußigen Schmiedes zu sein. Natürlicher Weise sprach sie diesen Vergleich nie mit klaren Worten aus, sondern ließ ihn nur als Prinzip durchschimmern. Dazu

hieß es dann noch: Was will der Georg da unten heirathen? Das Mädel? ja, aber hauptsächlich unser Vermögen und Deine vortreffliche Kundschaft. Da nun auch ein starker Schmiedmeister seine schwache Stunden hat, so wurde der Vater in solchen so lange bearbeitet, bis er endlich, obgleich brummend, zugab, daß der Herr Lieutenant nach einem Ball, auf dem er wacker mit der Tochter getanzt, einen Anstandsbesuch machen durfte. Aber es blieb leider weder bei einem Besuche, noch bei Anstandsbesuchen überhaupt, wie ich, der das ganze Haus und somit auch Elisens Kämmerlein übersah, am besten beurtheilen konnte. Georg erfuhr ebenfalls sein Theil davon. Das sah ich an seinem gänzlich veränderten Benehmen und Aussehen. Da er aber eine heftige Natur war, so hatte er ein paarmal arge Auftritte mit ihr, und da er sich durch nichts beschwichtigen lassen wollte, so fiel sie schicklicher Weise zuletzt ohnmächtig nieder, ließ sich so von der Mutter finden, wonach dem Gesellen augenblicklich aufgesagt wurde. Ehe er aber fortging, stieg er zu mir herauf und setzte meine künftige Lebensgefährtin, auf welche ich mich so lange und innig gefreut, auf die südliche Giebelspitze. Es war anscheinend ein nettes Wesen, die andere Wetterfahne, ebenfalls zierlich ausgeschnitten und grün bemalt; doch bemerkte ich wohl, daß der junge Schmied sie verdrossen befestigte, lange nicht so freudig, wie er mich aufgesetzt. Als er drüben fertig war, kam er über das Dach zu mir her, drehte mich leicht herum und sagte seufzend: „Das waren andere Zeiten, als ich Dich gemacht, verflucht sei das ganze Mädchenvolk!"

Obgleich nun ähnliche Geschichten von Bürgermädchen und Lieutenants, von gebrochener Treue und hoffärtigen Meisterinnen schon zu Dutzenden passirt sind und noch häufig vorkommen werden, so habe ich doch dieser aus dem einfachen Grunde erwähnt, weil sie in ihren Folgen gar zu traurig in mein Lebensglück eingriff. Ich, unter Liebe und Glück entstanden, ward

kräftig und gesund, meine arme Lebensgefährtin dagegen, bei welcher Kummer und Trübsal Hammer und Feile regiert, litt an einem unheilbaren Uebel schon am ersten Tage, als sie mir angetraut wurde. Wie hatte ich mich auf ein heiteres, lustiges Wetterfahnenleben gefreut! Mich mit ihr zu gleicher Zeit zu drehen, jetzt zierlich rechts, jetzt zierlich links, dann im raschen Wirbel herum, ein heiterer Tanz durch's Leben. Da bemerkte ich schon am ersten Tage unserer Ehe mit Schrecken, daß sie schief aufgesetzt war und statt sich lustig umherzuschwingen, betrübt den Kopf hängen ließ, und von einem Windstoß, der mich ein Dutzendmal im Kreise herumwirbelte, trübselig hin und her schwankte. — Ja, sie war von Geburt an kränklich, die arme Frau und hatte Launen wie alle übrigen. Wenn ich frisch in's Leben hineinsah, mich freuend auf einen tüchtigen Sturm, dem ja immer schönes Wetter folgt, so ächzte und stöhnte sie jämmerlich, daß sich die Dachziegel darob hätten erbarmen mögen. Wenn ich jauchzend herumflog, ein junger, frischer Kerl, so piepste sie ängstlich: „Du Himmel, da kommt schon wieder ein Wind! Wann werde ich endlich Ruhe haben!“ Der Teufel auch! zum Ruhen ist niemand auf der Welt, am allerwenigsten eine Wetterfahne.

So fing meine Ehe an und so ging sie leider fort. Dabei war die Frau über alle Maßen eigensinnig, und wenn ich mich auch anfangs bemühte, ihr mit gutem Rath an die Hand zu gehen, so wurde ich dessen doch bald müde, da ich einsah, es nütze mir doch gar nichts. Sie hatte sich angewöhnt, beständig nach Osten zu sehen. Das ist freilich eine schöne Himmelsgegend und war mir auch lieber als der trübe Westen; aber eine brave Wetterfahne muß ihre Schuldigkeit thun und da hinausschauen, wohin sie ihr Beruf weist. Wie oft rief ich ihr zu: „Liebes Kind, schau auf mich! Wende dich doch gefälligst nach Norden.“ Umsonst, zuerst seufzte sie statt einer genügenden Antwort unverständlich, und als ich meine Bitte dringender wiederholte, entgegnete sie mir gereizt,

ich solle mich gefälligst um mich selbst bekümmern, sie wisse schon selbst, was sich für eine Frau schicke. Daß ich darüber etwas wild wurde und ihr, während ich mich im Zorn vielleicht zwanzigmal herumdrehte, eine tüchtige Rede hielt, versteht sich von selbst. Sollte ich schweigen? Ich, der gegenüber dem wildesten Sturmgeheul nicht einmal das Maul hielt? Gott bewahre! Ich war mir bewußt, daß ich meine Schuldigkeit that, und als Mann das Recht hatte, meiner eigensinnigen Frau tüchtig die Meinung zu sagen. Da schwieg sie nun auch längere Zeit, immer hartnäckig nach Osten blickend. Doch als ich sie mehrere Nächte gar kläglich stöhnen und jammern hörte, erbarmte es mich doch und ich fragte sie so sanft als möglich: „Fehlt dir etwas, mein liebes Kind? Hast du vielleicht Schmerzen?" Worauf sie mir entgegnete: „Laß mich, ich fühle mich unglücklich."

Ich muß gestehen, das ärgerte mich einigermaßen. So erhaben gestellt zu sein, hoch über dem Getreibe der Menschen, in frischer Luft und zeitweisem Sonnenscheine, und doch nicht zufrieden — darüber befragte ich sie und erschrack heftig, als sie mir zur Antwort gab: „Ist das ein glückliches Loos, welches mir zu Theil geworden, hier oben in Sturm, Schnee und Hagel Wetterfahne sein zu müssen?" — „Aber von allen Menschen gesehen," fiel ich ihr ärgerlich in die Rede; „ja, von allen ängstlich und prüfend betrachtet, Verkündiger von guter und schlechter Zeit; das ist doch wahrlich ein schönes Loos." —

„Ein schönes Loos!" wiederholte sie so kreischend und mit dem Ausdruck des Jammers, daß ich fest überzeugt bin, hätte sie Hände gehabt, sie würde solche über dem Kopfe zusammengeschlagen haben. — „Ein schönes Loos, o du mein Gott! Ich bin von einer stillen soliden Eisenblechfamilie, alle meine Schwestern und Brüdern sind was Rechts geworden, und auch ich war bestimmt zum angenehmen Leben einer Feuerschaufel, als mich das

Schicksal traf, zu einer Lebensgefährtin für ein so wankelmüthiges Geschöpf, wie du bist, verarbeitet zu werden."

„Wankelmüthig bin ich nicht," entgegnete ich so sanft als möglich und mit einer zierlichen Schwenkung rechts herum. „Daß ich mich drehe, ist mein Beruf, und daß ich mich leicht und schnell drehe, daran ist meine ungeschwächte Manneskraft schuldig."

„Dein Beruf?" kreischte sie höhnisch, „o ich weiß ganz genau, weßhalb deine Blicke so unaufhörlich über alle Dächer dahinjagen. Dort sind freilich zierlichere Wetterfahnen, als ich bin, hübsche Sterne und Kreuze auf den Dächern, denen gelten deine Bemühungen, mit ihnen wechselst du süße Augen, ich aber bin ein armes unglückliches verkanntes und verrathenes Weib."

Dies war der erste Ehezwist, den ich mit meiner Gattin erlebte; und hätte Frau Ottilie Wildermuth ihr Buch damals noch nicht geschrieben gehabt, so würde derselbe dort eine passende Stelle finden.

Wie hatte ich mich auf eine Gefährtin meiner Tage gefreut! auf ein gleichfühlendes Wesen, das unserer Bestimmung gemäß sich jetzt mit mir rechts, jetzt links drehen würde. Was mir aber eine Quelle der Freude hätte sein können, ward mir zu einem ganzen Strom des Leidens. Ich ärgerte mich über ihr schwerfälliges Wesen, ich konnte nicht unterlassen, ihr häufige Ermahnungen zu machen; da sie aber meistens das Gegentheil von dem that, was ich gewünscht, so verdüsterte sich mein heiteres Gemüth, und Groll und Bitterkeit stiegen in mir auf, ich haßte meine Wetterfahnenbestimmung, meine Frau, das Dach, auf welchem ich stand, die Werkstatt, aus der ich hervorgegangen, vor allem aber den Lieutenant, der die Ursache alles meines Kummers war. Daß es ihm in seiner Ehe nicht besser erging, als mir in der meinigen, war ein schwacher Trost für mich. Ja, ich hatte eines Tages die Genugthuung, daß er seufzend zu mir aufblickend sagte: „Lieber Wetterfahne sein und sich vom Hauch jedes Windes herumtreiben

lassen, als den unausstehlichen Launen einer Frau folgen zu müssen."

Die meinige aber rieb sich auf und wurde zusehends schwächer und hinfälliger. Der alte Schornstein hatte es mir schon oft anvertraut, ich fühlte es mit Schrecken, und jetzt, da sie eingerostet war und nicht mehr anders als nach Osten blicken konnte, jammerte es mich in meinem weichen Gemüthe, und ich gab ihr gute Worte und versuchte sie zu trösten. Umsonst, sie blieb hartnäckig und verschlossen, bewegte sich fast gar nicht mehr und nur hie und da wandte sie schwermüthig ihren Kopf nach rechts oder nach links, wenn die Zinkenisten auf dem benachbarten Thurme bliesen: Im Grab ist Ruh!

Das war ein jammervolles Leben für mich, doch hielt ich es als Mann und Gatte für meine Schuldigkeit, für ihre Gesundheit zu thun, was in meinen Kräften stünde. Ich bat den alten Schornstein um Rath, der mir alsbald behülflich war. Er erzählte von den Leiden meiner Gattin in die Küche hinab, die Köchin sagte es dem Hausherrn, und an einem schönen Morgen kletterte ein junger Schmiedgesell auf das Dach, um nach ihr zu schauen. Der arme Georg war es nicht; der war schon längst über alle Berge. Leider mußte sich meine unglückliche Gattin einer schweren Operation unterwerfen, gewaltsam wurde sie herumgedreht und ihr Gekreisch durchzuckte schrecklich meine Nerven. Man befreite sie vom Roste, gab ihr frisches Oel und stellte sie ein bischen gerade. Das war nun alles recht schön und gut, hätte nur der rohe Schmiedgesell bei seiner Arbeit nicht ausgerufen: „Da ist nicht viel zu machen, das ist ein altes eigensinniges Gerümpel!" Wie hat mich die Frau mit den Worten gequält! Kaum begann die Nacht, so fing ihre Gardinenpredigt an. Ich hätte den plumpen Kerl absichtlich heraufbestellt, sagte sie, nur um sie zu ärgern, nicht um ihr zu helfen. Ich hätte gelacht und mir die Hände gerieben, als er ihr gesagt, sie sei ein altes eigensinniges Gerümpel.

Du lieber Gott! — und doch hatte ich gar keine Hände, um sie mir reiben zu können. Aber so sind einmal die Weiber in ihrem Zorn, und ein verständiger Ehemann thut alsdann am besten, sich schweigend abzuwenden.

Uebrigens hatte die Kur nicht viel genützt; ihre Constitution war zu schwach, um ihrem hohen Lebensberufe gehörig nachkommen zu können, und ich gestand mir jetzt schmerzlich, daß es doch besser gewesen wäre, wenn die arme Frau eine Ofenschaufel geworden. Zu ihrer Aufheiterung trug es auch durchaus nicht bei, daß sie der Hausherr oftmals kopfschüttelnd betrachtete und sagte: „Die ist nicht gut gerathen. Weiß der Teufel, was sie immer so hartnäckig nach Osten zu blicken hat. Eine solche Wetterfahne kann man nicht brauchen. Wenn wieder was an ihr zerbrochen ist, so laß ich sie wahrhaftig nicht mehr repariren!" Mich dagegen liebte er außerordentlich und pflegte zu sagen: „Das ist ein prächtiger Kerl, auf den kann man sich verlassen! die Kirchthurmhahnen mögen sich schämen! bringt die doch ein starker Windstoß kaum herum, während den da oben der leiseste Hauch bewegt!"

Diese Zärtlichkeit meines Hausherrn ward denn auch an einem Lichtblicke meiner sonst so traurigen Ehe schuldig, durch seine Liebe zu mir wurde ich mit einer hübschen Nachkommenschaft beglückt. Doch bitte ich den geneigten Leser, durchaus nichts Unrechtes von mir zu denken, es begab sich alles auf ganz natürlichem Wege. Im Garten befand sich ein kleines Haus, und das erhielt zwei kleine Wetterfahnen, die ganz ausdrücklich nach mir geformt wurden, und die ich also vollkommen berechtigt war, als meine Kinder anzusehen. Sie waren mir wie aus dem Gesichte geschnitten, frische fröhliche Buben, grün angestrichen mit goldenen Knöpfen. Wie drehten sie sich so lustig und vergnügt, gerade wie ich! Und oft, wenn ich liebend hinunterblickte, war es mir, als schauten sie freundlich drehend zu mir herauf. Leider wurden sie

eine Quelle neuer Ehezwiste, denn meine Gattin trieb die Hartherzigkeit gegen mich so weit, sie nicht anerkennen zu wollen; ja sie war auf dem besten Wege, mich eines sträflichen wahlverwandtschaftlichen Verhältnisses zu einer dicken Wetterfahne der Nachbarschaft anzuklagen. Glücklicher Weise aber nahm der alte Schornstein meine Partei und wollte sich für meine Solidität verbürgen.

Daß es aber nicht rathsam ist, sich in den Streit zweier Ehegatten zu mischen, bewies sich hier wieder klar und deutlich; denn über die angebotene Bürgschaft wurde meine Gattin so erzürnt, daß sie dem alten Hausfreunde die heftigsten Vorwürfe machte, Vorwürfe, die er unmöglich schweigend ertragen konnte. Beschuldigte sie ihn doch, er treibe es mit dem ganzen Hause, und wenn er es unten mit der Köchin halte, so flüstere er im ersten Stocke mit der gnädigen Frau, und warum oben die Gouvernante ihre Ofenthüre so häufig öffne, wisse die ganze Nachbarschaft. Auch behauptete sie im Zorne, er habe eine rauchige Seele. Nun war allerdings der Schornstein ein alter Junggeselle und als Lebemann bekannt, der gern überall erwärmte und sich nebenbei mit gutem Essen und Trinken viel zu schaffen machte. Doch war das für meine Frau kein gerechtfertigter Grund, ihm Grobheiten zu sagen, weßhalb sie denn auch hart hinter einander kamen und sich unterschiedliche pikante Redensarten zuwarfen.

Darüber brach die Nacht herein, eine jammervolle schauerliche Nacht, die ich nicht vergessen werde. Sie erschütterte meinen Freund und kostete mich meine Gattin. Ein wüthender Sturm, der sich erhob, warf die Backsteinkrönung von dem Schornsteine herab, und als ich am andern Morgen besorgt um mich her blickte, sah ich meine unglückliche Lebensgefährtin zusammengeknickt auf dem Dache liegen. Mein einziger Trost war, daß sie gläubig starb, und daß sie sich auch eben dadurch noch mit mir versöhnte. Sie sprach in ihren letzten Augenblicken von der Fortdauer nach dem Tode, und wie sie überzeugt sei, jetzt doch noch eine Ofen-

schaufel zu werden. Diese tröstenden Gedanken verklärten ihren Geist und die Gnade kam bei ihr so weit zum Durchbruch, daß sie mich um Verzeihung bat für die wenige Liebe, die sie mir in diesem Leben erwiesen. Auch ich muß gestehen, daß ich tief betrübt war, fast verzweifelte, und daß ich mich, als sie Abschied nehmend zu mir sagte: „So lebe denn wohl, mein Edmund!" wie wahnsinnig im Kreise umherdrehte.

Es gibt überall niederträchtige Charaktere, auch unter den Blitzableitern und Wetterfahnen, ja sogar an den Kirchen ist nicht alles, wie es sein sollte; und es schmerzte mich tief, daß ein alter Hahn auf einer der letzteren die schreckliche Vermuthung aussprach, als habe der Schornstein meine Gattin in Folge ihres Zwistes absichtlich getödtet. Glücklicherweise aber war der alte Hahn als Pietist bekannt, verdiente deßhalb nicht den geringsten Glauben, und so blieb unsere Freundschaft unerschüttert.

Zweiter Windstoß.

Beobachtungen auf dem Dache.

Wenn ich einiges über mein Leben sagen will, so kann ich nicht umhin, die Worte eines kleinen hübschen Kindes anzuführen, das eines Tages zu dem Söllerfenster herausblickend, als es mich dicht vor sich bemerkte, in die Hände schlug und ausrief: „Ach die arme Windfahne! Immer da draußen zu sein! Das ist doch ganz erschrecklich! Hat kein Zimmer und kein Bett und sieht nichts als den Himmel und die langweiligen Dächer!" Obgleich man gewöhnlich sagt, Kinder und Narren sprechen die Wahrheit, so mußte ich doch in der That mitleidig lächeln über die Aeußerung des jungen Mädchens. „Nichts als den Himmel und die lang-

weiligen Dächer!“ Als ob der Himmel, wie ich ihn sehe, so weit und unendlich über mir ausgespannt, nicht an sich schon Abwechslung genug böte für die Beobachtungen einer ganzen Lebenszeit. Der Himmel mit seinen Launen, die sich so wahrhaft großartig äußern, mit seinem wunderbaren Glanze, ausstrahlend eine allumfassende Liebe, wenn er freundlich lächelnd klar herniederblickt. Der Himmel, so traurig und schmerzvoll anzusehen, wenn sich sein glänzendes Angesicht trübe verschleiert und langsam seine Thränen niederfließen, wenn er weint über die kleinen und großen Leiden der Menschheit, wenn dann die Wolkenmassen unruhig hin und her zittern, hoch oben in immer wechselnden Gestalten dahinziehen, und aus den Schluchten und Thälern lange gespensterhafte Nebel aufsteigen, verkörperte Seufzer und Klagen, die sich dem düstern Zuge droben anschließen, ein gewaltiger Trauerzug! — Und wie erhaben ist der Himmel erst, wenn sich zürnend sein Antlitz verfinstert, wenn schwarze, massenhafte Wolken, wie um sich selbst rollend, ihn allmählig überziehen, wenn sich der ängstliche Wind in gewaltigen Sprüngen aufmacht, damit er noch nach Hause komme, ehe ihn Regen und Hagel trifft, und wenn er dabei auf seiner eiligen Flucht tief auf der Erde den Staub aufwirbelt, und hoch auf den Dächern die Ziegel gegen den Strich kämmt, daß die Haare des Daches jammernd davonfliegen! —

O dieser Wind mit seinem schlechten Gewissen vor dem Gewitter fliehend, ist ein unverschämter unhöflicher Geselle! Sehe ich doch oft genug, wie er auf den Straßen plötzlich so tückisch daherfährt, Regenschirme umwendet, Hüte entführt und sonst noch Sachen treibt, über die eine anständige Wetterfahne nicht gerne spricht; diese Schlingel aus der Windwelt, o sie verursachen uns vielen Kummer! Was machen wir uns daraus, wenn uns ein leichter Hauch aus Süden, oder sogar ein fester Zug aus Westen hin und her treibt, uns auch vielfach herumwirbelt! Das sind freilich auch gestrenge Herren, die uns oft Tage und Nächte lang

keine Ruhe lassen, aber sie überfallen einen nicht so frech und pöbelhaft, wie ihre nichtsnutzigen Vettern, von denen ich vorhin sprach. Sie kündigen sich gewöhnlich durch einen sanften Hauch an und springen nicht wie toll und rasend einher, die besten Träume und Phantasieen zerreißend und verjagend. Da es aber hienieden kein Licht ohne Schatten gibt, so will ich mich auch nicht beklagen, sondern nehme alles geduldig hin, wie es kommt, und was diese Winde vor dem Gewitter anbelangt, so treiben sie ihr Unwesen überhaupt nie lange. Kaum grollt der erste Donner, fern in den Bergen wiederhallend, so sind sie verschwunden, halten den Athem an und schauen erschreckt zu, wie sich das Wetter droben entwickeln wird. Und wer sieht das besser als ich, hoch oben auf dem Dache, ohne Furcht vor den zuckenden Blitzstrahlen; denn neben mir steht mein guter Freund, der Blitzableiter, und seine vergoldete Spitze, die man bei heiterem Wetter gar nicht sieht, funkelt jetzt wahrhaft herausfordernd gegen den tiefdunkel überzogenen Himmel. — Und nun kommt es gegen uns heran in gewaltiger Majestät, vorausschickend seine leichten Truppen, die flatterhaften Regen, die sich langsam und allmählig heranwälzen, wie graue, immer dichter werdende Schleier. Die Sonne, all dem feindseligen Spektakel abhold, hat sich zürnend hinter einen schwarzen Wolkenmantel zurückgezogen, dessen Ränder mit Purpur und Gold besäumt sind; von ihren lustigen Strahlen aber befinden sich noch einige auf dem weiten Thale und plänkeln mit dem heranziehenden Regen. He! das ist eine lustige, köstliche Schlacht! Wie fliegen die blitzenden, vielfarbigen Funken davon, wenn sich Sonnenstrahlen und Regen treffen! Wie flimmert es grün, gelb, blau durcheinander, als stäube der Himmel die lauteren Edelsteine herab! Aber die Sonne ist verdrießlich über den langweiligen Regen, der, ein beständiger Feind, ihr von jeher die schönsten Feste verdorben hat, und ruft ihre Strahlen unwillig zurück. Doch weichen sie nur Fuß für Fuß dem andringenden

Feinde; ja, wenn die Sonne nicht genau Achtung gibt, und ihren Wolkenmantel nicht fest zuzieht, so bemerke ich wohl, weit hinten am Gebirge, zwischen den grauen und violetten Tönen einen glänzenden Streifen, wo eine Partie Sonnenstrahlen hartnäckig kämpft und oft siegreich das Feld behauptet.

Die leichten Regentruppen sind nun über mich dahingeeilt, und ihnen folgt massenhaft das schwere Geschütz des feindlichen Gewitters. Schmutziggrau ist der Himmel bezogen, man könnte glauben mit einer einzigen festen Masse; aber wenn es nun blitzt, da sehen wir die verschiedenen Wolkenschichten, wie sie sich deutlich von einander abzeichnen. Weit hinaus in die Ebene senden sie einen feurigen Strahl nach dem andern, und dazu donnert es in den verschiedensten Tonarten. So lange es murmelt und grollt, wird mein Freund, der Blitzableiter, keine Arbeit haben, aber wenn es anfängt zu krachen oder dem zackigen Blitze einzelne feste Schläge folgen, dann blickt selbst der alte Schornstein einigermaßen besorgt in die Höhe, denn er bewahrt in seinem Gedächtnisse traurige Erinnerungen von einem vernachlässigten Blitzableiter und einem tüchtigen Schlage, der ihn auf's Haupt traf und besinnungslos auf das Dach niederstreckte.

Wenn so die Gewitterschlacht erbittert losbricht, ist es gut, wenn man eiserne Nerven hat. Was uns selbst in solchen Augenblicken kleinmüthig machen könnte, ist der Jammer unserer Umgebung. Wie klagen die Dachziegel, wenn der gewaltige Regen über sie niederströmt; wie seufzen die fast erstickenden Rinnen, welche die Wassermenge unmöglich verschlucken können, wie gluckst, murmelt und klagt es in den Ableitungsröhren, die in ihrer mir verständlichen Sprache jammernd versichern, wenn das noch eine Zeitlang so anhalte, so seien sie es der eigenen Ehre schuldig, unbedingt ihren Dienst aufzugeben; denn was zu viel sei, sei zu viel, und die untere Oeffnung müsse mit dem, was oben hineingeschüttet werde, in richtigem Verhältnisse stehen. Obendrein hätten

sie keinen Magen wie die Menschen, die schon im Stande wären, einiges bis zu anderer gelegener Zeit bei sich aufzubewahren. Dazu krachen die Dachladen und klirren die Fenster, und wenn zufälliger Weise eines der letztern offen stehen geblieben ist, so ist es für eine gefühlvolle Wetterfahne herzzerreißend, mit zuhören zu müssen, wie das arme unschuldige Glas von den gewaltigen Schlägen zerschellt.

So zieht das Gewitter über mich dahin, oftmals bleibe ich dabei ruhiger Beobachter, häufig aber erfaßt mich ein marodirender Wind, der tückisch hinterdreinschleicht und wirbelt mich so toll herum, daß Wolken, Kirchthürme, Schornsteine, Blitzableiter, wie in nebelhaften Bildern, wie ein rasender Hexentanz vor mir umherflimmern. Glücklicherweise dauert aber eine solche schlechte Behandlung nicht lange. Mit den abziehenden Wetterwolken schleicht auch der Wind davon, oder als heimtückischer Geselle erhebt er sich hoch über mich, und überfällt die schon entkräftet Abziehenden, zerreißt ihre bis jetzt festgeschlossenen Glieder und wirft die Massen hierhin und dorthin. Auf diesen Augenblick haben nur die Sonnenstrahlen gewartet, und wenn man so eben noch keine Spur von ihnen sah, so erfüllen sie jetzt mit einem Male den ganzen gewaltigen Raum. Die Sonne spricht: „Jetzt habe ich genug des Spektakels," und zerreißt den dünnen Schleier, der hinter dem abziehenden Gewitter über die Erde wallt, und tritt hervor, glänzend und gerüstet, mit scharfem, funkelndem Schwerte. Umsonst färben sich die wegeilenden Wolken noch einmal tiefgrau, fast schwarz, ihre Macht ist gebrochen, und die Blätter und Zweige der Bäume, ja selbst die armen, kleinen Sträucher, die sich vorher ihrem Grimme gebeugt, richten sich nun muthig in die Höhe und bewegen sich lustig, fast höhnisch rauschend.

„Was gibst du mir," spricht der Wind, der auf beiden Achseln trägt, zur Sonne, „wenn ich das freche Gewölk gänzlich verjage? Darf ich zugleich mit deinen Strahlen das köstliche Naß

aufschlürfen, welches an Bäumen, Sträuchern und Gräsern hängt?" Und da ihm das bewilligt wird, sammelt er seine Gehülfen und überfällt nochmals mit ganzer Kraft die entfliehenden Wolken. Aber es gibt kein rechtes Kampfgewühl mehr, die Nebel- und Dunstmassen ballen sich ängstlich übereinander, die meisten suchen zu entfliehen, einige kämpfen wohl noch mit den Winden, aber es ist ein kraftloses Geplänkel, die Besiegten strecken wie um Gnade flehend lange schlotterige Wolkenarme aus; das Gewitter verschießt seine letzte Munition, ein dürftiger Regen flattert nieder, und wie das die Sonne sieht, so wölbt sie den prachtvollen Regenbogen über die Erde, der Friede bedeutet und wonach aller Kampf aufhören muß.

Wer nicht, wie ich, beständig auf dem Dache lebt und ringsum eine freie Fernsicht hat, der kann die Wunder des Himmels und der Erde nicht begreifen. Was ist eine behaglichere Existenz, im verschlossenen Zimmer oder im Anblick der frischen Natur, namentlich nach einem Gewitter? Man könnte glauben, die nun hervorbrechenden Sonnenstrahlen hätten doppelte Kraft, doppeltes Feuer. Blitzen sie nicht feenhaft auf dem feuchten Grase? Säumen sie nicht selbst purpurroth ihre Feinde, die verziehenden Wolken, und vergolden Berg und Thal, das saftiggrüne Saatfeld und die gelblich glänzende Heide? Sogar der finstere Tannenwald drüben schmunzelt unter ihrem liebenden Kusse, und seine dunkelgrünen Nadeln sind wie mit einem leichten goldigen Dufte überzogen.

Ja, Kindergeschwätz über den einförmigen Himmel! Der Himmel ist unbeschreiblich schön, zu allen Tages-, Nachts- und Jahreszeiten! Ich habe jetzt nicht die Laune, mich noch in mehrere Details darüber einzulassen, wird aber später schon noch kommen, denn ich kann jetzt nicht umhin, mich meiner nächsten und genauen Freundschaft, der „langweiligen" Dächer mit ein paar Worten anzunehmen.

Langweilige Dächer! hat das kleine Mädchen gesagt, die so vorwitzig aus dem Dachfenster herausschaute. Sie hat ein kleines, stumpfes, weißes Näschen, und ich prophezeihe ihr, daß sie später einmal sehr naseweis werden wird. Doch gleichviel, was ist so ein Menschlein gegen mich! Ich habe den ersten Schrei ihrer Großmutter gehört, und wenn die Kleine da einen Mann bekommt und Nachkommenschaft, so werde ich es auch wohl noch erleben, daß einer ihrer Urenkel zu demselben Dachfenster herausschaut und ebenfalls über die langweiligen Dächer spricht.

So ein Dachleben ist was ganz Absonderliches. Hier oben ist eine Stadt für sich mit ihren Straßen, Palästen, kleinen, geringen Häusern, großen Gebäuden und freien Plätzen. Aber um das genau übersehen zu können, muß man eine Windfahne sein oder ein Vogel; denn selbst der Schornsteinfeger, der dort aus dem höchsten Kamine sein berußtes Gesicht herausstreckt und eine ganze hübsche Umsicht hat, ist bei seinem schwarzen Geschäft nicht in der Laune, die landschaftlichen Schönheiten einer Dachwelt zu studiren; noch viel weniger aber die Leute dort auf dem Kirchthurme. Die sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, und statt sich an dem prachtvollen Durcheinander der Schornsteine, Wetterfahnen und Blitzableiter zu erfreuen, blicken sie leicht über uns hinweg, sprechen vom imposanten Häusermeer und schauen über uns hinaus in die weite Gegend.

Ach, es ist ein entzückender Anblick so über die Dächer auf die malerische Mannigfaltigkeit hin! Hier zeigt sich eines flach und gedehnt mit hoch emporstrebendem Schornstein, ein jüngeres Bauwerk, dort ist ein hoher und gewaltiger Giebel mit vier Stockwerken spitz in die Höhe gekehrt, der das drunter liegende Haus wie eine warme Schlafmütze bedeckt. Und dazu wieder die verschiedene Farbe jedes Daches, grauer Schiefer, rothe Ziegel, glänzendes Kupfer und matter Zink. Was aber das Ganze besonders lebendig macht, sind die so verschieden geformten Dachladen, jeder

mit einem andern lieben, wohlbekannten Gesichte. Es ist das in der Frühe mein erstes und liebstes Geschäft, mich vor einem leichten Morgenwind zu drehen und nach den guten Freunden zu blicken, nach den alten Gefährten, aus deren Fensteraugen bei aufgehender Sonne so viel Wohlwollen für mich strahlt. Ja, namentlich ein solcher Morgen auf dem Dache ist entzückend schön, wenn sich die leichten Rauchwolken in die Höhe kräuseln, um mit uns in bester Harmonie die gleiche Himmelsrichtung anzuzeigen, wenn sich alle meine Kollegen wie auf Kommando zu gleicher Zeit drehen, wenn die Blitzableiter funkeln und ein angenehmer erfrischender Thau auf den Dachplatten liegt.

Aber auch der Abend hat seine Schönheiten. Da sehe ich so manches, was denen da unten auf der Straße oder den Hausbewohnern verborgen bleibt. Da erscheinen hie und da Gestalten in obern Stockwerken oder in den Dachwohnungen, die sich allerlei zu schaffen machen, scheinbar für sich allein handelnd ohne alle Absicht. Scheinbar, denn ich weiß ganz genau, warum dort die melancholische Flöte tönt, und weßhalb sich gleich darauf drüben ein weißes Tuch zeigt. Auch begreife ich vollkommen, was es zu bedeuten hat, wenn das junge Mädchen östlich von mir jetzt den alten halbvertrockneten Geraniumstock auf die Fensterbank setzt, nach dessen Anblick der Student auf der andern Seite schon lange Zeit geschmachtet. Auch von dem, was im Innern der Dachwohnungen selbst vorgeht, nehme ich häufig Einsicht, doch bin ich discret und wende mich in solchen Fällen gern auf die andere Seite.

Wenn es nun dunkel wird, die Häuser still und die Straßen leer, so bevölkert sich unsere Dachwelt, und es erscheinen musikalische Katzen, was übrigens gerade nicht zur besonderen Aufheiterung beiträgt; doch habe ich auch von ihnen schon viel Lehrreiches erfahren; und von dem, was mir die Hauskatze von dem Leben in den Zimmern drunten erzählte, knüpfte ich oftmals die Fäden meiner Beobachtungen zu einem sehr angenehmen Ganzen.

Indem ich mich entschloß, meine Erlebnisse und Wahrnehmungen mitzutheilen, habe ich es mir fest vorgenommen, mich der strengsten Wahrheit zu befleißigen, und wenn ich den geneigten Leser bitte, mir Glauben schenken zu wollen, so bin ich ihm zu gleicher Zeit die Erklärung schuldig, auf welche Art es mir gelungen, das Vorliegende zu Papier zu bringen. Daß eine Windfahne nicht schreiben kann, weiß jedes Kind; daß aber eine Windfahne sehr vernehmlich und deutlich zu sprechen versteht, hat jeder erfahren, der in einer Dachwohnung gelebt. Unter dem Dache nun, das ich zu zieren die Ehre habe, haust schon seit längerer Zeit ein unglücklicher Schriftsteller, ein armes, verkümmertes Wesen, dem es an passendem Stoffe für seine Erzählungen und Novellen gebricht. Allen fehlt der rechte Faden, und wenn man sie ihrer überflüssigen Phrasen entkleidet, so kann man sie mit dem bekannten Satze ausdrücken: er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Auch Gedichte machte er in schwachen Stunden, meistens an den Mond gerichtet, kam aber selten über die ersten Zeilen:

Mond, der du am dunkeln Himmelszelt,
Mondsüchtig, mondbleich bist gewandelt.

Das waren jammervolle Produkte, und er konnte nicht dabei gedeihen, wurde auch menschenscheu und abgeschlossen, ließ sich vor Niemand sehen und bei schönem Wetter oder klarem Nachthimmel saß er hinter seinen zugemachten, blind angelaufenen Fensterscheiben. Nur wenn nächtlicher Weile der Sturm über die Dächer sauste, daß die Ziegel und Schiefer klapperten und rasselten, und ich ächzend herumflog, dann öffnete er seine Fenster und horchte dem Tosen des Windes und dem, was ich ihm pfeifend erzählte. Anfänglich begriff er meine Sprache freilich nicht, doch gab sich das in kurzer Zeit, und jetzt sind wir zu dem Verständniß gekommen, das den geneigten Leser hoffentlich mit Erstaunen und auch mit einiger Freude erfüllen soll.

Doch sehe ich in diesem Augenblicke drunten auf der Straße Staubwolken aufwirbeln, auch einige Regenschirme fatale Bestrebungen nach oben machen. Dort pfeift es auch schon um den alten Schornstein herum, es ist — einer von jenen — heimtückischen — Gesellen — die — sich — ein — Ver — gnü — gen dar — aus — mach — en, — uns — hier — ob — en — plötzlich zu — über — fall — en — und — so zu — dreh — en — daß — uns der — Athem — aus — geht. — Für heute — muß — ich — schließ — en. — Fort — setz — ung — beim — nächst — en s — a — n — f — t — e — n W — i — n — d — st — o — ß — s — s — s — s — s — s.

Dritter Windstoß.

Eine Lichtstudie.

Dämmerung — es ist das für uns, die wir auf dem Dache aushalten müssen, ich möchte fast sagen die einzige traurige und gedrückte Zeit. Dämmerung. Wenn sich so allmählig Himmel und Erde verfinstert, graue Schleier niederfallen über die Stadt, über Feld und Wald, wenn sich die Luft wie zusehends verdichtet, und es ist, als ob sie uns einengte, so daß man sich mühsam herumdrehend kaum athmen kann — Dämmerung, es ist wie ein Chaos, man weiß noch nicht, was es werden will, eine klare, sternhelle Nacht mit leuchtendem Mondschein oder ein wildes Sturmwetter, das uns sausend umhertreibt.

Freilich erzählt mir der alte Schornstein, der seine Augen und Ohren im ganzen Hause hat und genau weiß, was hier und dort geschieht, von angenehmen Dämmerstunden, denen er beiwohnen darf als uneingeladener und doch sehr willkommener Gast. Da spricht er von der traulichen Stunde der Dämmerung, ehe

drunten im Hause die große hellstrahlende Lampe auf den Tisch gesetzt wird, und nennt das köstliche Augenblicke, wenn die Familie im Zwielicht um das lodernde Kaminfeuer sitzt, wenn die Flammen in tausend Gestalten spielen, und wenn der Wind oben hereinjagt, daß drunten die glühenden Holzstücke knistern und sprühen. In der Zeit, so sagt der Schornstein, sieht man so vergnügte, nachdenkliche und sinnige Gesichter, die kleinen Kinder blicken mit ihren großen glänzenden Augen in die Glut und horchen auf's aufmerksamste der Geschichte, welche ihnen Vater und Mutter erzählt. Mama lächelt still vor sich hin, wenn Papa erzählt, denn sie hat dieselbe Geschichte schon bei so vielen Veranlassungen gehört, in traurigen und heitern Tagen, am Krankenbette in langer trüber Nacht, und im schaukelnden Reisewagen, wenn die Kinder aufgeregt durch das Hin- und Herschwanken der Equipage und das Knirschen der Räder auf dem Sande nicht schlafen konnten. Und der Vater hat die wunderbarsten Variationen bei seiner Erzählung, welche ihm aber die Kinder nie durchgehen lassen, denn jeden Augenblick hört man die Einrede: Aber Papa, neulich hatte der Jäger eine grüne Feder und keine rothe. — In der linken Kaminecke gegenüber von Mama sitzt die älteste zwanzigjährige Tochter des Hauses, und neben ihr ein junger Mann, der vor kurzem erst die Erlaubniß erhielt, die Familie ohne Einladung zu besuchen. Die Beiden sitzen dicht neben einander, und es ist gut, daß es dunkel im Zimmer ist und daß die hie und da aufleuchtende Glut alle Gesichter gleichmäßig dunkelroth färbt, denn sonst müßten die wirklich glühenden Wangen des jungen Mädchens an ihr zu Verräthern werden. Und doch ist es eine unschuldige Veranlassung, welche die tiefe Röthe auf ihren Wangen hervorruft. Der junge Mann hatte es, begünstigt durch die Dämmerungsstunde, gewagt, nach ihrer Hand zu fassen, hatte aber nur die äußerste Spitze des kleinen Fingers erwischt,

die er sich bemüht, krampfhaft festzuhalten. Mehr würde sie um keinen Preis geben, nicht um eine Million.

Das erzählt mir der Schornstein einigermaßen triumphirend, denn er ist stolz darauf, so in die Geheimnisse der Familien zugelassen zu werden. Er hat aber auch in der That ein glückliches Loos, der alte Geselle, oben frische Luft und schöne Aussicht, fast wie wir, unten sanfte Wärme und angenehme Gesellschaft. Und letztere macht er sich recht zu Nutze, das entnehme ich aus seinen vertraulichen Mittheilungen, die oft bisweilen an's Pikante streifen, und von denen ich mir später einmal erlauben will, dem geneigten Leser einiges zu berichten. Meine Selige hatte nicht ganz unrecht, wenn sie den alten Schornstein einen lockern Gesellen nannte. Er sollte in der That bei seinen Jahren sich das leichtfertige Wesen abgewöhnen, und ich habe ihm das schon oft gesagt, wenn er mit so innigem Behagen von den verschiedenen Hauswesen drunten spricht, wenn er mir fast schmatzend erzählt, daß im ersten Stock ein gutes Diner gekocht werde, und daß die Gans mit einem Füllsel von Aepfeln und Kastanien im zweiten Stock auch nicht zu verachten sei, ebensowenig als das Sauerkraut mit Schweinefleisch im dritten Stock, welches die Familie des Kanzlei-Assistenten eben verspeist. Freilich muß ich hinzusetzen, daß ich dergleichen Genüsse nicht zu begreifen im Stande bin, denn der Geschmacksinn in dieser Richtung ist mir versagt. Es ist mir auch sehr gleichgültig, denn ich habe andere Freuden genug und lebe Tag und Nacht heiter und vergnügt! nur, wie schon bemerkt, die Dämmerungsstunde, die hasse ich.

Gott sei Dank, sie ist gleich vorüber. Ein sanfter Abendwind treibt mich langsam umher und läßt mich nach allen Richtungen ausschauen. Der Himmel ist schon mächtig verdunkelt, und was so eben noch graues, unansehnliches Gewölk war, erscheint mir jetzt wie tiefblaue Schleier mit blitzenden silbernen Sternen gestickt. Was unser großes Nachtlicht, den Mond, an-

belangt, so ist er für uns wieder im Zunehmen begriffen, im Stadium seiner Jugend, etwas faul und unregelmäßig, thut seinen Dienst noch nicht recht, sondern blickt leichtsinnig in den Tag hinein, und nun, wo es Zeit für ihn wäre, zu scheinen, empfiehlt er sich. Er hat noch kein gesetztes Wesen angenommen, dort hinten im Westen liegt er faul auf einer Nebelschicht und glüht zwischen dunkeln Wolken hervor; eine schlechte Gesellschaft, die ihn nächstens mit hinabziehen wird.

Mir ist es recht, daß er geht, denn nur so bin ich im Stande, mich an den Lichtern zu erfreuen, die jetzt unter und neben mir von allen Seiten aufflammen. Die dunklen Straßen der Stadt beleuchten sich wie durch ein Lauffeuer, jetzt blitzt es hier auf, jetzt dort, jetzt in der Nähe, jetzt in der Ferne, und das Häusermeer, welches vor wenigen Augenblicken gar nicht zu unterscheiden war, wogt jetzt ordentlich in weißem Glanze. Auch die Fenster bleiben nicht zurück und fangen an in die Nacht hinauszuleuchten, tausende von glänzenden Punkten, die seltsamsten Zeichnungen bildend. Hier ist eins erleuchtet, dort zwei und drei, da eine ganze Reihe, hier rechts bloß ein Stockwerk oder zwei; links bemerke ich eine Menge Häuser, die aussehen, als seien sie gänzlich hohl und inwendig von einem großen Feuer erleuchtet, denn aus allen Oeffnungen blitzen die Lichtstrahlen hervor.

Man muß, wie ich, lange auf dem Dache gelebt und Jahre lang die verschiedenen Lichter beobachtet haben, um die feinen Unterscheidungen in denselben zu erkennen. Das Gaslicht mit seinem weißen Schein ist vorherrschend und ein liebes, freundliches Licht, namentlich dort auf dem großen Platze, wo es unter den Bäumen brennt und die grünen Blätter von unten herauf so prächtig und malerisch beleuchtet. Ist es doch grade, als wolle das saftige Grün vor Freuden durchsichtig werden, ein Hochmuth ist in dasselbe hineingefahren, und wer die Sprache der Blätter versteht, der hört sie zusammenflüstern: Nur Geduld,

wenn das so fortgeht, so werden wir morgen zu Smaragden, sorgfältig herabgepflückt und in Gold gefaßt. O, das wird ein prächtiges Leben geben! — Der nächste Wind aber zerstört diese Hoffnungen auf's Kläglichste. Er drückt die eben beschienenen Blätter aus dem Lichtkreise und bringt andere an deren Stelle. Das ist so der Lauf der Welt.

Aber auch außerordentlich vornehm ist das Gaslicht. Es hat was Kaltes und Strenges in seinem Gesicht, und wenn man so eine Gasflamme ansieht und hört, wie sie zischend und prustend herausfährt, das Haar steif emporgekämmt, mit dem feinen bleichen Gesicht, so begreift man leicht, wie dort jene Reihe in ihren kleinen gläsernen Palästen verächtlich herabschaut auf die armen röthlich brennenden Oellampen, die so schmutzig und unbeholfen dort an den Pfählen hängen und den Boden spärlich beleuchten, der heute aufgerissen worden ist. Allein wenn sie sich lustig macht, die vornehme Welt, über die armen Plebejer da unten, so begeht sie großes Unrecht, denn diese glimmen so traurig durch die Nacht, um die Arbeiten zu beleuchten, welche unternommen wurden, damit jene in ungestörter Herrlichkeit erhalten werden. Aehnliches kommt aber häufig vor.

Wenn auch die erhellten Fenster von Weitem gesehen wie leuchtende Punkte durch die Nacht glänzen, so sind doch diese Punkte wieder auf ganz verschiedene Art gefärbt, und zeigen uns so schon von außen ein Bild vom Leben der Bewohner. Aus dem untern Stocke blitzt das Licht durch die Scheiben weder durch Vorhänge noch durch Laden verdunkelt; was allenfalls die spärliche Flamme der Lampe auf Augenblicke dämpft, ist der dichte Schwaden, der von der Kartoffelschüssel aufsteigt, die so eben auf den Tisch gesetzt wird. Auch einige Schatten verdunkeln jetzt das Fenster, nämlich eine Schaar munterer Kinder, die sich um Tisch und Licht drängt. Weiter hinauf im ersten Stock ist vielleicht die Hälfte der großen Spiegelfenster erleuchtet, aber matt dringt

das Licht durch die schweren seidenen Vorhänge; nur durch eine kleine Oeffnung gelingt es uns, in das Zimmer zu blicken, und da bemerken wir einen röthlich angestrahlten prächtigen Teppich, die spielenden Flammen des Kamines und die Ecke eines Fauteuils. Nur ahnen können wir die Dame, die in demselben ruht, sich auf die feinen Lippen beißt, das Buch, in dem sie gelesen, neben sich auf den Boden wirft, und ungeduldig nach der Uhr blickt, deren Zeiger so unausstehlich langsam vorwärts schreitet.

Steigen wir weiter hinauf, so haben wir vier Fenster, sämmtlich beleuchtet und mit weißen Gardinen verhängt. Hinter denselben sehen wir Schatten sich bewegen, und dicht hinter einem bemerken wir jetzt eine Figur, die sich durch den Widerschein ganz grotesk ausnimmt. Doch zieht sie im nächsten Augenblick die Vorhänge auseinander und läßt uns in ein anständig möblirtes Zimmer sehen, in dessen Mitte ein runder Tisch steht, auf diesem eine Lampe. Ein paar Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren sind beschäftigt, einen Eisenbahnfahrtenplan zu studiren, während die fünfzehnjährige Schwester, die vorhin die Gardine zurückzog, hinter sie getreten ist und über ihre Achseln schaut. Jetzt haben die Drei gefunden, was sie suchten, und während einer der Knaben die Stelle auf dem Fahrtenplan mit dem Finger bezeichnet, blicken sechs Augen auf die Stubenuhr, und es ist uns, als hörten wir die lächelnden Lippen sagen: noch eine halbe Stunde, dann kommt er. Im Nebenzimmer ist jetzt ebenfalls hastig die Gardine emporgezogen worden und die ältere Schwester von achtzehn Jahren drückt ihre glühende Stirn an die heißen Scheiben und wiederholt die Worte des Bruders, aber mit ganz anderer Betonung: — schon in einer halben Stunde kommt der Vater! Und dann schauert sie zusammen, läßt sich von zwei Händen, die ihre Arme erfassen, sanft herumdrehen und fällt Jemand, den wir nicht sehen können, laut weinend an die Brust.

Höher hinauf, in der Dachstube sehen wir einen kleinen nied-

rigen Tisch und vor demselben Meister, Gesellen und Lehrjungen. Auf dem Tische stehen zwei Lampen und diese strahlen ein ganz eigenthümliches Licht von sich. Das eigenthümliche und sehr helle Licht aber entsteht durch zwei kleine Glaskugeln mit Wasser gefüllt, die vor den Lampen hängen und hinter denen der Schuster die kleinsten Stiche auf's Genaueste machen kann. Der Meister zieht lang und kräftig, wir möchten sagen mit einem gewissen handwerksmäßigen Ingrimm seinen Faden, der Geselle besetzt mit einem süßen Gesichtsausdruck ein paar Damenstiefelchen, deren Maß er selber genommen, und der Lehrjunge läßt die Unterlippe hängen, während er eine Sohle klopft, und blickt zornig, aber verstohlen nach der Meisterin hin, die ihm heut Abend eine tüchtige Ohrfeige gegeben, weil er das kleine Kind fallen ließ.

Aehnliches wiederholt sich hinter fast allen Fenstern, die ich von meinem Standpunkt aus sehe, doch ist noch zu viel allgemeines Leben in der Stadt, um sich mit Einzelnem aufhalten zu können. Manch Ernstes, ja Erschütterndes kommt erst in später Nacht bei übrig gebliebenen Lichtern zu einer Zeit, wo die allgemeine Beleuchtung längst aufgehört hat.

So liegt die Stadt noch glänzend, rauschend, sausend und klingend in der weiten, dunkeln Ebene, die von schwarzen Bergen eingefaßt ist, gleich einem der Nebelflecke am nächtlichen Himmel. Und doch ist ihre Umgebung ebenfalls nicht ganz ohne Lichtleben. Dort weit aus der Ferne glänzt ein einsamer Punkt hervor aus irgend einem Häuschen; etwas näher bemerken wir sogar ein wandelndes Licht, das von einer Laterne ausgeht, die einer alten Wäscherin leuchtet, welche von dem harten Tagwerk in der Stadt nach ihrem Dörfchen zurückkehrt. — Doch was wird nun auf einmal sichtbar, dort, wo das Gebirge flach in die Ebene tritt: zwei rothglühende Punkte, der Kopf einer feurigen Schlange, die sich in weiten Bogen gegen die Stadt bewegt. Ja, es ist eine Riesenschlange mit glühendem gegliedertem Leibe, Funken sprühend, schnau-

bend und dampfend, — der letzte Zug der Eisenbahn. Mit welchen Gefühlen mögen alle, die an den erleuchteten Wagenfenstern sitzen, nach dem Lichtmeer blicken, das ihnen die Stadt anzeigt. Selbst die Redseligsten sind verstummt, man hört nur noch wenig Scherz und Lachen, manches Herz klopft stärker, manche Wange legt sich gegen die kühlen Scheiben und manches Händepaar faltet sich in freudiger Aufregung, in ahnungsvollem Bangen, in stillem Gebet. Und fast ebensoviele Herzen in der Stadt, die dort unten bei dem großen Gebäude, umgeben von hellem Lichterglanz, heftiger schlagen, sind von den gleichen Gefühlen beseelt und blicken harrend und hoffend, freudig und bangend den röthlich glühenden Augen entgegen, mit denen jetzt die Lokomotive in den Bahnhof fährt, ruhig und unaufhaltsam, Freud und Leid bringend, wie das gewaltige, unvermeidliche Schicksal. —

— Schon in einer halben Stunde kommt der Vater! hat drüben das Mädchen gesagt, und die halbe Stunde ist vorbeigerast, und noch einige Minuten, und dann kommt der Vater wirklich. Wie fliegen ihm die jüngeren Kinder an den Hals, und auch die ältere Tochter nähert sich, aber schüchtern; vorher jedoch hat sie die Lampe mit einem dichten grünen Schirm bedeckt, damit ihre rothverweinten Augen nicht sogleich sichtbar werden sollen. Und das gelingt ihr auch für heute Abend, — aber morgen, übermorgen? — o wenn man nur alles in der Welt so verdecken könnte, wie rothgeweinte Augen!

Von einem leichten Nachtwind drehe ich mich so recht leicht und behaglich durch die ganze Windrose, und schaue entzückt auf den Lichterglanz rings um mich her, während ich so meinen lehrreichen Betrachtungen nachhänge. Die Stadt, obgleich im Allgemeinen leuchtend, hat doch hie und da hellere, strahlendere Streifen und Flecken; namentlich einige der letztern sind deutlich sichtbar, zwei vor allen, das fürstliche Schloß, welches von einem Lichterglanz umgeben ist, und wo ich nebenbei auf dem Platze, der es

umgibt, dunkelroth glühende Fackellichter entdecke, sowie ganz eigenthümliche Leuchtpunkte, die sich bald einzeln, bald zu zwei nach allen Richtungen bewegen. Sie sehen aus wie Leuchtwürmer, aber es sind keine, sondern herrschaftliche Wagen mit strahlenden Laternen, und jetzt, wo das große Diner zu Ende ist, fliegen die kreisenden Feuerpunkte wie toll durcheinander und drängen sich gleich einem Schwarm glühender Bienen vor das große Anfahrtsthor. Nachdem die Masse hier einen Augenblick gehalten und eine regelmäßige Feuerlinie gebildet, rückt diese langsam vor, und dann fliegen die feurigen Punkte nach allen Theilen der Stadt. Ich weiß nicht, warum ich einem dieser Laternenpaare mit besonderer Aufmerksamkeit folge. Doch kommt es näher und näher, und der Wagen hält vor dem Hause mir gegenüber, wo die Dame im ersten Stock vor wenig Augenblicken ungeduldig ihren Fauteuil verlassen hat und an das Fenster trat, es aber gleich wieder verließ, als sie das Rasseln der Equipage gehört. Gleich darauf fährt der leere Wagen mit seinen leuchtenden Laternen ruhig von dannen. Oben aber bleibt das Licht dasselbe, gleich gedämpft, gleich geheimnißvoll. Der andere Punkt in der Stadt, der so hell beleuchtet ist, und der aus der allgemeinen Lichtmasse, wie ein Fixstern aus den Nebelflecken hervorstrahlt, ist das königliche Theater.

Auch am Theatergebäude sehe ich die oben erwähnten Feuerpunkte umherschwirren; doch gibt es hier zweierlei Arten; einige, die sich paarweise und schnell bewegen und die wir schon kennen, andere, die einzeln und sehr gesetzt und ruhig ihres Weges ziehen. Das letztere sind Laternen der verschiedenen Rangklassen von handfesten Mägden getragen, die nach beendigter Vorstellung ihre Herrschaft abholen, Ehrenwächter, die mehr ein Symbol als ein Bedürfniß sind; denn ich sehe sie nicht nur an dunklen Abenden, sondern auch im hellsten Mondenschein. Wie mir mein Freund, der Schornstein, gesagt, zeigen sich bei näherem Betrachten in

ihnen deutlich die Standes- und Rang-Unterschiede. Ich freilich sehe nur einen elenden, zitternden Punkt; ob es ein Talglicht in einer Blechlaterne, oder zwei Stearinlichter in einem Messinggehäuse sind, fünfte und sechste Rangklasse kann ich von meiner Höhe, wo alle Standesunterschiede verschwinden, nicht unterscheiden — wie dieselben noch unendlich viel höher über mir aufgenommen werden, das möchte ich in der That einmal erfahren.

Nachdem sich Lichter und Laternen vom Theaterplatz entfernt haben, wird es dort mit einemmale dunkler. Auch im fürstlichen Schloß hat sich die Lichtmasse vermindert, es ist zehn Uhr geworden, und wenn ich aufmerksam hinblicke, fange ich jetzt schon an eine allgemeine Abnahme der städtischen Beleuchtung zu bemerken, bald hier, bald da wird es dämmeriger, einestheils wo große Verkaufsmagazine geschlossen werden, anderntheils wo ein hochweiser Magistrat aus ökonomischen Rücksichten die Gasflammen decimirt. Bald folgen auch die Lichter in den Häusern dem schlimmen Beispiel ihrer Kameraden auf den Straßen, bald nah, bald fern sehe ich ganze Häuserreihen die müden Fensteraugen schließen. Jetzt lischt es hier aus, jetzt dort, und auch in den Straßen wird es mit jeder Viertelstunde immer dunkler und zugleich unheimlicher. Es scheint mir oft, als habe die Lichtmasse gesungen und geklungen, denn wie sich dieselbe vermindert, so wird auch der summende Verkehr immer stiller und stiller. Endlich klingt der einzelne Schritt eines einsam Vorüberwandelnden deutlich und widerhallend zu mir empor, und wenn er drunten niest, so klingt es mir gerade, als sprächen die Häuser: Zur Gesundheit.

In diesem Zeitpunkte bemerke ich etwas Eigenthümliches an den übrig gebliebenen Lichtern in den Häusern. Alle haben eine Neigung, in die Höhe zu klettern; von allen Stockwerken steigen sie empor, und nun mit einemmale wird es unter dem Dache lebendig und da blitzt und leuchtet es nun zu allen Läden und Oeffnungen heraus. Die bisher so dunklen Dächer nehmen da-

durch ganz sonderbare Zeichnungen an. Hier zeigt sich ein riesenhaftes Gesicht mit zwei runden feurigen Augen und einer langen Nase; dort ein großer Rachen mit spitzigen glühenden Zähnen; die Lichter, welche diese Wirkung hervorbringen, leuchten meinen Freunden und Nachbarn, den armen, geplagten Dienstboten, die ihr mühsames Tagewerk vollbracht haben und nun hier oben sitzen in stiller Beschaulichkeit, Strümpfe flickend und sanft räsonnirend über ihre Herrschaft, die ihnen ebenfalls drunten noch eine Erinnerung widmet; denn die Hausfrau denkt vor dem Einschlafen: Jetzt möcht ich nur wissen, ob die Ricke droben wieder einmal bis Mitternacht unnöthigerweise mein Oel verbrennt, und Ricke meint in ihrer derberen Denkungsweise: Gott sei Dank, daß mein Drache endlich drunten schläft und nicht sieht, wie ich mit Federn und Papier des Herrn an meinen — Bruder schreibe.

Aber nicht gar zu lange dauert diese Dachbeleuchtung, manche Lichtpunkte verschwinden eben so schnell, wie sie erschienen. Die rauhen Hände ruhen nach kurzer Arbeit im Schooße, die Augen schließen sich schlaftrunken, um sich dann wieder hastig zu öffnen, da sie erschreckt bemerken, daß das Licht noch brennt. Wenige sind es, die das Oel ihrer Herrschaft bis zwölf Uhr verschwenden; in der Nähe und Ferne nehmen die Dächer ihre dunkle Gestalt wieder an, es ist gerade wie die Funken in verbranntem Papier, hier verlöscht einer, dort einer, bald herrscht Dunkelheit rings umher, und was hier oben noch Leuchtendes zu sehen ist, sind allenfalls die glänzenden Augen eines liebetrunkenen Katers, der um die dunklen Mauern streicht.

Indessen hat die Oekonomie des Magistrats zum zweitenmal die Gaslaternen decimirt und wenig mehr übrig gelassen, was den Namen einer Straßenbeleuchtung verdient. Aber um so leuchtender blinken deßhalb noch einzelne Lichter aus der dunklen Häusermasse hervor; die meisten verdienen volle Aufmerksamkeit, und fast jedes dieser Lichter erzählt uns eine eigene, meistens

traurige Geschichte. Fast immer sind es verweinte Augen, die jetzt noch in den Lichtschein blicken, oder vermittelst desselben auf das bleiche eingefallene Gesicht eines lieben Kranken, dessen heißer Athem kaum vernehmlich die müden Lungen in Bewegung setzt. Tiefe Stille herrscht in diesen Zimmern, nur die Uhr pickt ihren regelmäßigen melancholischen Schlag, und wenn eine Maus in dem Getäfel anfängt zu nagen, so schreckt die Krankenwärterin zusammen und blickt besorgt und ängstlich umher.

In dem Hause mir gegenüber bemerke ich ebenfalls noch zwei Lichter; im zweiten Stock hat das junge Mädchen die Gardine von den Fenstern hinweggezogen und lange nach dem dunklen Abendhimmel hinaufgeblickt. Jetzt schreitet sie mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab, bleibt aber mit einemmale stehen und da sie Tritte zu vernehmen glaubt — vielleicht der Vater, der sie um die Ursache ihres späten Aufbleibens fragen wird, — so löscht sie hastig das Licht aus und sucht im Dunkeln ihr Lager. Im ersten Stocke dagegen sind die Fenster mit den schweren seidenen Vorhängen jetzt weit geöffnet, um die angenehme kühle Nachtluft einzulassen, und die Dame, welche vor einigen Stunden unruhig in dem Fauteuil ruhte, lehnt jetzt beruhigt, aber tiefathmend an der Fensterbrüstung und schaut mit feuchtem glänzendem Auge ihm nach, der rasch zu Wagen kam und langsam zu Fuß davon schleicht. Auch dort im ersten Stocke erlischt das Licht nach einer kleinen Weile, und wenn ich mich nun wieder leicht herumdrehe, so bemerke ich außer dem trüben Schein, der die lange, lange Nacht hindurch bis zur Tageshelle aus jenen Krankenzimmern hervordringen wird, keinen Lichterglanz weiter. — — — — Und doch, jetzt wieder! Dort draußen, dicht vor der Stadt in einem dunklen Grunde bewegt sich ein Lichtchen, ein kleiner röthlicher Punkt, jetzt einen helleren Schein werfend, da es bei einer weißen Mauer vorübergleitet. Das ist aber die Kirchhofmauer, und das Lichtchen leuchtet dem Todtengräber, der wegen

überhäufter Geschäfte noch in später Nacht an einem Grabe arbeiten muß. Dieses Licht und ich, wir sind alte Bekannte und haben uns in mancher Nacht gesehen.

— — — — Aber auch ein anderes Licht, das nun mit einemmale in der Höhe nicht gar weit von mir erscheint, gehört einem meiner lieben Freunde — dem Thurm- und Feuerwächter, der die Pforte seines kleinen Gemaches öffnet und rings um den Thurmkranz wandelt, auf die schlafende Stadt niederblickt und ebenfalls seine Lichtstudien macht. Aber Gott sei Dank, er sieht keine verdächtigen Funken, und als er seinen Spaziergang beendigt hat, lehnt er sich an die Brüstung und schaut zu seinem Straßencollegen hinab, der mit Horn und Stange singend an der Ecke steht:

Bewahrt das Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnaden behüt.
Wohl um die Zwölfe!

„Wohl!" — antwortet der droben, zieht sich in sein Gemach zurück und als er hierauf die Thür geschlossen, herrscht rings umher finstere Nacht, und meine Lichtstudien sind zu Ende.

Vierter Windstoß.

Musikalische Nachbarschaft.

Auf den Dächern liegt heller Sonnenschein und rings umher funkelt, flimmert und strahlt es, daß man vor Freuden außer sich kommen könnte. Wolkenlos und blau ist der Himmel über uns ausgespannt, und sein freundliches Licht spiegelt sich mit sichtlichem Behagen wieder in allen den glänzenden Gegenständen, die wir hier oben haben. Und auf den Dächern gibt es viele glänzende Gegenstände. Ich will nicht einmal reden von den

goldenen Spitzen der Blitzableiter, die wie Sterne strahlen, oder von den Glasaugen der Dachfenster; das versteht sich alles von selbst. Aber die sonst so mürrischen Dächer selbst mit ihren braun, grün, roth und gelb gefleckten und gestreiften Flächen haben ordentlich einen Goldschimmer angenommen und schmunzeln vor innerem Behagen. Die Schornsteine, welche bei bedecktem Himmel ihre schweren Wolken so unmuthig zu der grauen, nebelhaften Höhe emporblasen, stoßen heute so zierlich ihren gekräuselten Dampf aus, wie ein junger Elegant, der seine feine Havannah raucht; und selbst dieser Rauch bemüht sich heute, freundlich und liebenswürdig zu erscheinen. In phantastischen Figuren schwebt er empor, flimmert behaglich in den Sonnenstrahlen, streckt und dehnt sich mit unaussprechlichem Vergnügen, und wenn er endlich droben auseinanderfließt, so scheint er das mit einem wonnigen Seufzer zu thun, mit dem Ausrufe: Ach, welch' seliger Tod, hier oben in Licht und Sonnenstrahlen zu sterben! Auch die Gärten auf den Dächern, Moose, Grashalme und feines, nickendes Gesträuch sehen heut so wohlgeordnet und appetitlich aus. Namentlich die ersteren scheinen andere Farben als sonst zu haben, was alles die liebe Sonne macht; denn selbst der graue Sperling, der hoch oben auf dem First umherstolziert, hie und da pickt, sich so übermüthig umschaut und jetzt plötzlich aus dem tiefen Schatten hinter dem Schornsteine auf und dem glänzenden Lichte entgegen fliegt, hat nun ganz das Ansehen eines kleinen Goldfasans.

Und wie zeigen sich an einem solch glänzenden Tage unbekannte Kostbarkeiten hier oben. Glänzt nicht das Stück Glasscherbe dort aus der Rinne wie ein kostbares Brillantengeschmeide, und sollte man nicht glauben, hinter jenem Dachladen sei ein zweites Kalifornien, wo die Goldbarren nur so gediegen zu Tage treten? Eigentlich ist es nichts Rechtes, was dort leuchtet, sondern nur ein Haufen Rauschgold, den muthwillige Knaben an den Schwanz eines Papierdrachens gebunden, der hier oben Schiff-

bruch litt und hängen blieb. Auch das Wrack des Drachens selbst ist noch zu sehen, Holzstäbe, weißes Papier und ein großes rothes Herz.

Dabei ist die Luft so still, daß ich am heutigen Morgen nicht im Stande bin, auch nur eine Achtelswendung zu machen. Es sind Stunden der Ruhe und sinniger Betrachtungen. Vor mir sehe ich freilich in die weite Ebene hinaus und auf die Höhen rings umher, aber auch da gibt es für mich nichts besonders Merkwürdiges. Der klare Himmel, über die bekannte Gegend ausgespannt und alles übergossen mit einem strahlenden, blendenden Lichtmeer. Wahrhaftig, es leuchtet und funkelt so um mich herum, daß ich gerne meine Augen schließe und so mein Gehör noch besonders schärfe, das an einem solch klaren Tage, wo in der Nachbarschaft alle Fenster offen stehen, besonders in Anspruch genommen wird. Schon in erster Morgenfrühe haben mir die Glocken ihren Gruß dargebracht, liebe, zitternde Töne, die sich hier oben ganz besonders klangvoll ausnehmen, und die ich lieber immer fort und fort hören möchte, als den andern musikalischen Lärm, der nun mit dem geschäftigen Tagewerk wahrhaft betäubend auf mich eindringt.

Lieber und geneigter Leser! Hast Du je in einer musikalischen Nachbarschaft gewohnt, so hast Du erfahren, was es heißt, mit Klavier erweckt und mit Gesang zur Ruh gebracht zu werden. Wohnt vielleicht über Dir eine alte Jungfer, die Dir Ruhe gönnt, höchstens von Abends eilf Uhr bis Morgens um sieben, die Du alsdann hustend über Dir umherschlurfen hörst, die jetzt endlich ihren Klavierstuhl rückt, — und darauf horchst Du in der gleichen namenlosen Angst, wie der Verbrecher auf das Rücken des Richtstuhls, namentlich wenn Du Kopfschmerzen hast, schlecht gelaunt bist, oder gerne arbeiten möchtest, — die sich alsdann niedersetzt und nun beginnt, klingend und klappernd irgend ein verruchtes Volkslied, eine niederträchtige Polka oder gar eine sehr klassische

und langweilige Sonate zu spielen. Wenn Du das alles erfahren hast, so wirst Du verstehen, wie selbst eine Windfahne mit ihren eisernen Nerven von solcher musikalischen Nachbarschaft alterirt werden kann.

Mir gegenüber in der Dachstube wohnt der blondgelockte Lehrling des Spezereihändlers aus dem untern Stocke. Der junge Mensch hat ein schweres Tagewerk, denn sein Prinzipal trichtert zu gleicher Zeit mit den Handlungswissenschaften die Glaubenssätze einer Secte, der er angehört, in seinen harten Kopf. Der arme junge Mensch, der vor noch nicht langer Zeit eingefangen wurde, denkt wehmüthig an seine verlorene Freiheit und spielt allmorgendlich auf einer quiekenden Flöte: Ach wär' ich zu Hause geblieben! Gewöhnlich endet er mit einer melancholischen Variation, wobei ihm jedesmal der dritte Ton versagt und so das Ganze keinen rechten Zusammenhang mehr hat, und darauf schließt er mit einem wehmüthigen Ton, wie eine defekt gewordene Straßenorgel, der der Wind ausgegangen ist. Schon öfter habe ich geglaubt, auch dem armen Lehrling sei der Athem ausgegangen und er müsse jetzt nothwendiger Weise als eine Leiche am Boden liegen. — Doch Gott sei Dank, nein! gleich darauf sehe ich ihn nun auf der Straße in seinen engen Höschen, dem abgeschabten blauen Frack mit grünen Schreibärmeln, wie er mit der Behendigkeit eines Affen die Ladenfenster öffnet.

Die Flöte ist verstummt. Aber nun beginnt eine Klavierspielerin, in deren negativem Busen kein fühlendes Herz schlägt. Sie hat sich kaum Zeit genommen, ihr Frühstück zu beendigen, von einer Toilette ist so gut wie gar keine Rede. Glücklicherweise sehe ich nur ein spitzes, blasses Gesicht, mit einem rothseidenen Tuche umbunden. Es thut mir eigentlich leid, daß ich mich veranlaßt sah, mich hart gegen die Klavierspielerin auszusprechen: es ist das ein armes Wesen, die des Morgens Walzer, Polkas und Françaisen einüben muß, um sie Abends bei kleinen Privat-

bällen im Schweiße ihres Angesichts zu spielen. Lange dauern ihre Uebungen des Morgens nicht, dann setzt sie sich an's Fenster und näht seufzend oder seufzt nähend.

Mit diesen beiden Musikern meiner Nachbarschaft wäre ich schon zufrieden; aber da ragt rechts zwischen zwei Dächern wie höhnend der obere Stock eines Hauses empor, hell und freundlich angestrichen, mit so netten und heimlichen Fenstern, daß man nicht begreifen kann, wie sich hinter ihnen so Furchtbares befindet. Dort ist eine Gesangschule für junge Mädchen, die sich dem Theater widmen. Ach! es sind sogar drei Zimmer, in denen die jungen Talente zu gleicher Zeit abgerichtet werden. Kaum hat die Glocke des benachbarten Kirchthurmes acht Uhr gebrummt, so höre ich auch schon, wie es sich räuspert, wie auf dem Klavier das unglückselige A angeschlagen wird, und wie es nun losgeht, Skala auf, Skala ab, durch alle bekannten und viele unbekannten Tonarten, aus Piano in's Forte übergehend, aus Dur in Moll, aus Moll in gar nichts. Und das dauert stundenlang fort, bis die Passagen, anfänglich so ungleich und holperig, nach und nach unter Thränen und Seufzen ein bischen glatter und gleichförmiger werden, und alles dieses Elend wollte ich mir noch gefallen lassen, ja sogar die martervollsten Solfeggien mit wahrhaft kehlenzerstörenden Intervallen; wenn es nur keine Triller zu lernen gäbe! O an dem Triller werde ich noch zu Grunde gehen, denn die Studien zu einem solchen, das krampfhafte Aufschnappen dabei, die verfehlten, gänzlich wilden Töne, die bei diesen Exercitien hörbar werden, diese Musik ist mit gar nichts zu vergleichen! Ein Froschconcert ist Labsal dagegen, und selbst die nächtlichen Klagen des zärtlichen Katers sind melodischer, lassen sich leichter ertragen und greifen weniger die Nerven an. Es gibt in der Schöpfung nur ein einziges Thier, dessen Klageton sich gerade so anhört, als wolle es einen Triller versuchen, es ist ein geduldiges, etwas faules Thier, meistens von grauer Farbe und mit sehr langen

Ohren, doch will ich niemand wehe thun und liegt es mir ferne, dieses an sich sehr nützliche Thier näher zu bezeichnen. — Was ich schon gesagt, bitte ich angegriffenen Nerven zu gute zu halten.

Aber was bekümmert sich eine musikalische Nachbarschaft um angegriffene Nerven? Was bekümmern sich der Chef einer Gesangschule oder losgelassene Sängerinnen ersten, zweiten und dritten Ranges, ob neben ihnen ganze Generationen elend zu Grunde gehen? — — — — Und Sängerinnen, namentlich Sängerinnen dritten und vierten Ranges in der Nachbarschaft zu haben, das tödtet physisch und moralisch, langsam, aber unfehlbar.

Das melancholische Geflöte des Handlungslehrlings lockt Dir am Ende nur noch ein mitleidiges Lächeln ab, die Walzer und Polkas des armen Privatballorchesters sind sogar geeignet, Dir tiefe Theilnahme zu erwecken. Es ist bei einem soliden Fonds von guten Nerven sogar nicht unmöglich, sich an den Jammer einer Gesangschule zu gewöhnen, — die Trillerübungen natürlicher Weise ausgenommen. — Das Skalasingen und Solfeggiren hat doch etwas Gleichförmiges, kann man sich doch auch an das Tosen eines Wasserfalls gewöhnen, oder an das Geklapper einer Mühle, — aber Sängerinnen um sich wohnen zu haben, namentlich mehrere Sängerinnen, das geht zuweilen über menschliches Duldungsvermögen. Da hat weder Anfang noch Ende seine bestimmte Zeit; es ist einmal ausnahmsweise ruhig, und Du gibst Dich schon der süßen Hoffnung hin, heute verschont zu werden. Da bricht es mit Einemmale los, es überfällt Dich wie der blutgierige Räuber einen harmlosen Spaziergänger, Dich den Unschuldigen, der Du doch der Nachbarschaft nichts zu Leide gethan.

An Deinem Schmerz will ich mich weiden,
Lachen Deiner Todesqualen!

jubelt eine einstige Norma, und während sie auf Dich einwüthet,

als seiest Du in der That der unmoralische Prokonsul selbst, gellt es ein Stockwerk tiefer:

Robert, Robert, mein Geliebter!

Rechts tönt es:

O tanti palpiti!

links übt sich Margarete von Valois und singt mit Beziehung auf ihr Gegenüber, einen jungen Kavallerie-Offizier:

Dieser Wunsch hält künftig Euch in meiner Nähe!

Dort in jenem Hause findet man vorne sogar das Bildniß bezaubernd schön, und eine junge Choristin in einem Hintergebäude, der man heute Abend die Oper Martha angesagt, verkündet laut der Welt:

Ich kann stricken,
Ich kann sticken,
Braten spicken,
Kleider flicken,
Röcke klopfen,
Gänse stopfen,
Und gewinnen
Geld für's Haus.

— Gerechter Himmel! auch die Gesangschule droben scheint von dem allgemeinen Spektakel angesteckt zu sein, das Solfeggiren hat aufgehört, es hat sich ein Terzett zusammengethan, welches vielleicht mit Beziehung auf dich Unglücklichen aus der Zauberflöte gründlich verarbeitet:

Stirb durch uns, du Ungeheuer!

Was mir zu andern Zeiten eine Qual, ist mir in solchen Augenblicken in dem wilden Chaos menschlicher Stimmen eine wahre Wohlthat, das Talent eines alten guten Freundes nämlich, eines pensionirten Husaren-Majors, tief unten in meinem eigenen Hause, der aus alter Anhänglichkeit an seine ehemalige Carrière zuweilen die Trompete bläst, lauter Signale von der Reveille

und den Ruf in den Stall an durch Putzen und Abfüttern hindurch bis zum Zapfenstreich. Der Major ist groß, breitschulterig, hat eine sehr gewölbte Brust und kann etwas leisten. Schnengterengtengteng — titteriti titteriti titteriti, klingt es drunten so gewaltig, daß sogar Norma verstummt und selbst das Terzett in der Gesangschule von seinen fruchtlosen Bemühungen abläßt, das Ungeheuer zu tödten. — Doch, was ist das? Rataplan, Rataplan, Rataplan! geht es auf einmal auf den Treppen meines Hauses. Zwei hoffnungsvolle Buben der Familie des zweiten Stockes, die sich mit ungebührlich großen Trommeln angenehm die Zeit vertreiben! Nun, es geht in einem hin; denn der musikalische Paroxismus in der Nachbarschaft muß jetzt nothwendigerweise seinen Culminationspunkt erreicht haben. Hat sich doch in der engen Straße eine Orgel postirt:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
An seiner Seite klirrt das Schwert, das scharfe,

und während er mit blutiger Hand die Harfe schlägt, marschirt ein paar hundert Schritte von der Ecke die Wachparade vorbei. Ridibum Ridibum Ridibum bum bum:

Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.

O—ho—ho—ho—ho—hoh! — — — — Das ist selbst mehr, als eine Windfahne zu ertragen vermag.

Reisende, die auf ihrer Wanderung durch das geheimnißvolle Dunkel des amerikanischen Urwaldes an einen jener furchtbaren Cypressensümpfe kommen, erzählen, daß, nachdem man kaum fünfzig Schritte eingedrungen, das Licht des Tages nicht mehr leuchtet, daß sich die ungeheuren Stämme fünfzig Fuß erheben, Stamm an Stamm gereiht, Krone an Krone, so daß der Sumpf einem endlosen Schirmdache gleicht, durch das auch kein einziger Sonnen-

strahl zu bringen vermag. Da sehen sie das vom Uferrande schief hereinfallende Licht mit der Dämmerung kämpfen, in düsteres Dunkel zucken und endlich in Nacht übergehen. In dem Verhältniß, in dem das Tageslicht abnimmt, wird auch die Sumpfluft dicker, erstickender, endlich verpestet; die anfangs hell auflodernden Flammen ihrer Kienfackeln werden schwächer und schwächer und zuletzt schwimmen sie vor ihren Augen bloß noch wie Irrlichter. Plötzlich fällt ein Schuß, und im gleichen Augenblick hört keiner mehr, was der andere sagt; denn der Aufruhr, der nun auf allen Seiten losbricht, ist so furchtbar, daß er die stärkste Constitution vollkommen betäubt. Tausende, zehntausende von Alligatoren, Bullfröschen, Nachteulen, Ahingas, Reihern, die im Schlamm und in den Laubdächern der Cypressen hausen, erheben nun ihre Stimmen, ihe Gebrüll und ihr Gestöhne, werden rebellisch, kreischend brechen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und umkreisen die Reisenden, fliegen um ihre Köpfe. Umsonst ziehen dieselben ihre Messer, halten die Arme über ihre Köpfe und Augen, es scheint um sie geschehen zu sein in diesem entsetzlichen Aufruhr der gräßlichen Thierwelt.

— — Auch eine musikalische Nachbarschaft!

Während mein Freund, der arme Schriftsteller, diese Zeilen zu Papier bringt, nickt er wehmuthsvoll mit seinem Haupte, meint aber am Schluß, ich hätte die Schlimmsten in der Nachbarschaft vergessen, die stillen, schleichenden Krankheiten dieses musikalischen Fiebers, wohlgebildete Töchter anständiger Familien, die mit einer Energie, welche einer bessern Sache werth wäre, ihr unglückliches Pianoforte zerschlügen, häufig, um die auf das Notenpult aufgestellten Musikalien wirklich zu erlernen, häufiger noch, um einige Aufmerksamkeit zu erregen. Und letzteres gelinge ihnen leider nur allzu oft! Dies sagte der Schriftsteller mit einem trostlosen Blick gen Himmel, wobei er die Fahne seiner Feder zerkaute. Dann seufzt er tief auf und erzählt mir:

„Einstmals, als ich noch recht jung war und die Schreiber-Carrière anfing — ich trug dazumal einen wohlgemachten Rock, steife Vatermörder und pflegte mein blondes Haar sorgfältig zu scheiteln, — da wohnte ich in einer sehr schmalen Gasse. Dieselbe war so eng, daß, wenn im gegenüberliegenden Hause Jemand nieste, ich fast unwillkürlich ausrief: Zur Gesundheit! — ja, daß ich, obgleich sehr friedfertiger Natur, doch mit einem meiner Vis-à-vis, einem alten Gerichtsaktuar, in Streitigkeit gerieth; denn wenn der seine Waschschüssel zum Fenster hinaus ausgoß, so spritzte es auf meine Blumen und ich hatte ihn doch nicht zum Gärtner angestellt.

„Mir grade gegenüber wohnte eine schreckliche Wittwe mit drei noch schrecklicheren Töchtern. Daß die letztern sich gerne verheirathet hätten, fand ich begreiflich, daß aber die Mutter noch ähnliche Gelüste hegte, erschien mir einigermaßen unnatürlich. Und doch war es so. Als ich einzog und zum erstenmal an meinem Fenster lag, streckte auch die Wittwe ihren Kopf hervor, und unsere Nasen hätten sich fast berührt. Sie lud mich ein, gute Nachbarschaft zu halten, und um nicht für sehr grob zu gelten, mußte ich ihr nothgedrungen einen Besuch machen. Bei diesem Besuch fiel mir immer die Scene aus einer Menagerie ein, die ich einstens erlebt, wo ich nämlich ein armes unschuldiges Kaninchen bei einer Fuchsfamilie eingesperrt sah, und dabei den Wärter erklären hörte: „Sehen Sie, meine Herrn, diese beiden Thiergattungen, von der Natur aus geschworene Feinde, vertragen sich auf's Beste, ja, man könnte sagen, sie fühlen eine zärtliche Neigung zu einander." Diese zärtliche Neigung aber schien mir darin zu bestehen, daß das unglückliche Kaninchen zitternd von Winkel zu Winkel huschte, da es den blutgierigen Blick der alten Füchsin mit Familie wohl zu deuten wußte.

„Auch ich befand mich bei jenem Besuche im gleichen Fall mit dem Kaninchen und schauderte bei den Freundschaftsbezeugungen,

mit denen mich die alte Füchsin und ihre Töchter überhäuften. Da sie mir glücklicherweise keinen Gegenbesuch machen konnte, so blieb unser Verkehr sehr mäßig; doch hatte auch diese unglückselige Familie ein Klavier, und da sowohl Mutter als Töchter darauf herumhämmerten, so kann man sich denken, wie angenehm auch hiedurch meine Nachbarschaft wurde. Ich weiß nur nicht, ob das, was sie Musikmachen nannten, den ganzen Tag so fortging, oder ob sie sich genau nur die Stunden erkoren, wenn sie wußten, daß ich zu Hause sei. Genug, kaum öffnete ich Morgens meine Augen, so hörte ich drüben das verfluchte Geklimper, kaum kam ich Mittags oder Abends müde von der Schreiberei in meine Stube, so klang es mir entgegen; ja, wenn ich Abends aus dem Wirthshause heimkehrte, mich der stillen, lauen Sommernacht freuend, und meine Fenster öffnete, — o, auf diesen Augenblick mußte eine der Viere gelauert haben, denn alsdann brach drüben die musikalische Hölle los und kam vor Ablauf einer guten Stunde nicht mehr zur Ruhe.

„Aber wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten," so sprach nämlich der Schriftsteller zu mir, „man gewöhnt sich am Ende an Alles, auch an einen gleichmäßigen, fortdauernden Lärm, dessen Einzelnheiten irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken man durchaus keine Neigung fühlt, z. B. das Klappern einer Mühle, den Lärm einer Schule, selbst ein fortgesetztes Skalasingen. So erging es mir denn auch nach einiger Zeit bei dem Musiciren der Fuchsfamilie drüben. Ich kam glücklicherweise so weit, daß ich gar nicht mehr empfand, was sie eigentlich spielten; für mich war es bald nur noch eine klingelnde, dudelnde Tonmasse, bei der ich meiner Phantasie folgen konnte, die meine Gedanken durchaus nicht mehr störte. Sie spielten alles durcheinander, Walzer, Polkas, Potpourris, Mazurken, und mir klang eins wie das andere.

„Doch war das eine schreckliche, ja wahrhaft teuflische Familie; denn nachdem ich so eine Zeitlang wieder still und ver-

gnügt gelebt, ja, als mir das Rauschen des musikalischen Wasserfalls gegenüber durch seine Farblosigkeit fast angenehm zu werden anfing, hörte ich mit Einemmale, daß sie die Melodie eines verfluchten Walzers öfters und öfters ableierten. Ich hoffte, die Krisis sei vorübergehend, das Uebel nur akut, aber nein, die Walzermelodie wurde chronisch und ich dabei langsam zur Verzweiflung gebracht. Morgens, Mittags und Abends die gleichen Töne, und dazu kam noch, daß eines Tages, während eine der alten Jungfern spielte, die andere einen Text dazu sang, den ich nun nicht mehr aus meinem Gedächtniß brachte. Schreibend, reimend, spazierengehend umgaukelte mich diese verfluchte Melodie; ich mußte sie vor mich hinsummen, Nachts in meinem Bette, oder auf der Straße; ja selbst wenn ich andere Musik hörte, brachen die schauerlichen Töne jenes Walzers gespensterhaft siegreich und höhnend daraus hervor. —

„Und das war noch nicht einmal mein ganzes Leiden. Der Walzer hatte drei Theile, den ersten und zweiten spielte die Familie drüben regelmäßig herunter, aber den dritten, das Trio, bekam ich nie zu hören. Welche Qualen ich dabei ausstand, kann ich keinem Menschen beschreiben; so oft drüben eine den zweiten Theil abspielte, lauschte ich mit einer wahren Höllenangst, mit einer Sehnsucht nach dem Trio, die mir unmöglich ist zu beschreiben, ich schmachtete nach dem Trio, wie der selige Tantalus nach seinem Wasser und seinem frischen Obste. Wär' ich ein Banquier gewesen, so hätte ich zuweilen ausgerufen: Eine Million für jenes Trio! Als Schauspieler würde ich mich eines Tages sicher versprochen haben: Ein Trio, ein Trio, ein Königreich für ein Trio!

„Aber das wußten die drüben ganz genau, und es kam kein Trio. Nach dem zweiten Theil kam der erste wieder, und so ging es fort, Wochen lang, Monate lang. Darüber fiel ich zusehends ab, mir schmeckte weder Essen noch Trinken; ich schlief

unruhig oder gar nicht, ich war von Uebelkeiten und Schwindeln geplagt, ja mußte einen Arzt holen lassen, der mir aber auch nicht helfen konnte, denn ich schämte mich, ihm mein Leiden zu gestehen. Er hätte mich unbedingt auslachen müssen. — Sehnsucht nach einem Trio, eine Triokrankheit! So etwas war noch gar nicht da gewesen. Mein Zustand wurde unerträglich. Ich sah mich immer kränker werden und da mir das Leben verhaßt war, so fürchtete ich den Tod nicht. Ja, an diesen letzten Tröster denkend hatte ich eine teuflische Freude, wenn ich mir ausmalte, es sei mir vielleicht vergönnt, als Gespenst zurückzukehren und dann in der Mitternachtsstunde unter die Fuchsfamilie zu treten und ihr mit hohler Stimme, denn alle Gespenster haben hohle Stimmen, jenes Trio abzuverlangen. Und jenes Trio sollten sie mir spielen allnächtlich von der Mitternachtsstunde an bis zum ersten Hahnenschrei. Und für jeden Tag, den ich gelitten, ein ganzes Jahr lang. Das war alsdann eine Heimzahlung von dreihundertfünfundsechzig Prozent, den Schalttag gar nicht gerechnet.

„Da schlich ich an einem Frühlingsabend, es war ein wunderbar laues Wetter, durch das enge Gäßchen meinem Hause zu. Ich hatte blühende Bäume gesehen und Flieder gerochen, auch Bienen waren an mir vorübergesummt und hatten mich an meine Kindheit, an mein freundliches Heimatsdörfchen erinnert. Auch klangen heute die Abendglocken so unbeschreiblich rührend, daß es mir ganz weich um das Herz wurde. So schlich ich dahin und wie ich meinem Hause näher kam, hörte ich den gespensterhaften Walzer wieder, den ersten Theil, den zweiten; ich blickte seufzend und duldend an den dunkeln Abendhimmel empor; doch wie ward mir, als nun mit Einemmale leise und lind, für mich wie himmlische Sphärenmusik, wie ein lindernder Balsam, wie eine allgemeine, umfassende Versöhnung alles dessen, was sich bis jetzt gehaßt hat zwischen Himmel und Erde — jenes Trio begann, jenes süße Trio, das Trio meiner Sehnsucht, meiner

Träume! Ich griff an meine Stirn, ich athmete tief und freudig auf, wie jemand, dem nach schreckenvoller langer Nacht die Morgenröthe den anbrechenden Tag verkündet. Ich lächelte, blickte gen Himmel, und ehe ich wußte, wie das gekommen, befand ich mich bei der Fuchsfamilie, stand dort neben dem Klavier und stammelte: „Ach, mein Fräulein, wie danke ich Ihnen! In Ihrer Hand liegt es, mich fortan froh und glücklich zu machen."

— — — — „Und als ich das gesagt, geschah etwas absonderlich Schreckliches und Furchtbares. Die Klavierspielerin erhob sich, lehnte sich an meine Brust und sprach: „Ich habe Sie schon lange geliebt und die Mutter wird nichts dagegen haben." — Ob ich in diesem Augenblicke selbst laut aufgeschrieen, oder ob das Geschrei, welches in meine Ohren drang von der Fuchsfamilie herkam, weiß ich nicht mehr genau anzugeben; genug, ich hörte Gekreisch und Gepolter, sah acht flammende Augen und fühlte, wie ich die Treppe hinabfiel. Dann aber rannte ich unaufhaltsam fort, durch die enge Gasse in eine breite Straße, dem Thore zu, mit jeder Sekunde wurde mir leichter und leichter ums Herz. Jetzt hatte ich die Stadtmauern hinter mir, vor mir glänzte das Wasser des Stromes, der sie umfloß, und dort sank ich nieder; nicht in den Strom, sondern an seinen Ufern unter blühenden Büschen, durch welche das Mondlicht zitterte und auf denen eine Nachtigall saß, die mit ihren wunderbaren Melodieen selige Ruhe in mein Herz träufelte.

„Ich war gerettet, befreit von dem Bann, der auf mir gelegen; gelöst war der Zauber, der mich gefangen hielt und der mir selbst nicht einmal erlaubt hatte, jenes unheilvolle Quartier zu verlassen. In später Nacht schlich ich nach Hause, früh Morgens zahlte ich meine Miethe, nahm meine Habseligkeiten und suchte mir am andern Ende der Stadt eine Wohnung, aber in einem Hause ohne alle musikalische Nachbarschaft."

Fünfter Windstoß.

In eine Dachkammer wird eine Schlafgängerin gesucht und ist ebendaselbst eine Kinderbettlade zu verkaufen.

Mein Freund, der Schriftsteller unter mir im Dache, hat mich schon öfters gebeten, ihn nun auch endlich einmal etwas von seinen Erlebnissen und Erfahrungen erzählen zu lassen; doch habe ich mich bis jetzt immer dagegen gesträubt; denn was er mir von dergleichen bisher mittheilte, war immer so finsterer und blutdürstiger Art, daß ich mit meinem leichten Naturell, mit meiner Lust und Liebe an Licht und Sonnenglanz, meinem Behagen an fröhlichem, heiterem Leben keinen Geschmack daran finden konnte. Mein Freund hat eine eigenthümliche Vorliebe für alles menschliche Unglück, was wohl daher kommen mag, daß ihm in Zeit seines Lebens das Schicksal selten freundlich gelächelt hat. Er kann es nun einmal nicht leiden, wenn ein liebendes Paar glücklich wird, und wenn er durchaus nicht mehr umhin kann, in eine endliche Verbindung zu willigen, so hat entweder er vorher einen Arm, ein Bein, ein Stück von der Nase oder dergleichen verloren, oder ist sie so alt und kümmerlich geworden, daß es gar nicht mehr der Mühe werth ist, wenn sie sich überhaupt noch verheirathet. Meistens aber enden seine Helden und Heldinnen alle auf klägliche und traurige Art, durch Kohlendampf oder Gift im Bett, durch einen sehr unangenehmen Sturz von einem Felsen, durch zufällige Pistolenschüsse und dergleichen mehr. Dabei ist er obendrein äußerst unglücklich in der Wahl seiner Titel, was der geneigte Leser aus der sonderbaren Ueberschrift dieses Kapitels wohl ersehen mag. Ich habe mich auch heftig und mißbilligend herumgedreht, als er mir das von der Dachkammer, dem Schlafgängeringesuch und der Kinderbettlade vorsprach. Nach dem alten Sprichwort aber, daß eine Hand die andere wäscht, muß ich ge-

linde mit ihm verfahren, und wenn ich auch nicht im Stande bin, meine eigenen Hände in Unschuld zu waschen, so bitte ich doch den freundlichen Leser, mich nicht entgelten lassen zu wollen, was ein Anderer sündigt. So—o—o—o—o—o, nun könnten wir anfangen.

Daß in eine Dachkammer eine Schlafgängerin gesucht wurde, und daß dort zugleich eine Kinderbettlade zu verkaufen sei, war eine Zeitungsanzeige in einem kleinen unbedeutenden Tagblättchen. Eng gedruckt, hatte sie die Einsenderin nicht viel Einrückungsgebühr gekostet, war auch von vielen gelesen worden, denn es gibt Leute genug, die eine Zeitung bis zur Neige auskosten und die nicht nur alle Verkaufsanzeigen gründlich lesen, sondern auch den Courszettel, obgleich sie oftmals nicht wissen, was Cours ist, ebenso die jeweiligen Schrannenpreise ohne allen ersichtlichen Nutzen, als daß sie sich ärgern, weil das Brod nach einem Abschlage erst mehrere Tage später wohlfeiler, dagegen schon einige Zeit vorher theurer wird im ahnungsvollen Vorgefühl, daß Weizen und Roggen steigen dürften. Ja, es gibt Leute, die sich nicht nur den Strich am Ende der Zeitung betrachten, sondern was noch unter dem Striche ist, Verfaßt, gedruckt und verlegt von Hahnemanns sel. Erben.

Eine Dachkammer ist eine Kammer unter dem Dache. In einigen bestehen Wände und Decken aus Brettern, in andern sind sie mit Kalk verputzt und haben schon ein wohnlicheres Ansehen. In eine der letzteren gelangen wir mit Hülfe der angeführten Zeitungsanzeige und finden sie von mäßiger Größe mit einer schiefen Wand nach außen, wo sich auch das einzige Fenster befindet, mit drei andern geraden Wänden und einem sehr schlechten unebenen Fußboden. Wände und Fußboden hätten reinlicher sein können; die erstern waren von Zimmerrauch und Dunst geschwärzt und der letztere hatte solche Vertiefungen, daß es der kräftigsten Hand wohl kaum gelungen wäre, sie mit dem Besen oder dem

Waschlappen vom angesetzten Staube zu befreien. Und die Hand, welche hier Besen und Waschlappen zuweilen führte, war nichts weniger als stark, vielmehr schwach und zitternd, denn sie gehörte einer kränklichen sechzigjährigen Wittwe, die gebeugt war unter der Last der Jahre, sowie unter der strengen Hand des Schicksals, das rauh und schonungslos mit ihr umgegangen war. Obgleich ein kleiner eiserner Ofen in der Dachkammer stand, so befand sich doch trotz eines frostigen Spätherbsttages kein Feuer in demselben, und er stand kalt und theilnahmslos da, man könnte denken mürrisch, fast trotzig, als wollte er sagen: wenn ihr mir kein Holz zu essen geben wollt, so kann mir das gleichgültig sein, dann brauche ich euch nicht zu erwärmen, o, mir ist das ganz einerlei. Diese Aeußerungen des Ofens sind authentisch, denn ich habe sie von meinem alten Schornsteine, der ihn nothgedrungen mit in sich aufnehmen mußte, aber sehr geringschätzig sprach von dem schlechten Geruch der aufgewärmten Erbsensuppe oder der Kartoffeln mit Zwiebelbrühe, der ihm oft schon den Appetit für feinere Genüsse verdorben habe.

Was das übrige Ameublement der Kammer anbelangt, so konnte man sagen, es sei besser, als man hier zu finden erwartete. Da war ein ehemals polirter Tisch, freilich sehr zerschunden und abgeschabt, deßgleichen drei nußbaumene Stühle, die dazu paßten, ja sogar ein Lehnstuhl mit Leder bezogen, auf dessen Sitz aber ein Stück blaukarrirter Baumwollzeug wahrscheinlich eine traurige Blöße verdeckte. In der Ecke stand die erwähnte Kinderbettlade, auch von hartem Holz und polirt, doch waren weder Strohsäckchen, noch Betten, noch Decke darin, und die nackten Bretter schienen Lust zu haben, gar traurige Geschichten zu erzählen.

Die Besitzerin der Dachkammer, Frau Wittwe Strieber, fühlte die Kälte nicht, denn sie lag in ihrem Bette, warm zugedeckt mit einer dicken wollenen Decke. Ihre Arme hatte sie freilich über derselben, doch waren diese Arme wohlverwahrt, denn die alte

Frau stak in einer gestrickten Jacke, die schon im Stande war, eine kühle Luft abzuhalten; auf dem Kopfe hatte sie eine ordentliche Nachthaube, und wenn auch das Gesicht darunter runzelig und eingefallen war, so lag doch etwas darin, ein Zug um den Mund, ein Blick aus den Augen, die wohl anzeigten, daß eben dieses Gesicht früher unter einem eleganten Hute vollkommen an seinem Platz gewesen war. Frau Strieber hatte ein Buch in der Hand und da zu gleicher Zeit auf ihrer Nase eine Brille saß, so sind wir berechtigt, anzunehmen, daß sie in diesem Buche gelesen habe. Wir sagen habe; denn im gegenwärtigen Augenblicke hatte sie den Kopf in die Kissen zurückgelegt und blickte wie träumend an die Kammerdecke empor, während sie die Hände auf dem Buche gefaltet hatte und etwas zwischen ihren Fingern hielt.

Dieses Etwas war ein gelbes Stückchen Band, welches die Besitzerin dazu brauchte, um irgend eine Stelle in ihrem Gebetbuch zu bezeichnen; so oft sie aber an eine solche bezeichnete Stelle kam, unterbrach sie sich selbst mitten im schönsten Gebete und machte es wie jetzt, das heißt, sie faltete ihre Hände, legte den Kopf zurück und blickte so lange an die Decke empor, bis ihre Augen anfingen zu blinzeln und bis unter der Brille hervor ein paar dicke Thränen über die eingefallenen Wangen hinabrollten. Durch diese Thränen erweiterte sie alsdann ihr Gedächtniß und sie blickte mit einer erstaunlichen Klarheit in eine längst vergangene Zeit. Da schoben sich die Wände der Dachkammer auseinander, aus dem einzigen trüben Fenster wurden zwei große und helle mit freundlichen weißen Gardinen versehen und einem hübschen Umhang, ähnlich dem Zeuge, womit die Möbel bezogen waren. Da erschienen auf den rauchigen Wänden grüne und rothe Streifen mit Blumenguirlanden, auch Bilder in goldenen Rahmen, und in einem derselben erblickte sie sich selbst, wohlfrisirt, mit einer festlichen Haube, außerordentlich ähnlich von dem damaligen ersten Künstler gemalt, dessen Bilder nur den Einen Fehler hatten, daß die Köpfe zu den

Körpern selten paßten und so eigenthümlich auf dem Halse saßen, daß man bei den dargestellten Personen abnorme, bis jetzt in Natur noch nie dagewesene Gelenke voraussetzen mußte. Neben ihrem Bilde sah sie dann natürlich wie im Traume das ihres Mannes, des seligen Revisors, angethan mit einem schwarzen Fracke, in dessen Knopfloche ein gelbes Band mit einer goldenen Medaille prangte. Das war die Kopie desselben Bandes, welches sie jetzt in ihren Händen hielt.

Und dann dachte sie ferner an jenen seligen Abend, als der dicke Kanzleidiener mit so auffallend sonderbarem Schmunzeln Abends in's Zimmer trat. Der Kanzleidiener hatte ein fettes, rothes Gesicht, weißes Haar, und schnupfte leidenschaftlich. Als er an jenem denkwürdigen Abend kam, blieb er unter der Thür stehen und nahm dort eine Prise der Rührung; denn er war ein guter Mensch und der Familie Strieber besonders zugethan. Nach der Prise schluckte er heftig, lächelte etwas affektirt, und als er bedächtig in seine Rocktasche langte, sagte er mit bewegter Stimme: „Ja, Frau Revisor, so geht's. Wie kann man wissen, was nicht alles kommt! Habe ich doch schon manches gebracht, Angenehmes und Unangenehmes, aber noch nichts, wie heute Abend." — Und darauf hatte sie entgegnet: „Bendel, Er erschreckt mich. Will Er sich nicht setzen und sich deutlicher erklären?" — „Nicht um eine Million will ich mich vorher setzen," antwortete hierauf der Kanzleidiener, und dabei zupfte er immerfort an seiner Rocktasche und brachte endlich ein großes weißes Couvert zum Vorschein mit dem Amtssiegel; und das Couvert sah so verdächtig dick aus, daß nothwendig etwas anderes darin sein mußte, als nur Papiere; und als das die Frau Revisorin sah, überlief es sie kalt und sie sagte: „Wenn Er sich nicht setzen will, Bendel, so werde ich mich setzen." — Das that sie auch und dann reichte ihr Bendel das Couvert, sie wischte ihre Hände an der Schürze ab, ehe sie es anfaßte, — nein, nein, es war anders; sie griff

es mit der Schürze an und fragte: „Darf ich?" — Darauf sagte Bendel: „Nur zu!" worauf sie das Papier öffnete, ein Etuis hervorzog, ein sehr schönes Etui von rothem Leder und darin lag die goldene Verdienstmedaille mit dem gelben Bande, bei deren Anblick die Revisorin zu weinen anfing und ausrief: „Bendel, mich trifft der Schlag!"

Aber der Schlag traf sie keineswegs. Auch faßte sie sich schon im nächsten Augenblicke wieder so weit, um dem Kanzleidiener ein Glas Wein einschenken zu können, sowie mit demselben zu überlegen, auf welche Art der Revisor am besten zu überraschen wäre. Die Ansichten beider trafen sich auf eine merkwürdige Art, und als Herr Strieber später zum Nachtessen kam, bemerkte er nichts Besonderes oder Außerordentliches, nur fiel es ihm auf, daß sein einziger achtjähriger Sohn die Sonntagshöschen anhatte, und daß die Revisorin zuweilen still in sich hineinkicherte. Der Hausherr setzte sich zu Tische, und fing an zu schmunzeln, als sein Leibgericht aufgetragen wurde, gewärmtes Sauerkraut mit Schweineknöchel. Als er aber darauf die Serviette von seinem Teller nahm und dort die funkelnde Medaille mit dem gelben Band erblickte, da sprang er jählings in die Höhe, als habe er im Sitzkissen des Stuhls eine Nadel verspürt, wobei er ausrief: „Potz Heiden und Schnecken, ist das Ernst oder Scherz?" — Aber es war kein Scherz. Madame Strieber, deren Lachen jetzt wieder in tiefe Rührung umschlug, heftete die Medaille an den Rock, der kleine Friedrich präsentirte einen kolossalen Blumenstrauß und es dauerte eine gute Stunde, ehe Sauerkraut und Schweineknöchel angegriffen wurden, mit welchen köstlichen Sachen dem Revisor am heutigen Abende allerlei Unglück passirte, denn da er beständig auf seine Medaille hinschielte, so ließ er die besten Brocken von der Gabel fallen oder fuhr mit derselben an unrechte Orte. Später, als der Sohn zu Bette war, wurden die bezüglichen Dekrete gelesen und wieder gelesen, und bei der Stelle, wo

es hieß, daß nach dem Tode des Besitzers die respektive Medaille zurückgegeben werden müsse, konnte sich Madame Strieber der Thränen nicht erwehren. Natürlicherweise war es nicht der Verlust des Goldwerthes, der sie tief betrübte, sondern sie vergegenwärtigte sich den Augenblick, wo sie zum letztenmale die Medaille ansehen durfte und sie hingeben mußte in fremde Hände, um sie nie mehr zu erblicken, wie sie ja auch ihren Mann, der jetzt so freudestrahlend vor ihr saß, alsdann nie mehr wiedersehen würde. — Welch ein Kontrast in diesen beiden Stunden! Der Revisor hatte sie freilich getröstet und ihr gesagt: „Das hat gute Wege, bis dahin ist Friedrich erwachsen und wer weiß, ob die Medaille nicht in unserm Hause bleibt.“ —

Darnach war die Zeit vorübergerollt, und an einem andern Abend saß die arme Revisorin schwarz gekleidet an ihrem Tische, unaufhaltsam tropften ihre Thränen über das bleiche Gesicht, als sie die goldene Medaille einpackte und dem Kanzleidiener übergab. Das war nicht mehr der alte getreue Bendel; der hatte dem Revisor Quartier gemacht und lag sieben Schuh tief, leider so weit von ihm entfernt, daß sich die Beiden in der Mitternachtsstunde nicht einmal zusammen unterhalten konnten

Dabei dachte die Frau an das trostreiche Wort ihres Seligen, daß die Medaille wohl in der Familie bleiben könnte; doch hatte er damit schlecht prophezeit, denn Friedrich war nicht so geworden, wie er hätte werden können. Wohl war er von der Natur mit Fähigkeiten genugsam ausgerüstet, ja seine Lehrer nannten ihn einen talentvollen jungen Mann, er hatte das Baufach studirt, hatte schöne und vielversprechende Entwürfe gemacht, war aber in schlechte Gesellschaft gerathen und hatte den Eltern schon unsägliches Herzeleid verursacht.

An dem erwähnten traurigen Abende stand er am Fenster, und während die Mutter mit dem Einpacken beschäftigt war, hatte er den Arm gegen das Fenster gelegt, drückte seine Stirn gegen

die kalten Scheiben und blickte finster in die Nacht hinaus; zuweilen kaute er auch an seinen Nägeln. Die Mutter hatte ihn mit Ermahnungen und Bitten bestürmt, sie hatte ihm vorgestellt, wohin ein solch wildes unordentliches Leben nothwendig führen müsse, sie hatte ihn bei dem Andenken des Vaters beschworen, doch endlich einmal seinen tollen Lebenswandel zu lassen und mit Emsigkeit für sich und seine Zukunft zu arbeiten. „Daß Du an mich denken sollst," hatte die Mutter traurig hinzugefügt, „o lieber Gott, daran habe ich schon lange nicht mehr gedacht, will das auch nicht einmal verlangen. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, werde ich mich mit meiner kleinen Pension schon durchhelfen, und der liebe Gott wird mir beistehen, daß ich mit Anstand sterben kann, wie ich mit Anstand gelebt," fügte sie mit einem gewissen Stolze bei.

Aber das Schicksal in Gestalt ihres Sohnes Friedrich schien nun einmal nicht gelaunt zu sein, ihr diesen Willen zu erfüllen. Freunde seines verstorbenen Vaters hatten ihm eine ziemlich ordentliche Stelle bei einem Eisenbahnbau verschafft, wobei aber, um vor seinen Fahrlässigkeiten gesichert zu sein, eine kleine Caution gestellt werden mußte. Die Mutter hatte das übernommen, und zu dem Zweck den größten Theil ihrer Pension verpfändet, und als nun der traurige Fall eintrat, daß durch Friedrichs Nachlässigkeit und Leichtsinn er nicht nur seine Stelle verlor, sondern auch die Caution angegriffen wurde, da sah sich die arme Wittwe genöthigt, hinaufzuziehen in das Dachstübchen und im Bette zu bleiben, wenn es draußen kalt war. Doch selbst zu solch bescheidenem Leben wollten die Einkünfte zuweilen nicht mehr reichen, auch hatte ihr die Hauswirthin, Madame Wurmer, gesagt: „Nehm Sie doch jemand zu sich, Frau Strieber," und hatte in dem Fall gegen billiges Geld ein Bett versprochen; „erstens kostet Sie alsdann das Quartier weniger und zweitens hat Sie bei vorkommenden Fällen eine Hülfe." Das „vorkommende Fälle" hatte ihr

Thränen in die Augen gejagt. Wer denkt nicht zuweilen an den letzten „vorkommenden Fall?" Aber, daß sie ihn in einer Dachkammer erleben sollte, fern von ihrem Sohne, der nach der Residenz gegangen war, um dort sein Glück oder gänzliches Unglück zu finden — so weit hatten sich ihre Befürchtungen doch nicht erstreckt. Wie hatte sie sich selbst jenen letzten Fall so schön ausgemalt! Dahin zu ziehen aus den Armen der Liebe hinweg nach jenen lichten Räumen, die uns verheißen. Wie hatte sie sich darauf gefreut, ehe sie ihr Auge zum letztenmal schließen würde, ihren Sohn neben sich zu sehen, vielleicht mit einer geliebten Frau und schönen gesunden Kindern!

Ach! diese Träumereien, sowie auch die von einer früheren glücklichen Zeit, waren mit ihre seligsten Stunden, und das kleine gelbe Band, wenn sie es in ihren Fingern hielt, schien eine Zauberkraft in sich zu haben und ihre ganze Umgebung mit einemmale zu verwandeln.

Da klopfte es bescheiden an die Kammerthür. Und plötzlich verflog der Traum der alten Frau mit den hellen Fenstern, mit den glänzenden Tapeten, mit dem stattlichen Bilde ihres Mannes, alles, alles verflog, und als sie traurig lächelnd um sich blickte, sah sie so recht deutlich die ärmliche Dachkammer mit dem kalten, mürrischen Ofen.

Es klopfte wieder, und so leise und bescheiden, wie vielleicht ein Bettler zu klopfen pflegt. „Herein!" rief Frau Strieber, indem sie sich ein wenig in ihrem Bette aufrichtete. Da wurde die Thür langsam geöffnet, aber mit der gleichen Bescheidenheit, wie man vorhin angeklopft hatte; und in der Spalte wurde der Kopf einer Frau sichtbar, die schüchtern ins Zimmer hineinblickte und mit einem verlegenen Lächeln Madame Strieber in ihrem Bett grüßte.

„Nur herein," sagte diese, „nur ganz herein, wenn Ihr zu mir wollt." — „Ja, ich vermuthe fast, daß ich zu Ihnen will," entgegnete die Frau an der Thür, „Numero 2420 im Tagblätt-

chen von gestern, wo eine Schlafgängerin gesucht wird." — Die alte Frau im Bett nickte mit dem Kopfe und sagte dann mit einem leichten Seufzer: „Ja, ja, es ist so, kommt nur herein."

Aber trotz dieser Aufforderung blieb die Andere in der halbgeöffneten Thür stehen, blickte verlegen rückwärts und gab zur Antwort: „Ja, wenn Sie erlauben, so werde ich schon hereinkommen, aber ich bin — ich habe — Sie müssen schon entschuldigen —." — „Und was denn?" sagte die Revisorswittwe fast ungeduldig. — „Sie müssen schon verzeihen, daß ich — mein kleines Kind mit hereinbringe." — „Ei der Tausend, ein kleines Kind," entgegnete kopfschüttelnd Madame Strieber, „ja darnach habe ich eigentlich nicht verlangt, weiß auch nicht, ob sich das machen läßt. Ueberhaupt — müssen wir uns doch zuerst verständigen. Es sind schon Manche da gewesen, aber ich kann nicht jede aufnehmen."

„Das habe ich mir wohl gedacht," sprach traurig die Frau, die jetzt in die Dachkammer getreten war und an ihrer Hand ein kleines Bübchen von vielleicht vier Jahren führte, das scheu und furchtsam um sich blickte und zuweilen zusammen zu fahren schien, nicht aus Angst, sondern vielmehr vor Kälte, denn das Bübchen war ziemlich dünn gekleidet. „Ja, ich habe die Anzeige gelesen," meinte die Frau an der Thür nach einer kleinen Pause, „und wenn ich leider auch nicht sehr vortheilhaft auftreten kann, so kann ich doch meine Herkunft von einer guten Familie beweisen und habe auch einiges Geld, um die Miethe wenigstens einen Monat im Voraus bezahlen zu können."

Die alte Frau im Bette schien wenig auf diese Reden zu hören, doch betrachtete sie mit großem Interesse das Bübchen, welches ein bleiches Gesichtchen hatte, bläuliche Lippen und mit seiner rothen Nasenspitze recht verfroren aussah. Mochte die Revisorin bei diesem Betrachten einen strengen, fast finsteren Blick machen, genug, die junge Frau wollte sich darauf schüchtern

wieder zurückziehen und bat um Entschuldigung, gestört zu haben. Die junge Frau sah recht kummervoll aus, sie mußte schon sehr, sehr viele Leiden durchgemacht haben und war doch ihrem Aeußern nach noch so jung. Sie hatte ein feines, weißes Gesicht mit wahren Kinderaugen, von einem recht ehrlichen und gutmüthigen Blick und Glanze. Letzterer aber wurde gedämpft oder vielmehr, er konnte den Beschauer traurig stimmen, wenn man dazu das gedrückte Lächeln auf den müden Gesichtszügen der jungen Frau, namentlich um die zusammengepreßten Lippen sah. Es war eins von jenen Lächeln, die man in der Welt häufig genug findet und die uns, namentlich wenn wir selbst traurig gestimmt sind, auf's tiefste bewegen können, wo es uns hinzieht, die Hände einer solchen Unglücklichen zu ergreifen, wo wir fast aus ihren Augen die Geschichte ihres Unglücks lesen können, und wo es uns drängt, zu ihr zu sprechen: Lege dein Haupt an meine Brust, was du fühltest, habe auch ich gefühlt, — laß uns zusammen weinen.

Aehnliche Gedanken mochte auch Madame Strieber hegen, als sie nun forschend in das traurige, kummervolle Gesicht der jungen Frau blickte, und dann deren Anzug betrachtete, der in Farbe und Schnitt an eine bessere Zeit erinnerte, jedoch schon so abgetragen war, daß man daraus die große Armuth der Besitzerin wohl ermessen konnte.

„Nehmen Sie also nichts für ungut," sagte diese, „daß ich Sie belästigt; hätte ich mir doch fast denken können, daß Niemand gesonnen sein wird, eine Schlafgängerin mit ihrem Kinde aufzunehmen. Bitte recht sehr um Entschuldigung." Damit bückte sie sich, um das Bübchen auf den Arm zu nehmen, und fast hätte Madame Strieber sie gehen lassen, denn im ersten Augenblick dachte auch sie: eine so junge Person in's Zimmer zu nehmen und obendrein mit einem kleinen Kinde, wer weiß, ob das gut ist? —

Nun ist es aber grade, als ob in wichtigen Lebensmomenten

die Schutzgeister der Menschen fast erschreckt über die Bedeutsamkeit des Augenblickes, — denn sie sehen ja in die Zukunft, — hastig niederschwebten, um das Losreißen zweier Herzen von einander zu verhüten. Diese Schutzgeister sind es, die uns zu einem leichten Seufzer bewegen, zu einem einzigen begütigenden Worte, welches das andere Herz vielleicht begierig aufgreift, daß es ebenso antwortet, worauf dann meistens Thränen und leise Klagen erfolgen und endlich der selige Moment der Versöhnung, wo die beiden vor kurzem noch so feindlich gestimmten Herzen fast berauscht von Glück gegen einander schlagen.

Der Schutzgeist, der in diesem Augenblick in der Dachkammer gebot, ließ Madame Strieber sagen: „Wenn wir uns aber doch einigen könnten, so wäre zu gleicher Zeit die Frage wegen des Kinderbettlädchens im Reinen."

Das waren einfache Worte, aber es klang aus ihnen heraus, vielleicht der Sprecherin selbst unbewußt, eine solche Masse von Güte und Herzlichkeit, daß die junge Frau an der Thür auf's tiefste davon ergriffen wurde. Sie ließ das Bübchen auf den Boden niedergleiten, preßte beide Hände vor das Gesicht und fing bitterlich an zu weinen, worauf sie ausrief: „O, wie bin ich unglücklich! Für mich ist doch kein Trost und keine Hülfe mehr auf der Welt."

Hierauf richtete sich die Revisorswittwe hastig in ihrem Bette auf, legte das gelbe Bändchen sorgfältig in das Gebetbuch, klappte den Deckel zu und sagte: „Was sind das für Reden, junge Frau! Ja, wenn Sie mir so kommt, dann kann ich Sie wenigstens heute Morgen nicht gehen lassen. Da müssen wir näher mit einander sprechen. Lege Sie Ihr Tuch ab, unterdessen will ich aufstehen und Feuer anmachen. — Draußen regnet und schneit es ja durch einander," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie ihre Haare fester gebunden hatte. „Du lieber Gott, Sie muß

ganz naß sein, junge Frau, und das Bübchen auch. Ist das Bübchen nicht ganz naß?"

Die an der Thür nahm den Kopf des Kleinen in ihre beiden Hände, küßte ihn auf den Mund und hauchte seine Stirne warm an. Dabei nickte sie mit dem Kopfe, denn sprechen konnte sie vor Thränen und heftigen Schlägen des Herzens nicht. —

„Ja, ich sehe schon, das Bübchen ist ebenfalls naß," rief Madame Strieber voll Eifer, „und da ist denn das Beste, Ihr gebt mir das Kind hieher, und wir wollen es ausziehen und ein bischen zu mir legen, daß es sich erwärmt." — „Ach ja, ach ja," antwortete hastig die junge Frau, „wenn Sie das wollten, so wird Sie Gott dafür lohnen. Ich kann unterdessen Feuer anmachen." — „Das ist wahr, das könnt Ihr auch thun, dort in dem Verschlag am Fenster ist Holz, oder nein, ich besinne mich, der Ofen ist eingelegt; Sie braucht nur ein Schwefelhölzchen daran zu halten. Hier sind welche. Aber jetzt gebt vor allen Dingen das Bübchen her. — Willst du zu mir in's warme Bett?" redete sie zu dem Kleinen, der bald die alte Frau, bald seine Mutter zweifelnd ansah.

„Willst Du zu der guten Frau?" fragte die letztere, „sie hat Dich lieb, und gleich wirst Du recht warm haben." — Das Bübchen hatte recht schöne und große Augen und blickte fragend um sich. „Ja, ja, es ist die Großmutter," sagte die junge Frau, und dann wandte sie sich wie um Entschuldigung bittend, gegen Madame Strieber. Hierauf ließ sich der Kleine an das Bett führen, und als ihn die Mutter auszog, schüttelte die Revisors-Wittwe den Kopf, während sie bemerkte: „Ei, ei, ei, das arme Kind ist sehr naß, naß bis auf's Hemdchen, Schuhe und Strümpfe, alles naß, durch naß. — So, jetzt komm zu mir."

Der Kleine warf noch einen Blick des Zweifels auf seine Mutter; als diese ihn aber mit einem herzlichen Kuß in das warme Bett schob, da ließ er sich die Aenderung seiner Lage bald

gefallen und folgte willig der alten Frau, die ihn freundlich in den Arm nahm und mit der Hand über sein blondes, lockiges Haar strich.

Bald summte und prasselte es auch in dem Ofen, das Holz knarte und in der Ofenröhre sauste es fast vernehmlich: Seht ihr wohl, daß ich warten kann, am Ende kommt man doch immer wieder zu mir; dabei bin ich versöhnlich und ihr sollt sehen, wie angenehm warm es hier oben im nächsten Augenblicke werden wird. Und der Ofen hatte Recht. Mit der Wärme schlich sich auch ein noch weit angenehmeres und behaglicheres Gefühl in die Herzen der Anwesenden, namentlich aber durchschauerte es die alte Frau recht wonniglich, als sie das kleine Bübchen so recht fest an sich drückte, als sich sein bleiches Gesichtchen zu röthen begann und die hellen Kinderaugen mit der Wärme an Glanz zunahmen. Er schaute auch dankbar auf seine neue Pflegerin, und als diese endlich herausgebracht hatte, er heiße Alfred, und ihn freundlich bei diesem Namen benannte, da spielte ein zufriedenes Lächeln um seinen kleinen Mund.

Daß die junge Frau als Schlafgängerin angenommen wurde, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, obgleich sich noch ein kleiner Anstoß fand, der bei Madame Strieber einige Ueberlegung mit obligatem Kopfschütteln hervorrief. Wenn auch die Neuangekommene ihre Abkunft von einer guten Familie aus einer benachbarten kleinen Stadt nachwies, so hielt sie doch Manches aus ihrem vergangenen Leben absichtlich in Dunkel gehüllt, und wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, so pflegte sie zu sagen: „Erlassen Sie mir vorderhand die nähern Mittheilungen, ich bin recht, recht unglücklich gewesen, aber Sie werden sehen, ob es Sie gereuen wird, mich bei sich aufgenommen zu haben.“ — Gleich am zweiten Tage ihrer Anwesenheit, als sie den Namen der Madame Strieber erfuhr, hätte es ebenfalls und damals von Seiten der jungen Frau fast eine Trennung gegeben, denn sie

erschrak auf's heftigste bei Nennung dieses Namens und wollte augenblicklich die Wohnung verlassen, dennoch aber blieb sie, und als sie lange überlegend mit gefalteten Händen an dem kleinen Fenster saß, hörte man sie tief seufzen und leise sprechen: „Es ist vielleicht der Wille Gottes, es hat wohl so kommen sollen."

Nun lebten auch die Beiden oder vielmehr die Drei in einer Harmonie zusammen, die an's Rühtende grenzte. Die junge Frau pflegte die Revisorswittwe nicht nur wie eine Tochter und besorgte das Hauswesen auf's Fleißigste und Pünktlichste, sondern verdiente, da sie geschickt in allen weiblichen Arbeiten war, reichlich ihren und ihres Kindes Lebensunterhalt, und that noch obendrein Außerordentliches für das gemeinschaftliche Hauswesen, so daß Madame Strieber den Morgen segnete, wo sie im Bette gelegen und wo jene erschienen. Hätte die gute Frau nicht einen andern Grund zum Kummer gehabt, so würde sie selbst den Contrast zwischen jenem beschriebenen Abend, wo der Kanzleidiener mit dem Couvert erschienen, ja zwischen so manchen vergnügten Tagen der frühern Zeit nicht so schmerzlich empfunden haben. Aber ihr Sohn war es, an den sie mit großer Betrübniß dachte. Da derselbe, wie schon früher bemerkt, etwas Tüchtiges gelernt hatte, in seinem Fache sehr brauchbar war, auch arbeiten konnte, wenn er wollte, so hatte er bald wieder eine Stelle bei einem der vielen Eisenbahnbauten erhalten, und wenn er von Zeit zu Zeit schrieb, so zeigten diese Briefe wohl eine gedrückte Stimmung, doch las man auch daraus, daß es jetzt vielleicht mit ihm besser werden könne, daß er sich bestrebe, fleißig zu arbeiten und daß er namentlich seinen unordentlichen Lebenswandel aufgegeben. Doch dachte Madame Strieber, wenn sie ein solches Schreiben erhielt und durchlas: das Papier ist geduldig und kann nicht widersprechen. — Am meisten bekümmerte es sie, wenn ihr Sohn über seine jetzige Stellung schrieb, daß sie so gar klein und unbedeutend sei, daß er Kraft zu Größerem in sich fühle, und daß

es ihn fast zur Verzweiflung bringe, wenn er bedenke, was er alles durch den Leichtsinn seiner Jugend verscherzt.

Wenn die Mutter das las, so nickte sie betrübt mit dem Kopfe, suchte Trost und Hülfe bei ihrem Gebetbuche und las so lange darin, bis sie auf das gelbe Band stieß und bis sie darauf, wie schon früher beschrieben, von vergangenen Zeiten zu träumen anfing.

So saß sie eines Abends in ihrer Dachkammer; es ging stark dem Frühling zu, die Tage waren schon bedeutend länger geworden und die Dämmerung war eingetreten, jenes allmälige sanfte Einschlummern der Natur, wo sich jedes Herz weicher gestimmt fühlt, und wo sich selbst ein schneidender Schmerz in eine sanfte wehmüthige Klage auflöst. Die junge Frau Louise war ausgegangen, und das Bübchen hatte seinen Kopf so auf den Schooß der alten Frau gelegt, daß es durch den Dachladen hinaus an den Himmel blicken konnte, der in dunkler Bläue glänzte und wo sich die scharfgezeichnete blitzende Sichel des jungen Mondes zeigte. Madame Strieber hatte schon ihren ganzen Vorrath von Märchen erschöpft und alle überdieß noch mit einem Anhange versehen, wenn der Kleine wissen wollte, wie es denn eigentlich dem Prinzen oder der Prinzessin, nachdem sie aus großen Gefahren befreit, weiter ergangen, oder was aus dem Drachen geworden, nachdem er sich von dem Felsen hinabgestürzt hatte. —

Da öffnete sich leise die Thür, und da vorher nicht angeklopft wurde, so meinte die alte Frau, es sei ihre Schlafgängerin, die heimkehre. Doch erschrak sie so sehr, daß sie fast vom Stuhl herabgefallen wäre, als ihr nun eine männliche Stimme sagte: „Guten Abend, Mutter." Sie war es stets so gewöhnt, ihren Sohn immer nur dann wieder zu sehen, wenn ihm neues Leid widerfahren, weßhalb sie auch jetzt, statt seinen Gruß zu erwidern, wie sie wohl gern gethan hätte, ängstlich ausrief: „Um Gotteswillen, Du bist's, Friedrich! Was ist Dir widerfahren?"

„Für dießmal nichts Schlimmes, Mutter, antwortete der junge Mann, der nun eingetreten war, und man sah ihn in unbestimmten Umrissen an der Thüre stehen. „Nichts Schlimmes, wenn ich auch gerade nicht der Bringer einer Freudenbotschaft bin.“ — „Du hast aber Deine Stelle verlassen?“ — „Ja und nein, Mutter, wie Ihr wollt; ich möchte sie wohl verlassen, aber es ist mein freier Wille, es zwingt mich kein Mensch dazu. — Ehe ich Euch das aber erzähle,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „müßt Ihr mir freundlich guten Abend sagen; denn wenn Ihr immer noch an mir verzweifelt, wie soll ich da meinen guten Muth behalten? — O, ein freundliches Wort ist eine große Ermunterung.“

Damit war er an den Stuhl getreten, wo die alte Frau saß, und als sie ihm nun ihre Hände reichte, nahm er sie beide, legte sie um seinen Hals und beugte sich tief herab, bis er die Mutter küssen konnte. Das Bübchen hatte sich hinter den Stuhl zurückgezogen und verhielt sich dort mäuschenstille. Der junge Mann zog einen andern Stuhl in die Nähe der Mutter, setzte sich drauf und sagte: „Es ist so, es ist wahrhaftig so, wie ich in meinen letzten Briefen geschrieben; ich habe mich wieder an die Arbeit gewöhnt, habe von meinem unordentlichen Leben gelassen und kann Euch sagen, sowie durch Zeugnisse beweisen, daß der Oberingenieur mit meinen Arbeiten wohl zufrieden ist.“

„Gott sei Dank,“ sagte die alte Frau, und setzte dann mit einem tiefen Athemzuge hinzu: „Und doch willst Du die Stelle verlassen, wenn man mit Dir zufrieden ist?“

„Um mich zu verbessern, Mutter, um vielleicht das noch werden zu können, wozu ich die Kraft in mir fühle; — und dann, um meine Schulden bezahlen zu können,“ fuhr er fort, indem er die Hand der alten Frau ergriff; — „Schulden, die mich entsetzlich drücken, Schulden gegen Euch, Mutter, die ich mich beeilen muß, zurückzuerstatten; und auch noch Schulden gegen Je-

mand anders; — doch davon später. O Mutter, Mutter, ich habe viel gelitten und viel ertragen, und jetzt, da ich ein ganz anderer Mensch geworden bin, habe ich wieder den Muth, an eine fröhliche Zukunft zu denken. Ja, es ist mir oft, als könnten wir Alle noch einmal glücklich werden."

Bei den guten Worten, die ihr Sohn sprach, hatte Madame Strieber die Hände gefaltet, und als sie in den Mond blickte, glänzte der so stark, daß ihr die Augen vor Thränen überliefen. Wäre es denn vielleicht möglich, dachte sie, daß sich meine süßen Träume noch verwirklichen könnten, wäre es denn wahr, daß mein Sohn zur Einsicht gekommen und umgekehrt wäre auf dem Wege, der auch mich in's Verderben geführt? — „Nicht wahr, Mutter," fuhr der junge Mann fort, „wenn man bereut, so ist schon viel gewonnen, und wenn man den Willen hat, seine Fehler gut zu machen, so hat man auch die Kraft dazu." — Die alte Frau war so gerührt, daß sie im ersten Augenblicke nur stumm mit dem Kopfe nickte; doch hätte sie auch wahrscheinlich gesprochen, wenn nicht jetzt das Bübchen hinter dem Stuhle tief aufgeseufzt hätte, wie es Kinder wohl zu machen pflegen, wenn sie müde sind oder sich langweilen.

„Wir sind nicht allein?" fragte erstaunt der junge Mann, und da er dabei hinter den Stuhl blickte, so sah er den Kleinen. „Wem gehört das Kind?" fragte er. — „Es ist das Bübchen meiner Schlafgängerin," antwortete die Mutter, „einer braven, armen Frau. Komm nur her," wandte sie sich an den Kleinen, „Du brauchst Dich nicht zu fürchten." — Darauf trat der Kleine hervor und stellte sich neben die alte Frau. Im Zimmer war es aber so dunkel, daß man nur seine Augen glänzen sah.

„So, Du wohnst nicht mehr allein?" fragte der Sohn mit leiser Stimme die Mutter; „das thut mir eigentlich recht leid." — „Mir gar nicht," entgegnete die Mutter, „ich kann Dich versichern, Friedrich, daß ich an der Person, die bei mir wohnt, einen wah-

ren Schatz gefunden habe." — „Und das ist ihr Sohn?" sprach er nachdenklich. „Der kann vier Jahre alt sein," meinte er mit einem ganz leichten Seufzer, und setzte dann hinzu: „Willst Du nicht auf meinen Schooß kommen, mein Kind?"

Da der Kleine nicht scheu und furchtsam war, so folgte er der Einladung, die mit gar freundlicher Stimme gemacht wurde; er ließ sich auf den Schooß nehmen und duldete es sogar, daß der fremde Mann sein Köpfchen an die Brust drückte. — „Er hat schönes, lockiges Haar," sagte jener; — „dunkel oder hell?" — „Hellblond," entgegnete die alte Frau. — „So, hellblond? Wie mich das freut!" bemerkte ihr Sohn und dabei beugte er sich herab und küßte den Kleinen herzlich und innig auf sein krauses Haar. — „Du hast mir aber noch nicht gesagt," begann die Mutter, „warum Du Deine Stelle verlassen willst, und welche Pläne Du für die Zukunft hast." —

„Ja so," entgegnete Friedrich, indem er wie aus tiefen Träumereien auffuhr; „richtig, das habe ich Euch noch nicht gesagt, Mutter. Also denn: In der Residenz soll ein großer, prachtvoller Bau aufgeführt werden, und dazu ist eine Concurrenz ausgeschrieben. Ihr wißt doch, was eine Concurrenz ist? — Bei einer Concurrenz werden viele Pläne eingereicht und der am besten ist, wird gewöhnlich behalten; zuweilen jedoch wird wohl der oder jener protegirt und einem bessern vielleicht vorgezogen, aber das thut nichts, man macht sich doch bekannt und kann auf die Zukunft hoffen."

„Und einen solchen Plan zu dem prachtvollen Gebäude willst Du auch machen?" fragte erstaunt die alte Frau. — „Er ist beinahe fertig, und wenn ich auch schwerlich damit durchdringe, so wird man doch hoffentlich da unten sehen, daß ich was Rechtes gelernt habe." — „Das gebe Gott!" sagte sie; „aber hoffst Du nicht zu viel und ist es nicht unklug von Dir, für etwas Ungewisses Deine sichere Stelle aufzugeben?"

„Aufgegeben habe ich sie auch nicht vollständig, sondern nur Urlaub genommen. Ich muß nach der Residenz, um noch einige Maße zu erhalten, sowie das Terrain genauer kennen zu lernen. Da es nun von meinem jetzigen Wohnorte nur ein kleiner Umweg über hier ist, so findet Ihr es doch begreiflich, daß ich Euch besuchte; freilich wäre ich lieber erst gekommen mit einem guten Resultat in der Tasche; aber die Hoffnung ist auch was werth, nicht wahr, Mutter?“ — „O ja, das hat mich recht gestärkt.“ —

„Dann habe ich aber auch noch was Anderes auf dem Herzen,“ fuhr der junge Mann nach einer Pause zögernd fort; „etwas Schweres und vielleicht recht Trauriges, das mich ebenfalls zwang, über hier zu gehen. Ich mag kaum mit der Sprache heraus, Mutter, denn es ist etwas, was leider, leider zu meinen leichtsinnigen Tagen gehört.“ — Hier machte er eine Pause und drückte sein Gesicht abermals in das lockigte Haar des Knaben, der ganz still auf seinem Schooße saß und aufmerksam den Mond betrachtete, der so eben in einen großen schwarzen Schornstein verschwinden zu wollen schien. — „Und was hast Du denn so Schweres auf dem Herzen?“

Das sollte die alte Frau in diesem Augenblicke mit klaren deutlichen Worten nicht erfahren, denn als ihr Sohn anfangen wollte, zu sprechen, hörte man Schritte auf der Treppe und sah gleich darauf Licht durch die schlecht gefügte Thür schimmern.

„Mama,“ sagte das Bübchen, wobei es den Kopf herumwandte. Dann ging die Thür auf und die junge Frau trat herein. Es war aber nicht mehr das kummervolle Wesen, wie am ersten Morgen, als sie durchnäßt in der Dachkammer erschien; die Lippen zuckten nicht mehr so schmerzhaft, wie damals, und wenn auch meistens ein tiefer Ernst auf ihren Zügen lag, so gab es doch Momente, wo sie recht freundlich lächeln konnte, wenn sie ihr kleines Kind wieder erblickte, Momente, wo sie aussehen konnte,

wie eine schöne glückliche Mutter. Das war ein solcher Moment, als sie jetzt in's Zimmer trat.

Was nun aber erfolgte, kann ich unmöglich ausführlich beschreiben. Es war so schön und so glücklich, daß ich mich jetzt noch vor Freuden herumdrehen möchte, wenn ich daran denke. Es war eine Scene des Wiedersehens, die vollen Ersatz bot für viele traurige Jahre. Wenn auch die junge Frau Anfangs fast schaudernd zurücktrat, als sie den so plötzlich wiedersah, der sie unglücklich gemacht und dann verlassen, so zog es sie doch im nächsten Augenblicke mächtig zu ihm hin, denn er hielt ja ihr Kind und sein Kind auf dem Schooße und drückte seinen Mund fest auf den des Knaben, während er ihr fast zitternd die Rechte entgegenstreckte. — — Bald lag sie an seinem Herzen, und darauf sagte er zur Mutter, die mit aufgehobenen Händen daneben stand: „Das war es ja, was mir so schwer auf dem Herzen lag."

Was nun an dem Abend weiter geschah, damit könnte man ganze Bände anfüllen und Manchen vielleicht sehr langweilen; die Vier in der Dachkammer aber fanden es nicht langweilig und Drei davon blieben sitzen, das Bübchen wurde freilich zu Bette gebracht, bis das Licht herabgebrannt war und die Uhr jene Zeit anzeigte, wo der Eilwagen nach der Residenz abging. Da mußte geschieden sein, und es wurde geschieden, und es ist nur noch hinzuzufügen, daß die heißen Segenswünsche, welche Madame Strieber und Frau Louise dem Scheidenden noch auf den Weg gaben, die besten Früchte trugen.

Wenige Wochen später hatte die Wittwe des seligen Registrators einen Abend, wie sie ihn nun und nimmermehr zu erleben geglaubt. Es lief ein Schreiben ihres Sohnes ein, worin er mit freudigen Worten erzählte, daß sein Plan, obgleich er nicht zur Ausführung angenommen worden sei, so gefallen habe, daß man ihm eine Bauinspektorsstelle mit gutem Gehalt übertragen, für seine schöne Arbeit aber sei er noch besonders durch Beifolgendes

belohnt worden. Und das Beifolgende öffnete Madame Strieber mit zitternden Händen. Und als ein kleines Etui in rothem Leder zum Vorschein kam, da ging sie mit ahnungsvollem Gemüthe hin und holte ihr Gebetbuch und nahm aus demselben das gelbe Band. Wie immer traten ihr auch dießmal dabei wieder die alten längstvergangenen Tage vor die Seele. Sie sah den ehrlichen Kanzleidiener, sie sah den seligen Strieber vor Freude vom Stuhl auffahren, sie hörte seine prophetischen Worte, und dann erst öffnete sie das rothe Kästchen und erblickte die goldene Maille für Kunst und Wissenschaft. — Das war ein Glück und ein Glanz, schimmerndes Gold und schimmernde Thränen.

So hat mir der Schriftsteller unter mir erzählt und dazu behauptet, die Dachkammer, wo er jetzt wohne, sei dieselbe, wo man eine Schlafgängerin gesucht und wo eine Kinderbettlade zu verkaufen gewesen.

Sechster Windstoß.

Wiederfinden.

Es gibt Leute, die von Jemand sagen, der sich einer guten Gesundheit erfreut: o, der ist von Eisen, dem thut weder Frost noch Hitze etwas. Das sind aber nur so Redensarten, wie Vieles in der Welt; als wenn Jemand, der wirklich von Eisen ist, nicht auch etwas zustoßen könnte! — Seht mich zum Beispiel an. Ich bin in der That aus sehr solidem und festem Eisen gemacht, hätte freilich lange nicht geglaubt, daß ich auch einmal in den Fall kommen würde, zu klagen, und doch kann ich nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu berichten, daß ich schon ein paar Mal während der Zeit meines luftigen Lebenslaufes ein recht fatales Knarren und Reißen in mir verspürt. Das Erstemal war es

freilich nur ein starker Katarrh, eine tüchtige Heiserkeit, und wenn ich mich dabei vor dem sausenden Winde herumdrehte, so erschrak ich fast über das Gekrächze, in welches sich meine sonst so schöne Stimme verwandelt hatte. Glücklicherweise war ich, wie schon früher bemerkt, der Liebling des Hausherrn, und als der eines Tages zum Dachladen hinausschaute, dabei aber nach mir sah und bei einem tüchtigen Umschwung, den ich machte, das verdächtige Knarren vernahm, mit dem ich mich bewegte, so schickte er zum benachbarten Schlosser, und ließ dessen Lehrjungen kommen, um nach mir zu sehen. Es fand sich denn auch alsbald, daß meinem Katarrh mit ein paar Tropfen Oel abgeholfen war, die man mir sogleich einflößte. Ach, wie mir das wohl that! Es floß so belebend durch mich hin, und es war ein wunderbares Gefühl, wie das geschmeidige Oel so sanft meine trockene Kehle hinabglitt. Verschwunden war mein Katarrh mit Knarren und Seufzen; ich flog vor dem Winde her, leicht, behend und zierlich, wie in jenen glücklichen Tagen der ersten Jugend, als sie, meine theure Elise, noch neben mir auf dem Dache prangte. — Doch sprechen wir nicht von jener Zeit. Weg mit diesen traurigen Erinnerungen! Sie passen nicht für eine Wetterfahne, deren Beruf Unstetigkeit ist und deren Lebenszweck, sich nach jedem Windstoße zu drehen.

Das war mein erstes Unwohlsein, sehr vorübergehend, und längere Zeit nachher hatte ich nicht die geringste Ursache, über etwas zu klagen. Eines verdrießlichen oder eigentlich lächerlichen Zufalles, der mir zu schaffen machte, sollte ich eigentlich gar nicht erwähnen, und doch will ich es thun, um den Beweis zu führen, daß kleine Ursachen oft große Wirkungen haben können. Es war an einem klaren, aber windigen Herbstnachmittage, da ließen die Buben auf der Straße wie gewöhnlich ihre Drachen steigen, und einer schwang sich so hoch hinauf, weit über die Blitzableiter und Schornsteine, ja über den Kirchthurm, daß ich selbst meine große Freude daran hatte. Da kam ein mißgünstiger Windstoß — dieß

Volk ärgert sich über Alles, was in sein luftiges Revier hinaufsteigt — und warf den armen Drachen hinab. Er fiel zwischen die Häuser hinein, aber so unglücklich für mich, daß die lange Schnur, an der er aufgestiegen war, sich um mein Untergestell legte; und als ich mich gleich darauf scharf herumdrehen mußte, verwickelte ich mich dergestalt in den Bindfaden, daß ich nach kurzer Zeit weder mehr vor- noch rückwärts konnte. Es war das ein elender Zustand und ich muß gestehen, daß ich mich vor mir selber und den benachbarten Wetterfahnen schämte. Unter denen gab es neidisches, mißgünstiges Volk genug, das sich schon lange darüber geärgert hatte, daß ich so sicher und ruhig meinen Geschäften oblag und nie zu einer Klage Veranlassung gab. Da stand ich nun, von der elenden Drachenschnur gelähmt, wie ein alter, gichtbrüchiger Kerl und zeigte bei dem schönsten Westwind hartnäckig nach Norden. Pfui Teufel! Ich hatte eine Wuth in mir, die gar nicht zu beschreiben ist. Die Sache hätte nun für sich eigentlich nichts zu sagen gehabt, denn wenn ich ein paar Tage ruhig aushielt, so mußten einige gute Regen den Bindfaden schon so mürbe machen, daß ich alsdann mit Hülfe eines guten Windstoßes, der im Herbst immer zu erwarten ist, meine Fessel leicht zu brechen im Stande war. Aber wenn ich vorhin sagte, daß kleine Ursachen oft bedeutende Wirkungen haben, so bewies sich das an Jemand, den ich näher kannte und der mich, der korrekten und genauen Erfüllung meiner Pflichten wegen sehr hochschätzte. Wenn ich sage, ich habe den Mann gekannt, so meine ich damit, ich habe ihn viel gesehen und oft sprechen hören, denn er wohnte dort gegenüber dem vierten Stocke des Hauses, welches ich zu schmücken die Ehre hatte. Dieser Mann war ein alter, abgeschabter Gesell, der sehr gute und sehr lustige Tage erlebt, der aber sein ganzes Vermögen verpraßt hatte mit Hülfe lebensfroher Tischgenossen. Obgleich er in der Erinnerung an die immensen Diners, die er gegeben, unglücklich hätte sein sollen, so

war dies doch nicht der Fall, vielmehr gehörte es zu seinen Lieblingsunterhaltungen, mit seiner Frau, die Gutes und Böses redlich mit ihm getheilt und ebenso wie er gern vortrefflich gegessen und getrunken hatte, über diese längstvergangenen Zeiten zu reden. Helene hieß diese Frau und war ein armes kummervolles Weib, die einen einzigen Sohn gehabt hatte, den aber der Vater weder zum Lernen, noch zu einem ordentlichen Lebenswandel angehalten und der ein Lump geworden und verschollen war. Es war das hart für die arme Frau, denn sie hatte auf diesen Sohn als auf eine Stütze ihres Alters gehofft und sah sich nun so grausam getäuscht.

Wovon die Beiden so eigentlich lebten, wußte niemand von ihren Mitmenschen recht genau; ich dagegen von meinem Dache konnte wohl sehen, wie die Frau immer noch etwas von Werthsachen einer früheren Zeit in ihrer Komode suchte und fand, und dabei bemerkte ich auch, daß es unmöglich war, einfacher und sparsamer zu leben, als die Beiden es thaten, die ehemals ihr Geld mit vollen Händen von sich geworfen. Morgens wurde Wasser gefrühstückt und vielleicht eine vom Abend vorher übrig gebliebene Kartoffel verzehrt. Wenn beim Mittagessen ein Rettich, etwas ranzige Butter oder ein Stück vertrockneter Käs zum Brod da war, so konnte das ein Festmahl genannt werden; im Allgemeinen schienen sich die Beiden vorgenommen zu haben, den Versuch zu machen, mit wie wenig ein Mensch auszukommen im Stande sei.

Doch muß man nicht glauben, daß ein solches mehr als frugales Mittagessen unter Klagen und Thränen verzehrt worden sei. Im Gegentheil. Die Beiden saßen fast heiter einander gegenüber, diesseits Helene, jenseits Victor, Brod oder was da war, in der Mitte, und diesem weder verdrießlich noch gierig, sondern feierlich und fast mit Eleganz zusprechend. Trübte vielleicht hie und da eine Thräne die Augen der nun alt geworde-

nen Helene, so sagte Victor: „Warum traurig, mein Kind? Laß uns heiter sein! Wir haben genossen des irdischen Glücks, wir haben gelebt und geliebet.“ Zuweilen machte es ihm auch besonderes Vergnügen, bei solchen Veranlassungen eines feinen Diners von ehemals zu erwähnen; eine solche Schilderung fing er meistens mit den Worten an: „Heute speist Cicero bei Lucull!“ — und während er nun mit außerordentlicher Zierlichkeit Messer und Gabel handhabte, um sein Brod und seinen Rettig zu verzehren, beschrieb er die Schüsseln von damals mit solcher Genauigkeit, daß man den süßen Geschmack und den feinen Duft ordentlich wieder empfand und bis Helene wehmüthig lächelte.

Es sei ferne von mir, den geneigten Leser mit einer Geschichte von Victor und Helene zu langweilen. Auch weiß ich aus ihrer glänzenden Vergangenheit ebensowenig, wie aus ihrem jetzigen stillen und ärmlichen Leben irgend eine Begebenheit, die des Aufzeichnens werth wäre. Victor war aber einer meiner beharrlichsten Freunde, ich könnte fast sagen Bewunderer, denn wenn er in seinem Fenster lag — und es war dies seine einzige Beschäftigung — so würdigte er die Straße und Fenster der umliegenden Häuser fast gar keines Blickes, wogegen er Stunden lang zu mir herauf sehen konnte und sich sichtlich an meinen Bewegungen ergötzte.

Das that er denn auch am Morgen nach jenem Tage, wo mich die Schnur des Drachens gefesselt. Er schaute lange nach mir herauf, dann sprach er zu seiner Frau: „Was wir schon seit gestern Nachmittag für einen beständigen Südwind haben! Wenn der Sommer nicht vorbei wäre, müßte es dabei recht warm sein. Aber so ist der Südwind so kühl, wie zu andern Zeiten, wenn es aus Norden bläst.“

„Es ist doch Nordwind, mein lieber Mann,“ bemerkte Helene in ziemlich entschiedenem Tone. „Den Südwind hören wir nie, und nur der Wind, der gerade entgegengesetzt herbläst, heult

um das scharfe Eck unseres Hauses." — Victor blickte noch einmal prüfend zu mir herauf, dann zuckte er etwas verächtlich mit den Achseln und sagte, indem er sich halb in das Zimmer hinein wandte: „Es ist traurig, liebe Helene, daß Du einer so vollkommen richtigen Bemerkung im Stande bist zu widersprechen. Sieh meine Wetterfahne da oben an; der Bursche zeigt richtig, wie ein guter Kompaß; es ist der genaueste Südwind."

„Wenn es Dir Vergnügen macht, lieber Victor, so will ich nicht widersprechen. Aber daß der Nordwind um unsere Hausecke heult, davon kannst Du dich sogleich und vollkommen überzeugen." Er blickte nun ganz in's Zimmer hinein und sah sie offenbar mit großer Verwunderung an.

„Es ist schon wahr," fuhr sie fort, „daß da oben die Wetterfahne, die sonst immer sehr richtig geht, Südwind angibt. Aber wer weiß, wie das kommt. Betrachte Dir die andern Wetterfahnen, selbst die auf dem Kirchthurm; alle zeigen richtig den Nordwind."

Victor schüttelte mit dem Kopfe und sah betrübt aus. „Das hätte ich nicht von Dir erwartet, Helene," sagte er. „Wir haben lange Jahre eine ungetrübte Ehe zusammen geführt. Du hast mir selten widersprochen, und jetzt auf einmal willst Du mir abstreiten, was ich doch mit eigenen Augen sehe. Ich wiederhole Dir, der Bursche da oben allein zeigt richtig, die andern sind alle erbärmliches Gerümpel. Sieh nur, wie sie hin und her wackeln."

„Bevor Du mit mir streitest, lieber Victor," sprach Helene einigermaßen gekränkt, „so stecke Deinen Finger in den Mund, mache ihn naß und halte ihn weit genug zum Fenster hinaus, da wirst Du schon fühlen, woher der Wind bläst."

„Ich will es thun," erwiderte er, setzte aber mit bekümmertem Gesichte hinzu: „aber ich weiß auch ohne das, woher der Wind bläst. Du suchst Streit mit mir, liebe Helene." Darauf aber steckte Victor seinen Finger in der That in den Mund und

beugte sich so weit aus dem Fenster hinaus, daß ich, wenn mir das möglich gewesen wäre, einen Schrei des Schreckens ausgestoßen hätte. Freilich hielt er sich an dem Fenstergesims fest, als er mit dem Oberkörper zum Vorschein kam, aber der liebe Himmel weiß, wie es gekommen sein mochte, Herr Victor bekam das Uebergewicht, stürzte zum Fenster hinaus und hatte eben noch Zeit, mit beiden Händen die Stange des Blitzableiters zu fassen, an der er mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit hinabrutschte. Beim untern Stockwerke angekommen, blieb er auf der Querstange stehen, vermittelst welcher der Blitzableiter am Hause befestigt war, und hatte Gleichmuth genug, trotz seines unfreiwilligen Hinabrutschens den Finger weit von sich abzustrecken und alsdann der bekümmerten Gattin, die oben Hülfe schreiend im Fenster lag und ihm fast nachgefolgt wäre, zuzurufen: „In der That, Du hast recht, liebe Helene, es ist reiner Nordwind, man kann selbst der besten Wetterfahne nicht mehr trauen.“

Für mich, die ich mir meiner Unschuld bewußt war, war das recht kränkend, für Herrn Victor aber hatte diese kleine Ursache eine große und heilsame Wirkung; die Geschichte wurde weiter erzählt, war in den nächsten Tagen in vieler Leute Mund und kam auch zu den Ohren eines reichen Bekannten, der es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden hatte, sich dieses armen Ehepaars zu erinnern. Von da an aber stellte er Nachforschungen an, verschaffte Herrn Victor eine einträgliche Beschäftigung, und als er und Helene die Dachkammer verließen, dankte Victor mit aufgehobenen Händen mir, als dem Gründer seines Glückes, und so ungern ich die Beiden scheiden sah, so war es mir doch ein wohlthuendes Gefühl, daß sie hinfort sich auch anders, als nur in Gedanken mit einem guten Diner beschäftigen konnten. Victor hat mich auch später nicht vergessen, denn sowie meine Geschichten angekündigt wurden, subscribirte er sogleich auf dieselben und zeigte

damit, daß er ein sehr braver Mann sei, dem ein heiteres und glückliches Leben wohl zu wünschen ist.

Diese kleine Begebenheit war auch schuld daran, daß ich noch am selben Tage von dem fesselnden Bindfaden befreit wurde. Ich fühlte, wie es einem Gefangenen in dem Augenblick zu Muth sein muß, wo der dumpfe Kerker geöffnet wird und er sich wieder in freier Luft bewegen darf, fröhlich frei und frisch — sch — sch — sch — sch!

Wenn auch die eben beschriebenen kleinen Unpäßlichkeiten glücklich bei mir vorübergingen, so erkrankte ich doch im nächsten Winter recht bedeutend, oder vielmehr ich wurde von einer Seite her lebensgefährlich verletzt, von der ich es am wenigsten vermuthet hätte. Mein alter Freund, der Schornstein nämlich, war etwas wacklig geworden, ohne sich jedoch dieses Leidens anfänglich im vollen Umfange bewußt zu sein. Wohl hatte er einigemale in wilden Sturmnächten über Kopf- und Gesichtsschmerzen geklagt, auch von unbehaglichem Zittern und Reißen in seinen oberen Theilen gesprochen, doch hatte ich, um ihn zu ermuthigen, gelacht, wenn er zuweilen traurigen Phantasieen Raum gab, wenn er von Auflösung, Lebensende und dergleichen melancholischen Dingen sprach. Wohl hatte es mich einigermaßen befremdet, daß er seit langer Zeit nicht mehr von der Küche des ersten Stockwerks berichtete, von der Köchin, die dort so heitere Lieder sang, oder von dem lodernden Kaminfeuer im glänzenden Ecksalon, an dem so ausnehmend lustige Geschichten erzählt wurden — ja es war mir aufgefallen, daß er innige Freundschaft geschlossen hatte mit dem ärmlichen Windofen einer Kammer des dritten Stocks, wo ein alter Pfandverleiher wohnte, der den ganzen Abend geistliche Lieder sang. Die brummte ihm nun der Schornstein nach, und es war für mich sehr unangenehm, ihn Nächte lang heulen zu hören und eine einzige Strophe, wie z. B.

O Ewigkeit, du Donnerwort,

tausendmal wiederholen. Er machte auch an mir Bekehrungsversuche, doch war ich mit meinem leichten Naturell nun einmal nicht dazu gemacht, einsehen zu können, daß in der Welt nur Jammer, Noth und Sünde herrschen, daß es unsere Lebensaufgabe sei, das Diesseits gründlich zu verachten, um uns nach einem Jenseits zu sehnen, wo da sei Heulen und Zähneklappern.

Es war eine wilde Nacht, gleich jener für mich so unglücklichen, wo ich meine Lebensgefährtin, die arme Elise, verloren; der Wind sauste über die Dächer und kämmte mit gewaltiger Hand gegen die Ziegel, daß es klang, als müsse alles in Stücke gehen. Unordentliche Dachladen flogen klirrend auf und zu, der Regen sauste über uns her und schien froh zu sein, wenn er in den Dachrinnen ein Asyl gefunden vor der tollen Wuth, mit dem ihn das heulende und kreischende Volk der Winde vom Himmel herab gejagt. Wenn es einen Augenblick Ruhe gab, so hörte ich den alten Schornstein sprechen und wehklagen, auch zuweilen philosophiren und mit zitternder Stimme sagen: Junge Schornsteine können einstürzen, wenn es also beschlossen ist dort oben, wo der Wind herkommt, und so unzweifelhaft es ist, daß Kuhschwänze wackeln und doch nicht abfallen, ebenso wahr ist es auch, daß wenn ein altes Gebäude, wie ich, erst anfängt sich hin und her zu bewegen, das Ende der Tage desselben nahe liegt. — O Ewigkeit, du — — — — den Donner hörte ich noch, aber sonst kein Wort mehr. Es prasselte und krachte um mich her, als falle der Himmel über mir ein oder als stürze das Haus unter mir zusammen. Ich war gelähmt, das fühlte ich; ich lag regungslos, bedeckt mit Kalk und Steinen; ich dachte an Elise und verlor die Besinnung.

Wie lange ich so gelegen, von Steinmassen bedeckt, rings um mich Finsterniß, weiß ich nicht genau anzugeben. Endlich aber fühlte ich, daß man mir Luft machte; ich sah das Tageslicht wieder, zuerst durch eine kleine Spalte zu mir eindringen,

dann mehr und mehr und war endlich von allem dem befreit, was auf mir gelegen. Doch fühlte ich zu meinem großen Schrecken, daß ich nicht mehr wie früher grade und stolz auf dem Dache stand, sondern daß ich auf der Seite lag. Auch war ich gelähmt. Von selbständigem Herumdrehen wie früher keine Spur mehr; ja als die Hand, die mich von dem befreit, was auf mir gelegen, versuchte, mich gewaltsam umzudrehen, fühlte ich wohl, daß dies unmöglich war; ich war bewegungslos, steif an allen Gliedern. — Den hat es tüchtig mitgenommen, sagte der Schlossergeselle, nachdem er vergeblich versucht, mich aufzurichten. — Laßt mich schweigen von der schmerzhaften Operation, als ich nun gewaltsam vom Dache losgerissen wurde; der Lehrjunge nahm mich auf die Schulter, um mich hinunterzutragen, und jetzt erst war es mir vergönnt, einen Blick um mich her zu werfen. Mein Freund, der Schornstein war verschwunden, sein zertrümmerter Leib lag rings auf dem Dache zerstreut; die Deckplatte seines Kopfes hatte mich am schwersten getroffen, sie war es, die mich auf die Seite gedrückt hatte. So hatte er doch recht gehabt, der unglückliche Freund, mit seinen trübseligen Phantasieen. Von dem Augenblick an begann ich an Ahnungen zu glauben. Der Lehrjunge brachte mich in die Werkstatt und warf mich dort neben dem Schmiedeherd hin unter anderes altes Eisen. Eine solch geringschätzige Behandlung hatte ich nicht verdient. Aber was wollte ich machen! Ich mußte mich ruhig verhalten; und als ich so in dem schmutzigen Winkel lag, erging es mir, wie meinem unglücklichen Freunde auf dem Dache droben und ich vertiefte mich in allerlei traurige Betrachtungen. Wie, wenn man vielleicht finden würde, es sei nicht mehr der Mühe werth, mich zu repariren! Wenn ich jetzt schon in meiner besten Manneskraft verurtheilt wäre, unter das alte Eisen zu kommen! Nein, nein, so grausam konnte das Geschick unmöglich mit mir spielen! Es kam auch in der That anders und weit besser.

Nachdem ich ein paar Stunden in der Kohlenasche gelegen, kam der Meister in die Werkstatt und fragte sogleich nach mir. O seine Stimme durchschauerte mich süß und wohlbekannt. Ja, er war es selber, der mich vor vielen Jahren angefertigt, mein Erzeuger, ich könnte eigentlich sagen, mein Vater. Auch er schien sich gern der Tage meiner Geburt zu erinnern, denn als er mich nun in die Hand nahm, lächelte er freundlich in sich hinein und murmelte etwas, was ich nicht recht verstand. Es war mir aber, als sagte er: es ist doch gut, daß es so gekommen ist! Dann schraubte er mich aufrecht in den Schraubstock und besah aufmerksam meinen Schaden. Kurze Zeit nachher öffnete sich die Thüre der Werkstatt, und ein junges, blühendes Weib trat herein mit einem dicken, frischen Kinde auf dem Arm. „Schau her," sagte der Schlosser, indem er die Frau herzlich an sich zog, „als ich die Wetterfahne gemacht, da hatte ich ganz seltsame Gedanken und Wünsche im Kopf, und so eben sagte ich zu mir selber: es ist doch gut, daß es anders gekommen ist." Das junge Weib legte ihren Arm auf seine Schulter und das Kind griff mit den Händchen nach seiner Arbeitsmütze und zog sie ihm vom Kopfe. „Damals," fuhr der Schlosser lachend fort, „war ich grausam verliebt in die Friederike, die Tochter meines Meisters, und ich glaubte auch schon, sie möchte mich leiden; doch war das nur so gethan, sie hatte andere Ideen in ihrem Kopfe, als nach einem rußigen Schlosser. Nun, ich will ihr nichts Uebles nachsagen, hat sie doch Unglück genug habt. Der Offizier ließ es sich bei ihr gefallen, so lange es ihm gefiel; als er aber nach einem halben Jahr aus dem Hause weg blieb, da — ja da — machte das Rickele eine Reise zu einer Verwandten aufs Land. Und von dem Augenblicke an wollte in dem Hause nichts mehr gedeihen. Ich war schon längst davon gezogen; die Meisterin starb, der Meister folgte ihr bald nach, und sie — nun sie hat am Ende freilich ihren Lieutenant geheirathet, nachdem er kein Lieutenant mehr war. Denn er hatte

Schulden gemacht und wußte sich anders nicht zu helfen, als daß er das ziemlich bedeutende Vermögen erheirathete, das mein ehemaliger Meister hinterlassen. Es soll aber eine Ehe zum Erbarmen sein. — Das ist nun einmal so der Lauf der Welt. — Mich aber freut's," fuhr der Schlosser fort, „daß ich den Burschen da wieder einmal unter meine Finger kriege, und ich will ihn auch in Erinnerung an die alte Zeit wieder so zusammenflicken, daß er aussehen soll wie neu." —

Wie dankte ich ihm innerlich für diese freundlichen Gesinnungen! Und er ließ sie auch zur That werden; denn schon wenige Tage nachher betrachtete er genau die Schäden, die ich erlitten, nahm mich auseinander, hämmerte an mir herum, und das mit derselben Ausdauer und Liebe, wie damals, wo er mich angefertigt. Als ich nun wieder vollkommen hergestellt war, bekam ich einen neuen sauberen Anstrich, und ohne daß man mich der Eitelkeit beschuldigen darf, muß ich schon gestehen, daß ich wieder eine der saubersten Wetterfahnen geworden war, die man weit und breit sehen konnte. Beim geringsten Klaps, den mir der Meister gab, flog ich so behende herum, daß ich kaum stille stehen konnte, und da das ein großes Vergnügen des Bübchens der Meisterin war, so wurde ich zum Spielzeug für dasselbe erkoren, wurde deßhalb nicht zu dem andern Eisenwerk geworfen und blieb in der Ecke in einem Schraubstock festgeschraubt.

Es war unterdessen Winter geworden, und der freundliche Meister sagte: „ich kann mich gar nicht entschließen, den armen Kerl bei dem Hundewetter auf das Dach zu setzen. Jetzt ist es ja überhaupt gleichgültig, ob man sieht, woher der Wind bläst; daß es regnet und schneit, merkt man ohnedies."

Ich glaube, daß ich schon von dem Platz neben dem Herde gesprochen, wo das alte Eisenwerk hingeworfen wurde, das man dem Schlosser zur Aufbesserung brachte. Da war nun eine ganz artige Gesellschaft bei einander, denn der Meister hatte eine große

Kundschaft, und manche Stücke mußten oft lange warten, bis die Reihe an sie kam, um sie wiederherzustellen. Es war eigentlich nur das gröbere Volk, welches am Boden lag, als: lahm gewordene Feuerzangen, verdrehte Schlösser, Kessel und Pfannen, an denen die Stiele wacklig geworden waren, Feuerschaufeln, Bügeleisen, verwaiste Schrauben, die ihre Mutter verloren hatten, oder unglückliche Schraubenmütter, deren Schrauben abhanden gekommen waren, ferner Ketten, Riegel und zerbrochene Stangen. Die sogenannte gute Gesellschaft hielt sich auf einem Brette auf, das neben dem Herd an der Wand befestigt war, als: feinere Schlüssel, zierliche Schlösser, zerbrochene Lichtputzscheeren und dergleichen Zeug mehr.

In der Werkstatt waren gewöhnlich neben dem Meister fünf bis sechs Gesellen beschäftigt, daher es uns denn, die wir zuschauen und zuhören durften, nie an Unterhaltung fehlte. Neben den lustigen Liedern, die zum taktmäßigen Schlag der Hämmer gesungen wurden, und Erzählungen, die wir mit anhören durften, besonders wenn der Meister nicht anwesend war, vernahmen wir aüch viel Lehrreiches und Schönes von Unseresgleichen, wenn das Eisen unter der Hand des Gesellen von seinen vergangenen Tagen erzählte. Für diese war freilich der schrille Ton, der unter der scharfen Feile hervorklang, nur ein unangenehmes Gekreisch; sie fanden keine Bedeutung in dem dröhnenden Schlag des Hammers auf dem Eisen; wir aber, von gleicher Abstammung, verstanden die Sprache Unseresgleichen und erfuhren manches aus ihrem vergangenen Leben. Wenn ich nicht mit Leib und Seele Wetterfahne gewesen wäre, so muß ich schon gestehen, daß ich während meines Aufenthalts in der Werkstatt gar keine Sehnsucht nach meinem Dache gehabt hätte, namentlich bei der jetzigen Witterung, bei Regen, Schnee und von dem uns der Wind, wenn er heulend die Esse herabfuhr, zur Genüge erzählte. Meistens war aber der Wind verdrießlich und zankte viel mit den Kohlen und dem Feuer auf

dem Herde; besonders unangenehm aber war es ihm, wenn er in den Blasbalg gesperrt wurde und auf diese Art gebändigt das Feuer anfachen mußte. Da fuhr er zornig und pfeifend heraus, und der Lehrjunge erhielt von dem Altgesellen manch unverdienten Puff, wobei ihm vorgeworfen wurde, er ziehe den Blasbalg so heftig, daß, statt das Feuer anzufachen, die glühenden Kohlen überall in der Werkstatt umherflogen. Ich aber, der die Sprache des Windes genau studirt hatte, wußte wohl, daß er aus lauter Ingrimm so heftig von sich blies; ich verstand es wohl, wenn er unter Pfeifen und Toben sprach: „ist das auch ein Geschäft für einen rechtschaffenen Wind, dessen natürliche Bestimmung es ist, frei über Berg und Thal zu fliegen, hier in das schmutzige Leder eingespannt zu sein und auf die nichtsnutzigen kalten Kohlen blasen zu müssen, bis sich das Lumpenzeug endlich einmal dazu bequemt, warm und glühend zu werden? Pfui! Sturm und Blitz! Das hätte ich all mein Lebtag nicht gedacht — ich, der Wind, das himmlische Kind." Wenn er so brummte, wandte er sich meistens an mich, denn wir beide waren ja alte Bekannte; wenn er mich auch droben auf dem Dach schlecht behandelt hatte, so war er doch auch wieder die Ursache mancher meiner stillen Freuden, wenn er mich sanft herumdrehte und so viel Schönes sehen ließ.

„Dir ist es hier auch langweilig in der rußigen Werkstatt," sauste er mir zu. „Na, ich hoffe, wir werden hier am längsten gewesen sein, und wenn wir uns droben wiederfinden, so wollen wir uns schon mit Muße unterhalten über die armselige Gefangenschaft hier unten." So sprach der Wind, und dazu seufzte und klirrte das alte Eisen im Winkel gar wehmüthig. Hatten wir doch Hoffnung, wieder zu unserer Freiheit zu gelangen; dieses aber harrte bebend auf den Urtheilsspruch des Meisters, ob es zu einer nochmaligen Reparatur würdig befunden würde. Im

andern Falle kam es in den Sack und mußte von da in die Gießerei — ein schreckliches Loos!

Wenn es, wie ich schon bemerkt, an gewöhnlichen Werktagen hier unten nicht so unangenehm war und man viel Schönes und Lehrreiches hören konnte, so waren doch unsere vergnügtesten Stunden an Feier- und Sonntagen, wenn die Werkstatt geschlossen war und wenn in tiefer Feierstille Hammer und Feile ruhte. Dazu klangen draußen meine Freunde, die Kirchenglocken, und erregten in mir mitunter ein wehmüthiges Gefühl nach meinem schönen freien Dache. Zuweilen drang auch ein blendender Sonnenstrahl in die Werkstatt und gab dem umherfliegenden Staube, einem leichtsinnigen Volk, Veranlassung, auf demselben seine lustigen Tänze aufzuführen. In solchen Stunden stieß der Wind durch den Blasbalg einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Gottlob! jetzt endlich doch einmal ein wenig Ruhe; jetzt endlich einmal ein Augenblick, wo auch wir uns unseres Lebens freuen können. — Ah, wie das wohl thut, nicht mehr geknechtet zu sein von einem schmierigen Lehrjungen, der noch lange Zeit braucht, bis er trocken hinter den Ohren wird."

Wenn so der Wind gesprochen, dann schnarrte, klang, schliff und schetterte es rings umher in allen Winkeln; selbst unsere Feinde, Ambos, Hammer und Feilen, gaben alsdann, sich der gemeinschaftlichen Abstammung erinnernd, einen klingenden Ton von sich. Das alte Eisen im Winkel und die gute Gesellschaft auf dem Brette machten aber alsdann einen solchen Spektakel und das sprach und klang durch einander, daß es mich oftmals wunderte, wie der Meister den Lärm nicht höre und nachzusehen käme, was denn eigentlich in der Werkstatt los sei. Wenn sie es aber mit ihrem Geschrei und Geschnatter gar zu arg trieben, so blies der Wind die Backen des Blasbalges auf und dann wurden sie abgekanzelt, daß es eine Freude war. „Ist das auch eine Manier," rief er aus, „so einen heillosen Lärmen zu verführen und durch-

einander zu schreien, als wenn wir ein Haufen alter kaffeetrinkender Weiber wären! Schämt euch, so über die kleinen Leiden eures erbärmlichen Lebens zu klagen, wenn auch mancher von euch glaubt, seine Bestimmung verfehlt zu haben! Freut euch über das, was ihr geworden seid; es kann nicht alles zu einem schönen Schloß oder kunstvollen Schlüssel verarbeitet werden, es muß auch Haken und Riegel geben. Wohl weiß man, daß ein Bügeleisen für etwas ganz absonderlich Vornehmes angesehen wird, und daß manche seufzen und klagen: ach, wenn ich doch ein Bügeleisen geworden wäre! Aber seht, was können die machen ohne Feuerschaufel und Schüreisen. Sturm und Blitz! Jeder sei mit seinem Loos zufrieden, und wenn mancher auch ein paar Schläge des Hammers und ein paar Risse mit der Feile mehr erhält als der Andere, das geht auch vorüber. Und wer was Rechtes werden will, der muß auch Plackereien und Leiden durchmachen; das stählt die Nerven, und ungestählt seid ihr doch fast alle nichts werth."

Wenn es so aus dem alten Blasbalg sprach, dann verstummte der Lärm und das Gesumme nach und nach, und höchstens waren es ein paar Schlüssel oder irgend ein zierliches Schloß, das auf- und zuschnappend sagte: „jeder denkt und fühlt nach seiner Constitution; so ein Wind nimmt freilich alles leicht."

„Ja, so ein Wind," versetzte es darauf ingrimmig aus dem Blasbalg, „hat mehr Ursache zum Klagen als ihr. Ihr dreht euch in eurem engen Wirkungskreise herum. Was hat so ein Schlüssel zu thun? Aus der Tasche in das Schlüsselloch, das ist alles. Ich aber, ein Kind der Freiheit, der wilde, schrankenlose Sohn der Wüste und des Meeres, ich fühle mich doppelt elend, wenn man mich eingefangen hat und dienstbar macht."

Den Ausfall des Windes auf die Schlüssel mochte einer derselben, ein langes, schmales Geschöpf mit krausem Barte, übel genommen haben, denn er entgegnete: „Jeder sieht die Sachen

an, wie er sie versteht. Wer wie Unsereins Stunden und Tage lang in einem Schlüsselloch steckt, der sieht Manches, von dem Euresgleichen, wenn er auch noch so toll um's Haus herum tobt und überall eindringen will, keine Ahnung hat."

Es that den Schlössern und Schlüsseln außerordentlich wohl, daß einer Ihresgleichen sie so warm vertheidigte, und sie schnarrten vergnügt durch einander und meinten, ja, wer wie sie durch alle Schlüssellöcher schauen könne, der mache die interessantesten Erfahrungen. Gegen diese Ansicht opponirte übrigens eine ganze Menge anderer Dinge. „Was wollt ihr Schlüssel, wenn ihr auch hie und da etwas erlauscht?" meinten ein paar alte ehrwürdige Bügeleisen. „Hie und da mag euch freilich etwas nicht ganz Uninteressantes vorkommen, aber seid einmal an unserer Stelle, fahrt einmal geschäftig hin und her in der Hand geschwätziger Büglerinnen, auf der verschiedenartigsten Wäsche herum, die uns von ihren Schicksalen erzählt, da hättet ihr das Recht mitzusprechen. Wir sagen euch, wir erfahren in einem Morgen mehr als ihr im ganzen Jahre."

„Ja, ja, die Schlüssel," knurrte eine alte Feuerschaufel, „wollen immer was Appartes haben; sie meinen, weil man sie so sorgfältig aufhebt, seien sie was Rechtes. Und doch gehören sie zur äußern Dienerschaft und dürfen kaum die Nase in's Zimmer hineinstrecken. Allen Respekt vor den Bügeleisen und den Büglerinnen; aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, beide gehören nicht zur Familie und arbeiten doch nur im Taglohn. Wir dagegen sitzen beständig im besten Winkel des Zimmers, am warmen Ofen; wir, die Feuerschaufeln, werden freundlich in die Hand genommen, und während wir unsern Dienst thun, hören wir von manch angenehmer Begebenheit."

Als die Feuerschaufel so sprach, sah ich, wie ein Schlüssel der guten Gesellschaft vom Brette herab auffallend nach ihr schielte und bei ihren Reden recht verdrießlich, ja zornig drein-

schaute. „Du hast wohl recht, Dich zu überheben," sprach eben dieser Schlüssel nach einer kleinen Pause; „bist Du nicht aus einer blauen Stube mit rothen Vorhängen? Warst Du nicht bei einem weißen Kamin angestellt, auf dem eine Uhr von Bronze stand, welche einen Wagen vorstellte, auf dem die Göttin Venus saß und von ihren Tauben gezogen wurde? Ja, ich kenne Dich, Du bist es. Du brauchtest wahrhaftig kein so großes Maul zu haben."

Die Feuerschaufel schien durch diese Anrede einigermaßen verwirrt zu sein, doch faßte sie sich; als sie aber sprach, geschah es nicht mehr mit der gleichen Sicherheit, wie früher. „Allerdings," sagte sie, „bin ich die, welche Du meinst, und weiß auch, worauf Du anspielst. Doch gehört das eigentlich gar nicht daher. Unglück kann ein jedes haben." — „Das ist wahr," mischte sich der Blasbalg in's Gespräch. „Aber wenn Dein Unglück interessant ist, so würde es uns nicht unlieb sein, etwas davon zu erfahren."

„Ja, ein Unglück," pfiff es aus dem Schlüssel recht giftig. „Das ist aber kaum ein Unglück zu nennen; wenigstens war die schartige Feuerschaufel mit schuldig an der schlimmen That. Warum stand sie gerade so herausfordernd an der Kaminecke, als er — nun, mich geht die Geschichte nichts an und ich will deßhalb nicht vorgreifen." — „Wenn man mich Mitschuldige nennt," versetzte die Feuerschaufel in weinerlichem Tone, „so kann ich Dich ebenso heißen. Hättest Du beim Aufsperren des Schlosses ein rechtes Geräusch gemacht, wie es sich für einen Schlüssel geziemt, der kein heimtückischer Schleicher ist, so wäre all das Unglück nicht geschehen."

Ich weiß nicht, als die Feuerschaufel so sprach, durchzuckte es mich ganz seltsam. Diese scharfe, schrillende Stimme hatte ich schon gehört, hatte ich oftmals gehört, und wenn ich darüber nachdachte, flog eine ganze Reihe meistens betrüber Tage und Nächte, mich an die traurigste Zeit meines Lebens erinnernd, bei

mir vorüber. Sollte sie es sein? — O dieses Wiederfinden wäre gar zu schrecklich gewesen.

„Ich habe meinem Herrn treu gedient," sagte hochmüthig der Schlüssel. „Und wenn ich auch selbst in Schaden kam, so freut es mich doch, daß ich das Schloß so behutsam öffnete, daß von den Beiden im Zimmer keines etwas davon vernahm."

„Aha!" sprach der alte Blasbalg, „das ist eine von den alten Geschichten, wie sie häufig genug vorkommen und wie ich sie erlebt habe unter allen Himmelsstrichen. Zwei, die rechtmäßig nicht zusammengehören, werden von einem Dritten überrascht, der das Recht hat, sie zu überraschen. Ich gebe schon zu, daß der Schlüssel hätte ein Bischen knarren können, aber wenn er darauf pocht, seine Schuldigkeit gethan zu haben, so kann man der Feuerschaufel ebenfalls sagen, daß sie bei dem Unglück ein unschuldiges Werkzeug war." — „O ja, ein sehr unschuldiges," seufzte die also in Schutz Genommene. „Werde ich doch alle Tage meines Lebens nicht mehr froh werden, wenn ich daran denke."

„Blut klebt an ihr, Blut," sprach triumphirend der Schlüssel, und als er das gesagt, schauderten sämmtliche Bügeleisen, die feinen Schlösser und Lichtputzscheeren klirrten ordentlich ängstlich zusammen, und nur ein paar alte rostige Ketten im Winkel, sowie die zerbrochene Klinge eines langen und scharfen Messers brummten mit leiser Stimme: „Nun, so ein bischen Menschenblut, was ist das weiter! Nicht der Rede werth."

Die Feuerschaufel schien übrigens tief gebeugt von dem Ausdruck des Abscheus, der sich von vielen Seiten kundgab, und sie sagte kläglich: „Ja, entsetzt euch nur über das, was mir begegnet; vielen von euch hätte es grade so gehen können, und wer wie ich zum Unglück geboren ist, den trifft nichts als Jammer und Herzeleid auf dieser schlimmen Welt. Jetzt bin ich freilich eine elende, schartige, kompromittirte Feuerschaufel. O Du lieber Himmel! Und ich war doch in meiner Jugend zu etwas Besserem

auserſehen.“ — Jedes Wort traf mich wie das größte Hagelkorn.

„Damals achtete ich,“ fuhr die Feuerſchaufel fort, „meine ausgezeichnete Stellung für gering. Ich war, obgleich hochgeſtellt über euch alle, mit meinem Geſchicke nicht zufrieden; ich murrte gegen die Vorſehung; ich verbitterte unrechtmäßiger Weiſe das Leben dem, der mir von einem gütigen Schickſal zum Gefährten gegeben war. — O mein Edmund! ich begriff nicht, daß ich vor Tauſenden gewürdigt und auserleſen war; ich war undankbar, ich war eine ſchlechte Gattin. Aber wenn auch hart, ſo traf mich doch gerecht das Verhängniß. Ich ſank herab immer tiefer und tiefer, ich wurde, was ich damals in meiner Verblendung wünſchte zu werden und was ich jetzt zu meinem Unglück geworden bin, — eine jammervolle, blutbefleckte Feuerſchaufel.“

Jetzt konnte ich mich nicht länger halten. Ja, ſie war es. Vergeſſen hatte ich die trüben Stunden, die ſie mir bereitet, und ich dachte nur noch jener ſeligen erſten Augenblicke, wo ſie ſich neben mir drehte im hellen Sonnenlichte, in friſchen Farben, glänzend vergoldet. — Das alſo iſt das Loos einer Wetterfahne auf Erden? Ich ſchauderte. Konnte es ihr ein Troſt ſein, mich nach Jahren ſo im neu aufgefriſchten Jugendglanze wieder zu ſehen? — Warum nicht. Wenn es auch etwas Herbes für ſie hatte, ſo ſtellte ich mich doch, indem ich mich zu erkennen gab, als ihr natürlicher Beſchützer gegen die hochmüthigen Schlöſſer und Schlüſſel dar, die immer noch Luſt zu haben ſchienen, mit ſcharfen Reden über das tief gebeugte Weib herzufallen. Dieſer Gedanke ſiegte und ich rief ſo ſanft, wie es mir möglich war: „Sieh mich an, Eliſe, meine unglückliche verlorene Gattin; ich bin es, Dein Edmund.“

Dies gab ein allgemeines Aufſehen in der Werkſtatt. Die Schlöſſer und Schlüſſel klangen erſtaunt durch einander, die Bügeleiſen rappelten ihre Verwunderung aus über dieſes uner-

hörte Ereigniß, und der Wind aus dem Blasbalg sauste: „Es ist so, ich kann es bezeugen. Schmerzlich berührt mich dies traurige Wiedersehen; denn ich war es, der in jener Nacht den Steinkranz vom Kamin herabwarf. Vergebt mir, meine Freunde."

Dies alles war zuviel für das erschütterte, schartige und halbverbrannte Gemüth der unglücklichen Frau. Sie blickte mich einen Augenblick wie zweifelnd an, sie rief schmerzlich: „Ja, Du bist es, mein Edmund!" und darauf sank sie ohnmächtig in die geöffneten Arme eines defekten Feuerbockes, der glücklicher Weise neben ihr stand.

Ich glaube fast, es war Zartgefühl von dem alten Blasbalg, daß er, während er die Ohnmacht der unglücklichen Elise, sowie meine Verwirrung und daß uns dabei das schadenfrohe Gezeug der Schlösser, Schlüssel und Bügeleisen recht hämisch und erwartungsvoll anblickte, kaum zu bemerken schien, sich gewaltig aufblies und durch das Gemach prustete, als wollte er ein ungeheures Schmiedfeuer anfachen, wobei er sagte: „Unglück kann Jedermann haben, und daß die jetzige Ofenschaufel, gewesene Frau Wetterfahne, geborene Eisenblech, nicht nur aus einer sehr guten Familie stammt, sondern auch früher eine der höchsten Stellungen im Leben einnahm, kann ich mit vollem Recht bezeugen. Also zieht mir weiter keine Gesichter über die erbärmliche Geschichte, auf welche der boshafte Schlüssel angespielt. Hat der andere seinen Schlag weg, so hat er ihn wahrscheinlich verdient und damit Basta. Was nun meinen Freund Wetterfahne anbelangt, so kenn' ich den noch genauer, ich weiß, daß er ein Ehrenmann ist, der so viel Charakter und Fonds besitzt, daß man aus ihm ein Dutzend Schlösser, unzählige Schlüssel und auch noch zur Noth ein paar klappernde Bügeleisen herstellen könnte. Also haltet Frieden. Es ist wohl der Mühe werth, den Menschen nachzuahmen und die kostbarsten Stunden, die wir haben, mit Gezänk hinzubringen. Potz Ambos und Hammer! Wer aber was Gescheidt's vorbringen

kann, der soll reden, d. h. nach mir; denn zuerst gebe ich in meiner Eigenschaft als Präsident mir selbst, als dem Mächtigsten und Gescheidtesten, das Wort. — Verstanden?" Es schien mir in der That, als ob alle die Worte des Windes verstanden hätten. „So ist's recht," klirrte und klang es durch einander, „Ordnung muß sein, und wenn der Wind gesprochen hat, so komm ich an die Reihe. — Oder ich. — Oder ich. — Oder ich."

Die einzige Opposition wagte eine alte, verdächtig aussehende, rostige Kette, die im Winkel lag und murrte: „Es wäre doch schön gewesen, wenn wir erfahren hätten, wem die Ofenschaufel eigentlich den Kopf eingeschlagen. Solche Geschichten sind meine Passion und die höre ich für mein Leben gern." — „Schweig!" zischte der Blasbalg zur Antwort herunter. „Ich kenne Dich, Spiegelberg! Daß Du an Blut und Unthat Vergnügen hast, finde ich begreiflich; und wer da weiß, daß Du fast Dein ganzes Leben am Galgen zugebracht, wird Dir das auch nicht übel nehmen."

„O Du Himmel!" kreischte eine feine Stimme aus derselben Ecke, wo die Kette lag, „muß ich das erleben, muß ich aus der feinsten Gesellschaft, in welcher ich mich bisher bewegte, aus einer Stellung hinweg, in der ich von den schönsten Cavalieren beneidet war, in solch rohe, blutdürstige Gesellschaft kommen!" — „Was pipt denn da unten?" fragte der Wind fast ärgerlich. „Was ist das, was da schreit?" — „Wer ich bin?" entgegnete die Stimme von vorhin. „O, ich bin zum Unglück geboren. Fluch der Stunde, wo mein kleiner Haken zerbrach."

„Die hat wohl Ursache, so viel Lärm zu machen," sagte ein stämmiges und sehr ehrbares Bügeleisen; „es ist nur eine zerbrochene Strumpfbandschnalle." — „Und will da von schlechter Gesellschaft reden!" murrte die Kette. „Die ist auch wohl in keiner feinen Umgebung gewesen. Seh' Einer an das Ding da. Was ich war, läugne ich freilich nicht, und wenn ich auch am Galgen hing und bei Hinrichtungen diente, so habe ich doch die gleiche Ehre davon,

wie der Richter mit seinen zwölf Geschworenen. Wenn ich später das Wort erhalte, werde ich im Stande sein, ganz moralische Dinge zu erzählen. — Aber Du —." — „Ich habe die gleichen Rechte in dieser respektabeln Gesellschaft," meinte die Strumpfbandschnalle, „und —".

„Ruhig, ruhig!" rief es aus dem Blasbalg, als der Wind bemerkte, daß mehrere tugendhafte Lichtputzscheeren vor Entrüstung zitterten. „Ich werde mir schon erlauben, eine gehörige Censur zu üben. Freilich kann ich auch dem Geringsten unter uns das Wort nicht verbieten; doch wie gesagt, Anstand vor Allem."

„Daß ich den nie verletzen werde," sprach entrüstet die Schnalle, „weiß gerade unser würdiger Präsident am besten. Wenn ich sein Gedächtniß auffrische, so wird er sich erinnern, daß wir alte Bekannte sind." — „Oh, oh!" machte der Wind einigermaßen verwirrt. „Das ist ganz möglich, aber mir nicht ganz erinnerlich. Ich treibe mich bald hier, bald da herum und —". — „Ja, es war in diesem Frühjahr; wir ruhten auf einer Gartenbank, da kam er grade von Süden —."

Ich glaube, der Wind wußte es mir Dank, daß ich das Geschwätz des unnützen Dinges unterbrach, und da eine Hand die andere wäscht, so fand ich mich vollkommen befugt, auszurufen: „Auf diese Art werden wir wahrhaftig gar nichts erfahren. Ich beantrage, daß unser verehrungswürdiger Präsident nicht ferner unterbrochen werde. Die Zeit verrinnt, und ich muß gestehen, daß ich auf das, was er uns vortragen wird, außerordentlich gespannt bin."

„Wir auch! wir auch!" tönte es ringsum, worauf der Wind behaglich herüber blies.

Mir war dies kleine Intermezzo außerordentlich angenehm gewesen. Elise hatte sich erholt und schaute schüchtern zu mir herüber; es mußten sehr traurige Gedanken sein, welche die arme

Frau bewegten. Das, worauf sie damals gehofft, hatte sie freilich erreicht; sie war eine Ofenschaufel geworden, hatte aber nicht gedacht, daß eine Ofenschaufel in diesem miserablen Leben ebenfalls mit Leiden zu kämpfen habe.

„Wer ich bin,“ sagte der Wind, „das weiß ich eigentlich selbst nicht ganz genau. Die Erklärung ganz alter Leute, die schon tausend Jahre todt sind, in deren Jugend ich aber schon lustig über Wald und Flur strich, daß wir Winde für uns ein respektables Departement bildeten, welches, um nach jetzigen Begriffen zu reden, unter einem Minister stand, der Aeolos hieße, ist im Vertrauen gesagt, vollkommen falsch. Doch will ich meinem Freunde Homer, der uns in einer Stadt mit ehernen Mauern eingeschlossen sein ließ, nicht wehe thun und dies nicht öffentlich erklären. Unter uns habe ich schon ein Recht, von meinem Alter zu sprechen, und kann euch die Versicherung geben, daß ich schon über den Erdball dahin strich, als derselbe noch aus unergründlichen Sümpfen bestand, noch wüste und leer war und von einer höchst unangenehmen Finsterniß umgeben. Ich könnte dem Menschengeschlecht über jene Zeit viel Schönes und Wahres erzählen, doch hat mich dasselbe von jeher zu schlecht behandelt, um ihm etwas Gutes zu erzeigen. Nicht genug, daß mich die Menschen knechten, wo sie können, daß ich jetzt ein Schiff fortbewegen muß, dann eine langweilige Mühle treiben, ihnen sogar das Feuer anfachen, so haben sie auch verschiedene ehrenrührige Benennungen mit mir in Verbindung gebracht, die mich ausnehmend ärgern. Das ist in den Wind gesprochen, sagen sie von einer Ermahnung, die nicht beachtet wird, oder: man weiß wohl, wo der Wind herbläst, wenn jemand was Zweideutiges thut; das ist Wind, heißt es, wenn jemand unglaubliche Reden führt, und von einem Kerl, der alles Glaubens bar ist, der aufschneidet, prahlt und in den Tag hinein lügt, sagen sie, es sei ein Windbeutel. So was läßt man sich nicht gern gefallen, und deßhalb hüte ich mich auch wohl, ihnen manches zu

sagen, was ich genau weiß, und worüber sie vergeblich ihr ganzes Leben nachgrübeln. Auch kann ich es nicht leiden, daß die s. g. Gelehrten sich herausnehmen, mich erklären zu wollen, und so von oben herunter sprechen: eine fortschreitende Bewegung der Luft, die durch Aufhebung des Gleichgewichts der Atmosphäre entsteht, nennt man Wind. Etwas manierlicher ging man allerdings mit mir vor hundert Jahren um, wo die alten Leute von mir sagten: der Wind, der Wind, das himmlische Kind. Da haben sie in ihrer Einfalt das Richtige getroffen, und ich bin nicht nur des Himmels Kind, sondern ich bin sogar des Himmels erstgeborner Sohn, der Kronprinz des Himmels, und habe auch die gegründetste Hoffnung, noch einmal an die Regierung zu kommen. Das kann aber ziemlich lange dauern, und ich will es in Geduld abwarten. Den Staatsstreichen bin ich abgeneigt, und wenn ich mich auch zuweilen toll und wild in der Welt herumtreibe, so habe ich es doch nie über mich gewinnen können, dem, was einmal von oben herab bestimmt war, entgegen zu wirken, obgleich es mir z. B. damals ein Leichtes gewesen wäre, den Vater Noah so unsanft auf dem Berge Ararat abzusetzen, daß weder er, noch seine Sippschaft, noch irgend eines seiner paarweise eingestellten Thiere mit dem Leben davon gekommen wäre. Was würde alsdann aus der Erde geworden sein? — Wir wollen nicht darüber reden. Daß dann aber weder Schlösser, noch Schlüssel, Bügeleisen und Lichtputzscheeren entstanden wären, glaube ich mit einigem Grund annehmen zu können, und wenn wir diese Betrachtung weiter verfolgen, so bin ich eigentlich daran schuld, daß ihr alle entstanden seid."

Wenn auch etwas Wahres an dem war, was der Wind sagte, so muß ich doch gestehen, daß er sehr ruhmredig von sich selbst und mit sehr wenig Rücksicht auf unser Dasein sprach. Aber ich war ihm Dank schuldig, weßhalb ich ein leichtes Kopfschütteln unterließ, welches mich anwandelte, als er so mit aufgeblähten Backen über uns hinblies.

„Ich bin eigentlich ein verfluchter Kerl," fuhr der Wind fort, „der alte Ueberall und Nirgends. Was sind die Menschen mit ihren Eisenbahnen und Telegraphen gegen mich? Das kriecht am Boden hin, auf den eisernen Schienen oder am dünnen Draht, hat keine Freiheit, keinen eigenen Willen; und wenn es einmal so einer gequälten Lokomotive einfällt, ein bischen querfeldein zu rennen, so gibt es ein Lamentiren, das nicht zum Ertragen ist. Mir aber ist keine Bahn vorgezeichnet; der ganze Erdball ist wie zu meinem Vergnügen erschaffen. Wandelt mich die Luft an, etwas Kühlung zu genießen, so wende ich mich nach den Polen, umkreise einen treibenden Eisberg und sehe dem harmlosen Spiel der niedlichen weißen Bären zu. Gelüstet es mich einmal nach einer außerordentlichen Hitze, so bin ich im Nu unter dem Aequator, lasse mich da braten und schaukle mich in den Segeln eines vorüberziehenden Schiffes oder spiele mit dem Sand der Wüste, der ein artiger Geselle ist und sich recht gern das gelbe Fell von mir kräuseln läßt. Das sind meine großen Affairen. Will ich mich einmal ländlich und harmlos amusiren, so ziehe ich die gemäßigte Zone vor, schwebe tändelnd über Berg und Thal, streiche über das erfrischende Wasser und schwinge mich hoch durch die Gipfel wohlriechender Tannen. Und was die Menschen anbelangt, wer kann sich meinem Spiel entziehen? So sanftmüthig ich sein kann, so nehme ich es doch gewaltig übel, wenn sie mir Fenster und Thüren vor der Nase zuschließen und rüttle daran in meinem Unmuth so lange, bis sie erschreckt von meinem Muth ausrufen: wie ist heute der Wind so toll! welch schrecklicher Wind! Das höre ich draußen mit wahrem Vergnügen und fahre alsdann heulend um die Schornsteine herum und klappere zu meinem Vergnügen mit den Dachziegeln. Sind aber die Menschen manierlich, so bin ich es als höflicher Mann ebenfalls. Wer kann auch widerstehen, wenn ein lieblicher Mund mit frischen Lippen sagt: ach, der süße Wind, welch herrlicher kühlender Hauch! Das bezwingt

mich, und da kann es leicht vorkommen, daß ich mich unter Rosengebüschen hinwegschleiche und mit einem Anstrich von Verliebtheit einen glänzenden weißen Nacken küsse. Auch schaukle ich mich in solchen Stunden gern um Gartenbänke herum und lüpfe leicht eine schwarze Haarlocke oder — —."

„O du mein Gott!" seufzte die Strumpfbandschnalle. Und wer weiß, was sie noch in diesem Augenblicke hinzugesetzt hätte, wenn nicht die Thür der Werkstätte knarrend geöffnet worden wäre. Der Altgeselle trat herein; er hatte seine hornene Schnupftabaksdose neben dem Schraubstock liegen lassen. Nachdem er sie gefunden und sich zu einer Prise verholfen, blickte er um sich her und sagte: „Vor der Thüre habe ich es gehört, wie der Wind durch den Blasbalg hereinfuhr. Wir wollen doch verhüten, daß Staub und Asche herumfliegt." Damit drehte er ein Stück Papier zusammen und stopfte es in die Röhre des Blasbalgs.

Die Lichtputzscheeren klangen leise, als er zur Thür hinausgegangen war, die Strumpfbandschnalle ließ einen Seufzer der Befriedigung hören, und das stämmige, sehr ehrbare Bügeleisen sagte wackelnd: „Das sind keine Geschichten für Unsereinen."

„Gute Nacht, Elise." — — „Bis Morgen, mein Edmund!" — — „Selbst im Traume umschwebt mich Dein Bild." — —

Der abgerissene Knopf und das erste Quartier.

Es saßen drei alte Soldaten bei einem Glase Wein, ein Husar, ein Infanterist und ein Artillerist. Doch ist dieser Satz nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn der Husar war ein General der Cavallerie, der zuletzt bei den Husaren gedient, der Infanterist hatte als Oberst ein Regiment braver Musketiere commandirt, und nur der Artillerist war im Wachsthum etwas zurückgeblieben, wie seine Kameraden zu sagen pflegten, und man hätte ihn so gut wie jenen Andern den ewigen Lieutenant nennen können, denn nachdem er treu und redlich gedient, nicht bis an sein kühles Grab, wohl aber beinahe vierzig Jahre, da packte er auf und ließ sich pensioniren. Er hatte etwas weniges Vermögen und lebte nun viel behaglicher als damals, wo er auf der Straße spazieren gehend in einer Stunde fünfzigmal an seine Dienstmütze hinauflangen mußte.

Das Glas Wein aber, bei dem die Drei saßen, war eine dickbauchige Bowle Maitrank, duftende Kräuter, wohl verzuckert. Und den Maitrank schlürften sie auf der Terrasse des Marienbildchens in Deutz, vis-à-vis zu Köln am Rhein, von wo man so

behaglich niedersieht auf den majestätisch dahinfließenden Strom, auf die alte heilige Stadt selber und auf den ehrwürdigen Dom, bei dem jetzt nach und nach die große Wunde zuheilt, die man so lange, lange zwischen Thurm und Chor sah.

„Ja," sagte der Oberst, indem er seinen Lieblingsmarsch auf dem Tische trommelte und aus seiner Meerschaumpfeife ein paar tüchtige Züge that, „so viel auch hier herumgebaut und rumort worden ist, das alte gute Gesicht unserer lieben Stadt ist nicht zu entstellen. Sie können hier die Physiognomie nicht verwischen, und so oft ich über die lange Rheinbrücke nach Haus spaziere, ist es mir gerade wie dazumal — es sind schon viele Jahre — als ich mit dem blauen Kittel desselben Weges zog und zum ersten Mal mit weit aufgerissenem Maule den riesenhaften Dom vor mir liegen sah."

„Erlauben Sie, Herr Oberst," bemerkte der ehemalige Lieutenant, „da kommen Ihrem Gedächtniß auch noch andere Dinge zu Hülfe: das Gehör und vor allen Dingen der Geruch."

„So ist's!" rief der General; „der Kamerad von der Artillerie hat Recht, hol' mich der Teufel! Gehör und Geruch, das ist die Hauptsache. Das weckt auf eine fabelhafte Art die Erinnerung alter Tage in uns auf, namentlich der Geruch."

„Gewiß, lieber Herr Oberst, das ist nicht zu läugnen," meinte der Artillerist. „Betritt man die Rheinbrücke, so ist Gehör und Geruch immer auf die gleiche Art beschäftigt. Das ewig gleichförmige Knarren der Bretter, das Aechzen der Planken, das Klirren der Ketten bei jedem Fußtritt, und dann vor allen Dingen der Theergeruch. So was vergißt sich nie und führt uns lebhaft den ersten Augenblick, wo sich das uns bemerklich machte, wieder vor die Phantasie."

„Ja, ja, der Geruch, das will ich zugeben," meinte nachdenklich der Oberst, „darin könnt ihr Beide Recht haben. Geht es mir doch auch so. Wenn ich zum Beispiel irgendwo frisches Heu

rieche, so denke ich doch urplötzlich immer wieder an einen gewissen Tag in meiner Jugend, wo ich mit einer Menge anderer Buben und Mädchen von einem großen Heuhaufen herabkugelte. Und habe doch während der Zeit schon mancherlei anderes Heu zu riechen bekommen."

Der Lieutenant hatte sein Glas an den Mund gesetzt und langsam schlürfend einen Zug gethan. „Ja, der Geruch," sprach er fast wehmüthig, „der kann einen so lebhaft in eine gewisse Situation zurückversetzen, daß Einem ordentlich das Herz schwer wird."

„Und bei welchem Geruch ergeht es Euch so?" fragte ironisch lächelnd der General.

„O — mit," erwiederte ausweichend der Andere, „ich sprach nur mehr so im Allgemeinen. Ich kenne eigentlich keinen so pronocirten Odeur, von dem ich das sagen könnte. Ein Duft, bei dem mir allenfalls eine angenehme Erinnerung kommt, ist der von Reseda."

„Aber der Kamerad von der Artillerie hat Recht," fuhr der Husar fort. „Was denkt Ihr zum Beispiel wohl, was mir einfällt, wenn ich da über den Thurmmarkt gehe bei dem königlichen Hof und dem Hof von Holland vorbei, und rieche dort, was in Dietzmann's Küche für wunderbare Sachen gekocht werden? Wenn es so deliciös in die Straße hinaus duftet, daß man ordentlich Hunger bekommen sollte, na' was glaubt Ihr wohl?"

„Da denkst Du einfach an ein gutes Diner, was Du wohl irgendwo gemacht hast," sprach der Oberst, „oder an sonst eine verschwenderische Ueppigkeit."

„Fehlgeschossen," entgegnete der General. „Dabei erinnere ich mich vielleicht der ärmlichsten und betrübtesten Zeit meines Lebens, eines Tages, wo ich, noch ein junger Mensch, zum ersten Mal nach dem heiligen Cöln kam, aber gar nicht davon erbaut war. Damals kam ich auf den Thurmmarkt in's Quartier zu

liegen. Und in was für ein Quartier! Ich habe nachher viel erlebt in den Feldzügen, aber — nun seht, es gab zu jener Zeit auch schon Gasthäuser da in der engen Straße, die man den Thurmmarkt nennt, und aus denen duftete es auch nicht unlieblich hervor; aber wenn ich heute bei Dietzmann vorbei gehe und rieche die Düfte des feinen Bratens und dergleichen, so denke ich weder an ein pures Diner, wie Du, Oberst, vorhin behauptet, noch an sonst eine verschwenderische Ueppigkeit, sondern an jenen Tag, und da steht dann mit einem Male das finstere, unheimliche Quartier so lebhaft vor mir, als sei das gestern gewesen, und es sind doch schon fast fünfzig Jahre vorüber."

„So erzähl' uns denn einmal von dem Quartier!" meinte lächelnd der Oberst. „Ich bin überzeugt, es ist nicht halb so arg gewesen. Ihr Herren von der Cavallerie wollt immer was Apartes haben."

„Das paßt nicht," erwiederte der General, indem er die rechte Hand gegen seinen Freund schüttelte. „Auch ich trug damals den Kuhfuß und marschirte in Gamaschen — auch ich bin in Arkadien geboren."

„Siehe! siehe!" sagte kopfnickend der Oberst. „Habe ich doch nie begreifen können, woher Ihr die solide Grundlage habt, die Euch vor Vielen von denen vom Steigbügel auszeichnet. — Ja, wenn man bei der Infanterie gedient hat!" — Er nickte majestätisch mit dem Kopfe und nahm dann mit großer Befriedigung einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase.

„Aber der Herr General sollte uns das doch erzählen."

„Meinetwegen," gab dieser zur Antwort; „es ist aber nicht viel daran, erzählt nur von einem schlechten Quartier, und beweist, wie oft unbedeutende Dinge wirksam in unser Leben eingreifen. Denn bei der Einquartierungsgeschichte spielt ein abgerissener Knopf mit, der die Hauptschuld war, daß ich von der Infanterie zur Cavallerie kam und daß es mir in Folge davon

später möglich wurde, den flüchtigen Franzosen tüchtig den Pelz zu waschen, und dafür das eiserne Kreuz erster Klasse zu erhalten. — Respekt sage ich euch!"

„Ja, davor allerdings Respekt," versetzte der Oberst, indem er seine Mütze ein wenig lüpfte, während sich der Lieutenant von der Artillerie mit dem feierlichsten Gesicht von der Welt bolzgerade für einen Augenblick erhob.

„Danke, danke!" sagte der Husar geschmeichelt. „Jetzt sollt ihr auch meine Geschichte vom schlechten Quartier und vom abgerissenen Knopfe hören."

„Also!" —

„Das war dazumal," erzählte nun der General, „Anno so und so viel, als ich in das Militär trat, auf Befehl meines Papa seliger unter die Infanterie. Daß ich mit Leib und Seele gegen die Gamaschen und den Kuhfuß war, das könnt ihr mir glauben; aber es half Alles nichts, ich wurde einrangirt und mußte mit tiefem Schmerz dem Sattel und dem Säbel adieu sagen, nach dem ich mich so außerordentlich gesehnt. Alle meine Bitten halfen nichts; Papa pflegte zu sagen: die Infanterie ist das Fundament des ganzen Militärstandes, es ist die solideste Waffe, und viele der größten Feldherren aller Zeiten haben die Muskete getragen."

„General," unterbrach ihn hier lachend der Oberst, „euer Vater war ein sehr braver Mann; aber das Sprüchwort vom Apfel und Stamme hat sich bei euch nicht bewährt."

„Es war damals Friedenszeit," fuhr der General mit einem leichten Achselzucken fort, „und wir mußten marschiren und exerciren, daß uns die Seele wehe that. Und das wollte damals noch mehr sagen wie jetzt; hinten den Zopf, unten die Gamasche und der Corporals-Stock, der allzugern einhalf, wo der richtige Takt fehlte. Dazu hatten wir einen Lieutenant, von dem die Leute behaupteten, er esse nichts wie spanischen Pfeffer und trinke

Schuhwichse dazu; so war denn auch sein Benehmen gegen uns gallig und giftig und gleich so sah er im Gesichte aus: brennend roth auf den Backen und mit kohlschwarzen Haaren. Wir nannten ihn auch nur den Lieutenant Pfefferkorn; wie sein eigentlicher Name war, habe ich vergessen."

„Nun kam es, daß wir eine andere Garnison erhielten, und, dort angekommen, da es an Kasernen fehlte, bei den Bürgern einquartiert wurden. Es war uns wind und weh dabei zu Muth, denn damals war das Einquartiertwerden kein Spaß. Heutzutage gibt man dem Soldaten ein anständiges Zimmer und verpflegt ihn ordentlich, aber zu jener Zeit — na! ihr werdet schon hören."

„Ich kam also mit zwei Anderen zu einem Seifensieder in eine Kammer im Zwischenstock, deren Decke so niedrig war, daß man die Bajonette abnehmen mußte, um die Gewehre in einen Winkel stellen zu können. An Möbelwerk war ein Tisch vorhanden und zwei Stühle, und das Bett bestand aus einer einzigen großen Matratze, die am Boden lag, was aber den großen Vortheil hatte, daß wir nicht hoch hinabfielen, wenn Einer des Nachts auf den Boden rollte, was häufig genug geschah."

„An dem Tage, wo wir einrückten, hatten wir einen starken Marsch gemacht und waren sehr ermüdet, weßhalb wir uns auch frühzeitig niederlegten und trotz der großen Hitze — es war gerade Sommer — bald einschliefen."

„Aber die Freude war von kurzer Dauer. Mir träumte sogleich, ich sei beim Baden in einen Brennesselbusch gerathen und je mehr ich mich aus demselben losarbeiten wollte, um so tiefer kam ich hinein. — Das zwickte und brennte und stach und peinigte mich, daß ich endlich mit einem tiefen Seufzer erwachte. — Doch verließ mich mein Traum immer noch nicht; obgleich ich wohl fühlte, daß ich auf der Matratze lag, so war es mir doch immer, als hätte man die Brennesselbüsche unter und über mich gelegt.

Meinen Kameraden ging es um kein Haar besser, denn als ich meinem Nachbar zurief: „Nun, wie geht's Dir? antwortete dieser: O weh! o weh! wo sind wir hingerathen!"

„Darauf hielten wir eine Besprechung und beschlossen aufzustehen, um unser Lager zu untersuchen. Mit Mühe zündeten wir das Licht an, denn es gab damals nur das Husarenfeuerzeug, und schauten nach. Da sah unser Lager aus wie ein dreitägiges Schlachtfeld, wißt ihr, wie ein Schlachtfeld, auf dem die braunen Husaren Sieger geblieben sind, denn die genirten sich hier durchaus nicht und schwärmten herum, daß es eine wahre Freude war. Ganze Schwadronen jagten aufgelöst dahin mit Flankeurs und Nachhut, und wenn man zum Beispiel das Kopfkissen aufhob, so stob es ordentlich nach allen Seiten davon."

„Hurrah! auf Husarenart!" lachte der Oberst.

„Nein, nein!" entgegnete der General; „es sah eher aus wie Sandhasen. — Nun also weiter!"

„Auf der Matratze mochte Keiner mehr liegen bleiben; ich versichere euch, das war ein wahrer Laurentius-Rost, und wir hatten doch zu Märtyrern gar keine Geduld. Wir zogen uns also wieder nothdürftig an und beschlossen, ein wenig zum Fenster hinaus zu sehen, was wir denn auch thaten. Das Zimmer hatte nun auf zwei Seiten Fenster; eines stand offen und ging auf die enge, dunstige und übelriechende Straße; an dem andern war der Laden mit ein paar Nägeln zugemacht, was aber für uns kein Hinderniß war; wir wollten doch wenigstens wissen, was wir da für eine Aussicht hätten, und eins der Bajonette half uns hiezu, indem wir den Nagel zurückbogen und dann den Laden öffneten."

„Hier sah es bei Weitem freundlicher aus, und wir blickten in einen Garten, der dicht belaubte Baumgruppen hatte, aus welchem eine angenehme kühle, wohlriechende Luft in unser heißes Zimmer hereindrang. Das Haus, zu dem dieser Garten offenbar gehörte, stand übrigens so dicht an dem unsrigen, daß ein großes

Fenster des ersten Stockes nicht drei Fuß von unserer Spelunke entfernt war. Seine Laden waren offen, und durch einen Vorhang, der drinnen herabhing, bemerkte man deutlich hellen Lichterglanz; auch hörte man Stimmen von Leuten, welche sich vergnügt und lachend unterhielten."

„Jetzt wißt ihr was, sagte ich zu meinen beiden Kameraden, lösche Einer das Licht aus und dann setzt euch ruhig auf die beiden Stühle an das Fenster; da drüben geht's lustig her, wir wollen doch einmal sehen, ob es nicht möglich ist, irgend eine Unterhaltung anzuknüpfen, die uns von Nutzen sein kann."

„Nun müßt ihr wissen, daß ich in meiner Jugend eine für die damalige Zeit sehr anständige Erziehung genossen, namentlich hatte ich Musik gelernt und sang euch, daß es eine Freude war. Unternehmend war ich auch, immer zu allen möglichen Streichen aufgelegt, und so beschloß ich denn in diesem Augenblicke ein recht sehnsüchtiges Lied loszulassen, indem ich hoffte, die Stille der Nacht würde es vielleicht an irgend ein Ohr gelangen lassen, wo es gut aufgehoben sei."

„Ich ging also mit einem Liede los, das gerade damals viel Furore machte; ich weiß nicht war es: Guter Mond, du gehst so stille, oder: Komm mein Liebchen, komm an's Fenster; das habe ich vergessen. — Genug, ich sang wie eine Nachtigall und erlebte auch bald von meinem Gesang eine Wirkung."

„Drüben am Fenster wurde der Vorhang zurückgezogen und ich konnte in das Innere des Zimmers blicken. Das war eine sehr behagliche Stube, in deren Mitte ein Tisch stand mit allerlei appetitlichen Sachen zum Abendbrod und mit Flaschen und Gläsern bedeckt. Eine Gesellschaft von fünf bis sechs Personen saß herum, ein alter, dicker, sehr gutmüthig aussehender Herr, der mit dem Kopfe hin und her wackelte und mit seinem Messer auf dem Tisch den Takt zu meinem Liede schlug. Rechts von ihm saß ein junges, sehr hübsches Mädchen, die sich kichernd an seine

Schulter lehnte und mit ihren hellen Augen zu uns herüber blinzelte, vielleicht um zu entdecken, wer und wo ich eigentlich sei, — denn ich kann euch versichern, mein Gesang war nicht ohne. — Am Tische saß sonst noch eine schon ältere Frau, ein paar Herren und — was mir sehr unlieb war — der Lieutenant Pfefferkorn."

„Nach der zweiten Strophe meines Liedes stand der alte Herr vom Tische auf, kam an das Fenster, öffnete es und rief heraus: Bravo! bravo! unbekannter Sänger! — Vortrefflich gemacht! dacapo! dacapo! — Dabei bemühte er sich mich zu erkennen, was ja aber unmöglich war; doch entdeckte er die Uniform und sprach in die Stube hinein gewendet, wahrscheinlich zu dem Lieutenant: Es scheint mir ein Soldat zu sein, worauf Pfefferkorn augenblicklich am Fenster erschien und mit seinem harten Tone herüber rief: Wer hat da gesungen?"

„So schön gesungen, sagte der alte Herr."

„Ich legte mich nun ebenfalls zum Fenster hinaus und nannte meinen Namen. — Aha! sprach der Lieutenant, habe mir doch gleich gedacht, daß der es sei. — Nun schien ihn der alte Herr zu fragen, wer ich denn eigentlich wäre, worauf mein Vorgesetzter nur eine sehr befriedigende Antwort geben konnte, indem der Name meiner Familie immer einen guten Klang hatte. — Unsern Dank müssen Sie schon annehmen! rief lustig der alte Herr. Und alsdann winkte er einem Bedienten, der ein paar Flaschen Wein brachte, dazu etwas kalte Küche in ein Tuch band und es nebst Brod an einem Stocke herüber bot."

„Ob wir zulangten, könnt ihr euch denken, denn der Seifensieder hatte uns, was das Nachtessen anbelangt, außerordentlich kurz gehalten. — Gleich darauf erschien der Herr wieder am Fenster und dießmal mit ihm das junge hübsche Mädchen, das ihm schüchtern über die Schulter sah. — He! Herr Soldat, rief

er herüber, bekommen wir noch ein Lied zu hören? Wir sind große Freunde davon."

„So gut es ohne Begleitung geht, sagte ich."

„Also verstehen Sie auch eine Begleitung? erwiederte er."

„Worauf ich ihm entgegnete: Ein wenig das Klavier."

„Das ist ja sehr charmant, antwortete nun der alte Herr, und hierauf wandte er sich an den Lieutenant Pfefferkorn, dem er einige Worte sagte. Dieser zuckte anfänglich die Achseln, dann aber nickte er mit dem Kopfe, und nun lief der alte Herr wieder an's Fenster, beugte sich weit zu uns herüber und rief mir zu: Herr von X., ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen und lade Sie ein, bei uns ein Glas Wein annehmen zu wollen. Ihr Herr Lieutenant hat's gnädigst bewilligt. — Warten Sie, es kommt sogleich ein Bedienter, der Sie herüberführen wird. — Auf Wiedersehen also!"

„Ihr könnt denken, daß ich hocherfreut meinen beiden Kameraden gern das uns geschenkte Nachtessen überließ. Dann zog ich meine Uniform zurecht, strich mein Haar so gut als möglich nach hinten, nachdem ich — nicht zu vergessen — ein paar saubere Schuhe und gute Gamaschen angezogen, und als nun der Bediente kam, ging ich mit ihm hinüber."

„Es war das ein großes und schönes Haus, jenem kleinen freundlichen Manne, einem reichen Kaufherrn, gehörend. Wir gingen eine weite Treppe hinauf durch mehrere Zimmer und kamen endlich in das, wo sich die Gesellschaft befand. Der Hausherr lief mir beweglich entgegen, drückte mir freundlich die Hand, nannte meinen Namen und setzte hinzu: Sohn des sehr verdienten Hauptmanns von X. Alsdann sagte er: Das ist meine Frau, dieß meine Tochter Rosine, und das die Herren Piff und Paff. — Ich habe die Namen vergessen."

„Aber den der Rosine habt Ihr behalten, alter Sünder?" sprach lachend der Oberst.

„Ach ja," fuhr der alte Husar seufzend fort, „die Rosine habe ich nicht vergessen. — Aber nun hört weiter. Ich mußte also zuerst gehörig am Abendbrode Theil nehmen und dann wurde das Klavier geöffnet und ich spielte und sang nach Herzenslust."

„Vielleicht auch Duetts?" fragte der Oberst.

„Auch das; auf Ehre!" erwiederte der General. „Ein schönes Duett mit Rosine, und unsere Stimmen paßten vortrefflich zu einander. Das fanden denn auch alle Zuhörer, mit Ausnahme unseres Lieutenants Pfefferkorn, der wohl gut essen und trinken, aber weder singen noch spielen konnte. — Ach!" setzte der General nach einer kleinen Pause hinzu, „es war dieß ein sehr vergnügter Abend. — Und er ging leider so schnell vorüber!" — —

„Nachdem ich aber in dem Hause einmal eingeführt war, bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, mich da angenehm zu machen. Ich war joli coeur durch und durch; ich erzählte von unserem Marschtage, von der früheren Garnison, auch etwas von zu Hause und kam dann zurück auf mein gegenüberliegendes Quartier, dessen schrecklichste Eigenschaften ich nur leicht vorübergehend erwähnte, umsomehr aber hervorhob, wie es so klein sei, so schwül und dumpfig und wie ich mich dort ganz unglücklich fühle."

„Darauf sprach die schöne Rosine mit ihrem Vater," meinte laut lachend der Oberst, „und der alte Herr bot Euch ein Quartier in seinem Hause an. — O General, wir kennen das."

„Ihr kennt es aber dießmal sehr schlecht," sprach ruhig der Erzähler; „weder die schöne Rosine noch der Papa sagte etwas, aber dessen Gemahlin, die mich, wie ich glaube, liebgewonnen hatte, meinte, es würde sich wohl noch ein Plätzchen für mich in ihrem Hause finden."

„Und das fand sich auch, unehrlicher Husar?" fragte der Oberst; „wahrscheinlich am Herzen der Tochter?"

„Davon schweigt die Geschichte. — Ich habe nur versprochen, bis zum abgerissenen Knopf zu erzählen. Was darüber hinaus liegt, geht Euch nichts an. — Um so beliebter ich mich nun in dem Hause zu machen wußte, um so mehr bemerkte ich, daß ich dem Lieutenant Pfefferkorn hier ein großer Stein des Anstoßes war. Er hatte sich in das hübsche Mädchen sterblich verliebt und machte ihr seine Cour, so oft das nur anging."

„Eines Tages nun war ich bei Rosine im Zimmer, ich weiß nicht wie es kam, genug wir hörten plötzlich seine Schritte, und da mir gerade in dem Augenblick Alles daran gelegen war, nicht von ihm überrascht zu werden, so verbarg ich mich hinter einem großen Vorhange. Er trat in das Zimmer, schien sehr aufgeregt, seufzte Einiges, während er bald an das Fenster ging, bald sich vor Rosine hinstellte, die sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Endlich nach einigen gleichgültigen Worten brach er los, sprach von seiner unbezwinglichen Liebe gegen sie, von der Verzweiflung, die in ihm toben werde, wenn es ihm nicht gelinge, ihr Herz zu erweichen, und was dergleichen Unsinn mehr war. Das Mädchen lachte dazu, stellte sich anfänglich, als verstände sie ihn gar nicht, wollte Alles für einen Scherz nehmen, brachte ihn aber hiedurch nur noch immer mehr in Eifer, bis er zuletzt ausrief: Ich sehe, Sie treiben Ihren Spott mit mir, grausame Rosine; wohlan denn! wenn Sie mich nicht erhören wollen, so habe ich auf dieser Welt nichts mehr zu thun, als mir hier vor Ihren so schönen Augen den Tod zu geben. — Bei diesen Worten zog er den Degen aus der Scheide und riß mit solcher Heftigkeit die Uniform auf, daß einer seiner Knöpfe davonflog, auf den Boden fiel und, da derselbe rund war, bis hinter meinen Vorhang rollte."

„Oho!" sagte der Oberst. — „Aber der Lieutenant stieß sich den Degen nicht in die Brust?"

„Nein, das that er gewiß nicht; er wollte nur sehen, welche Wirkung sein Spiel auf das Mädchen hervorbrächte, und hoffte

vielleicht, sie würde ihm weinend in die Arme sinken. Da aber dieß nicht geschah, sie ihm vielmehr fest und ruhig erklärte, sie verböte sich ein- für allemal dergleichen Geschichten, so steckte er gelassen seinen Degen wieder ein und erhob sich aus seiner knieenden Stellung, in welcher er lange genug verharrt. — Ich war aber gleich überzeugt, daß ihn noch etwas Anderes calmirt, als die Weigerung Rosinens; er mußte nämlich, während er die Uniform aufriß, gesehen haben, daß sich der Vorhang, hinter welchem ich stand, bewegte, denn in dem Augenblick, wo er den Degen zog, machte ich mich fertig, um im Nothfalle hervorstürzen zu können, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle. Gleichfalls hatte er auch wohl bemerkt, welche Richtung sein abgerissener Rockknopf genommen, er machte deßhalb dem Mädchen eine steife Verbeugung und wandte sich alsdann nach meinem Versteck, um, wie er sagte, wenigstens seinen Knopf wieder zu erlangen, worauf Rosine wohl etwas zu hastig empor sprang, sich an den Vorhang stellte und ihm entgegnete: sie werde es nie dulden, daß er sich in ihrem Zimmer dergleichen Freiheiten heraus nehme."

„Was konnte er thun? — Das Mädchen sah entschlossen genug aus, um im Nothfalle nach Hülfe zu rufen oder ihm sonst eine höchst unangenehme Scene zu bereiten. — Genug, er mußte sich zurückziehen, doch ballte er ingrimmig die Fäuste, biß die Zähne übereinander und murmelte mit vor Zorn erstickter Stimme: Wertheste Demoiselle, ich werde meinen Knopf schon wieder finden."

„Und er fand ihn?" rief lustig der Oberst.

„Ich war damals noch ein sehr leichtsinniger Bursche," fuhr der General achselzuckend fort; „ich hob den bewußten Rockknopf lachend auf, steckte ihn in meine Tasche und verbrachte darauf mit dem Mädchen noch eine angenehme kleine Stunde, die so — —"

„Genug, genug!" meinte der Oberst; „bleibt beim Rockknopf."

„Ja," sprach seufzend der Erzähler, „damit hatte ich Unglück. Wenige Tage nach diesem Vorfalle nämlich mußten wir ausrücken, und wie ich meine Uniform zuknöpfe, sehe ich, daß mir am Pantalon ein Knopf fehlt. Nun konnte mich nichts retten, als ein schleuniges manoeuvre de force, wozu mir der bewußte Knopf in meinem übergroßen Leichtsinn außerordentlich passend erschien. — Ihr wißt doch, was in diesem Falle manoeuvre de force heißen will? — Man macht an dem betreffenden Ort ein Loch in das Tuch, steckt das Oehr des Knopfes hindurch, durch dieses ein Hölzchen und — es ist fertig."

„Kostet jedoch drei Tage Arrest," versetzte der Oberst.

„Ich wußte mir aber nicht anders zu helfen und machte also mein manoeuvre de force. Nun hatte mich aber der Lieutenant Pfefferkorn seit jenem Tage unglaublich auf dem Strich, wo er mir was in's Zeug flicken konnte, da unterließ er es nicht. Mochten meine Waffen noch so sauber geputzt sein, er fand doch irgend einen Flecken. Und leider erging es mir an diesem Tage nicht besser. Nachdem er an meinem Anzuge äußerlich dießmal nichts gefunden, plagte ihn der Teufel, und er befahl mir, die Uniform aufzuknöpfen, um nachsehen zu können, ob auch darunter Alles in Ordnung sei. — Na, das Gesicht vergesse ich in meinem Leben nicht! ich meine, der Schlag sollte ihn treffen, als er hinschaute und mein manoeuvre de force mit seinem Rockknopf entdeckte."

„Von dem, was nun folgte, will ich schweigen, und keines der Worte erwähnen, mit welchen er mich bediente. Zuerst kam ich drei Tage in Arrest und darauf wurde ich dem Hauptmann, der meinen Vater genau kannte, als unverbesserlich gemeldet und von diesem auf Anrathen des Lieutenants als gänzlich unbrauchbar nach Hause zurückgeschickt. Begreiflicher Weise war dort mein Empfang kein glänzender, und erst als ich aufrichtig die ganze Geschichte erzählt, erhielt ich nicht nur Verzeihung, sondern wurde

auch durch Vermittlung eines alten Onkels bei der Kavallerie placirt. Der Abschied von Rosinen war mir sehr schmerzlich, doch tröstete ich mich so gut es ging, und auch sie hat es ebenso gemacht, wie ich später erfuhr."

„So war denn mein sehnlichster Wunsch erfüllt und das hatte ich doch, wie ich Anfangs sagte, nur dem abgerissenen Knopfe zu verdanken."

Der General that einen großen Zug aus seinem Glase, und der Oberst sagte:

„Das war eine ganz hübsche Geschichte. Jetzt haben wir Beide, der General und ich, etwas von unsern Erinnerungen aus der Jugendzeit erzählt, die uns Gerüche hervorgerufen." —

„Du?" fragte verwundert der General.

„Nun ja, als ich vom Heuschober herunterkugelte. Es ist freilich keine Geschichte, denn es passirte da weiter nichts Interessantes. Jetzt aber möchte ich auch wohl wissen, was unserem Kameraden von der Artillerie beim Dufte der Reseda's eigentlich einfällt."

„O, das ist zu unbedeutend," versetzte der ehemalige Lieutenant, „gewiß nicht der Mühe werth."

„Erzählt!" sagte gutmüthig der General. „Ich rieche Reseda auch für mein Leben gern; es hat so was jugendlich Frisches."

„Ach ja, das hat es," gab der Artillerist mit einem leichten Seufzer zur Antwort.

„Nun denn, laßt hören," sprach der Oberst. „Ich kann euch versichern, mir schmeckt der Maitrank noch einmal so gut, wenn ich was Pikantes dabei erzählen höre. — Also!"

„Es ist wahrhaftig nicht der Mühe werth," meinte der Lieutenant. „Aber wenn der Herr Oberst wünschen —"

„Ich wurde als wirklicher Vicebombardier bei der Fußartillerie zur reitenden versetzt. Ich hatte von C., wo wir damals lagen, nach J., wo die reitende Batterie war, zwei Marschtage

mit einem Nachtquartier in B. Ich mochte damals siebzehn Jahre alt sein, war ein schmales dürres Bürschlein, und als ich wegging, sagte unser Capitain d'Armes: nun Gott sei Dank, daß der fortkommt, da brauchen wir doch keine Uniform mehr zu verhunzen, — die meinigen wurden nämlich alle ein paar Zoll eingenäht — und, fügte er hinzu, ich brauche mich bei einer Kammervisitation nicht mehr zu schämen, denn haben nicht die Beinkleider dieses Kerls — damit meinte er mich — wie ein doppeltes Degenfutteral ausgesehen! Natürlicher Weise ließ ich ihn schwätzen und zog an einem schönen Frühlingsmorgen meines Weges. Es war im Frühjahr, die gefährlichste Jahreszeit, denn die Sonne stach, das Gras schoß und die Bäume schlugen aus. Ich kam aber ungefährdet durch alle diese Dinge hindurch und freute mich einer Lerche, die eben in der Luft jubilirte und fast so lustig war wie ich selber, obgleich sie nicht wirklicher Bombardier bei der reitenden Artillerie geworden war. Den ganzen Tag über zog ich so langsam dahin, genoß Mittags eine Schüssel Milch und ein Stück Brod, schlief darauf eine Stunde in irgend einer Scheune und kam Abends nach B.; mein Quartier erhielt ich bei einem reichen Bauern, der mich freundlich empfing. Man setzte sich gerade zum Nachtessen, und die Knechte und Mägde, die nach und nach herein kamen, betrachteten mich wie eine Art Naturmerkwürdigkeit und mochten denken, ich sei von irgend einer Zwergenbatterie, denn sie fragten mich, ob wir wirkliche Kanonen hätten mit dicken Kugeln wie die anderen und wie hoch unsere Pferde seien. Natürlicher Weise warf ich mich in die Brust und brachte ihnen einen vortrefflichen Begriff bei von der Batterie Nr. 16, der ich zugetheilt war. Einer der Knechte schüttelte hartnäckig den Kopf und meinte schließlich, die Kinderwirthschaft möchte er doch mit ansehen. Doch nahm mich die Großmagd in Schutz und bemerkte ihrem Collegen, bei der Artillerie komme es nicht darauf an, daß man ein großer und dicker Esel sei, sondern da müßte man's

tüchtig im Kopf haben, und das scheine bei mir der Fall zu sein. Die Großmagd war eine der stämmigsten Personen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen; sie war zu groß und stark, als daß sie mir damals schön vorkommen mochte, ich sah nur mit einer Art von Bewunderung zu ihr empor; sie behandelte mich vollkommen als ein Kind, und als ihr mein Stuhl beim Nachtessen zu weit abstehend erschien, schob sie mich mit demselben ganz sanft näher an die Schüssel."

„Mit der Großmagd passirte mir das erste Abenteuer meines Lebens."

„Oho!" sagte der Oberst, „wir wollen nicht hoffen, daß —"

„Laßt ihn doch erzählen," versetzte der General; „es kann der Sache nichts schaden, wenn ein Bischen Interessantes hinein kommt; Jugend hat nicht Tugend."

„Dem muß ich für dießmal widersprechen," fuhr der Erzähler fort. „Ich war wirklich zu der Zeit vollkommen tugendhaft. — Also wir hatten gegessen und nachher plauderte ich noch eine Weile am Küchenfeuer mit dem Wirth, seiner Frau, und dann wurde zu Bette commandirt. Die Großmagd brachte mich in ein Zimmer; es waren zwei Betten darin, und sie zeigte mir das meinige; das andere wird für irgend einen Knecht sein, dachte ich, es ist viel Volk im Hause, man muß sich behelfen. So zog ich mich aus und legte mich hin, entschlief auch bald, denn ich hatte einen tüchtigen Marsch gemacht. Ich kann nicht sagen, daß mich gerade schwere Träume beunruhigt oder meine Nachtruhe sonstwie gestört worden wäre, nur einmal kam es mir vor, als habe ich die Augen geöffnet und Licht in dem Zimmer gesehen, auch die Gestalt einer Person, die sich wahrscheinlich im zweiten Bette zur Ruhe begab. Doch warf ich mich wieder auf die andere Seite und schlief weiter."

„Wenn man beim Militär ist und namentlich Pferde geputzt hat, so gewöhnt man sich an's Frühaufwachen; mir ging es an

diesem Morgen ebenso. Es mochte vier Uhr sein, als ich mich schon vollkommen munter befand; es war schon heller Tag und nachdem ich zum Fenster hinaus und nach dem Wetter gesehen, fiel mein Blick auf das andere Bett; ich hatte natürlich gedacht, einer der Knechte sei mein Schlafkamerad, wie erstaunte ich aber, als ich auf einem Stuhle statt männlichen Kleidungsstücken Unterröcke, Jacken, lange Strümpfe und dergleichen erblickte."

„Aha!" machte der General, „eins, zwei, drei, aus dem Bette; hurrah! auf Husarenart."

„Ich will nicht hoffen," sagte der Oberst.

„Seien Sie unbesorgt," sprach der Erzähler weiter; „ich versichere Sie, daß das einzige Gefühl, was mich damals beschlich, nur in der Lust bestand, laut hinaus zu lachen, dazu aber kam eine kindische Neugierde und ich beschloß, mich vollkommen ruhig wie schlafend zu verhalten, um das Aufstehen gehöriger Maßen mit ansehen zu können."

„Eine halbe Stunde nachdem ich erwacht war, bewegte es sich in dem andern Bette ebenfalls. Richtig! es war meine Freundin, die Großmagd. Sie hob ihren Kopf in die Höhe und blickte nach mir herüber; ich that, als wenn ich fest schliefe, und hiedurch beruhigt, machte sie ihre Toilette mit einer erschrecklichen Ungezwungenheit. Uebrigens war dieselbe bald beendigt, denn der ganze Anzug jener Bauermädchen bestand aus Schuh und Strümpfen, aus einem Unter- und Ueberrocke, sowie einer Jacke von Zeug, die vorne zugehackt wird. Ehe nun meine Zimmernachbarin dies Manöver ausgeführt, fand ich es für gerathen, durch einiges Dehnen und Strecken, sowie einen tiefen Seufzer mein Erwachen anzukündigen. — Ich kann nicht sagen, daß das Mädchen dadurch sehr erschrocken gerade herumgefahren wäre; sie begnügte sich, mich lachend anzusehen, mit dem Kopfe zu nicken, und sagte dann: So, ihr seid aufgewacht? — Ja, ich bin auf-

gewacht, entgegnete ich scheinbar im Tone des größten Erstaunens und riß meine Augen so weit als möglich auf."

„Nun, und was verwundert ihr euch denn so?" fragte sie lachend.

„Dazu habe ich doch alle Ursache," versetzte ich. „Ist es denn bei euch Mode, daß man Soldaten, die hier einquartirt werden, mit einer der Mägde zusammen in's Zimmer legt?"

„Ach! geht doch," entgegnete sie, „Soldaten, das ist was Anderes, aber ihr! —"

„Nun, was bin ich denn?"

„Ihr seid ein Kind; wer wird sich da viel geniren; und dann hat's euch wohl auch nichts geschadet, daß wir in einem Zimmer schliefen."

„Mir freilich nicht," erwiederte ich, „aber es hätte euch schaden können."

„Worauf sie aber ein so lustiges und lautes Lachen aufschlug, daß es mich ordentlich ärgerte; auch rollte sie in diesem Augenblick ihre Hemdärmel auf und zeigte ein paar so starke und musculöse Arme, daß ich ihr das Gelächter verzeihen mußte. — Aber die Arme waren ziemlich weiß und das ganze Mädchen kam mir überhaupt viel hübscher vor wie gestern Abend."

„Da ich nun aber einmal für ein Kind erklärt war, so spielte ich auch meine Rolle in aller Unbefangenheit fort. Ich lobte ihr Aussehen, und das schien ihr zu gefallen; ich fragte sie um ihren Namen, sie hieß Anne, ich plauderte mit ihr von allen möglichen Dingen und veranlaßte sie so, ihre Toilette langsamer zu beendigen. Endlich war dieselbe beinahe fertig bis auf die Schließung ihres Jäckchens, und ehe sie das that, steckte sie einen großen Busch Reseda hinein, den sie vorher sorgfältig aus einem Blumenscherben, der vor dem Fenster stand, gepflückt. Dann sagte ich zu ihr: Wenn Ihr mich also für ein Kind haltet, Anne, so könnt Ihr mir auch wohl einen Kuß geben, worauf sie mich über-

rascht anblickte, und ich glaubte schon, sie würde es mir verweigern; doch sagte sie nach einer kleinen Pause: warum nicht? und trat an mein Bett. Ich war damals schon pfiffig genug, kam ihr nicht einen Zoll entgegen, so daß sie sich auf mich herniederbeugen mußte."

„Aha, nun kommt der Resedaduft!" sagte lachend der General.

„Sie beugte sich also zu mir herab, drückte mir ihre frischen Lippen auf den Mund, und damit der Kuß nicht gar zu kurz werden sollte, schlang ich ihr meine beiden Arme um den Hals und hielt sie einen Augenblick fest, ja sogar noch eine Sekunde länger, als der Kuß gedauert hatte, und diese Sekunde benutzte ich dazu, um ihr recht fest in die Augen zu sehen. — — Das allein konnte sie nicht ertragen, denn sie machte meine Hände mit einiger Gewalt los und sagte: Ach, laßt doch die Narrenspossen!"

„Uebrigens dauerte die ganze Geschichte mit dem Kuß nur wenige Secunden, dann beendigte sie ihre Toilette und verließ lachend das Zimmer. Ich blieb noch eine halbe Stunde auf meinem Lager und überlegte bei mir, es würde gerade nicht so unpassend sein, wenn ich mich hier in dem hübsch gelegenen Dorfe und bei meinen angesehenen Wirthsleuten einen Ruhetag herausschlüge. Ich brauchte nur einige Müdigkeit zu affektiren und die Sache war abgemacht. Das that ich denn auch beim Kaffee, den wir unten gemeinschaftlich tranken und der Bauer sagte bereitwillig: „Wißt Ihr was, wenn Ihr müd seid, so bleibt heute noch da, Ihr braucht deßhalb auch nicht auf's Bürgermeisteramt zu gehen, um eine Verlängerung Eures Quartierbillets nachzusuchen; es macht mir eine Freude, wenn Ihr da bleibt."

„Ich sagte nicht Ja und nicht Nein, sondern ging in den Garten, um mich draußen umzusehen. Da stand die Anne und hing Wäsche auf. Es gefällt mir hier, sagte ich zu ihr, und der Bauer hat mich eingeladen, noch den heutigen Tag und die nächste Nacht hier zu bleiben; was meint Ihr dazu, Anne?"

„Bleibt da," entgegnete sie ruhig, ohne mich anzusehen, „mir soll es gleich sein, — auch werde ich euch," setzte sie nach einer kleinen Weile stockend hinzu, „morgen Früh nicht wieder stören, wie heute."

„Wie so?" fragte ich überrascht.

„Weil ich heute Nachmittag auf das benachbarte Dorf zu meiner Schwester gehe, um dort ein paar Tage zu bleiben."

„Ah so!" sagte ich unangenehm überrascht. „Dann ist es doch wohl besser, wenn ich heute abmarschire."

„Das meine ich auch," entgegnete das Mädchen, „es ist gewiß besser — so lebt denn wohl!" Damit reichte sie mir ihre Hand und nachdem sie mich einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke betrachtet und vielleicht meine Blicke bemerkt haben mochte, nahm sie ihren Resedabusch vom Busen und gab ihn mir. Ich ging in's Haus zurück, packte meine sieben Sachen, nahm von den Bauern Abschied und zog gedankenvoll meines Weges. — — — —

„Was man nicht Alles erleben kann, sagte ich zu mir selber. Bin ich nicht heute Nacht um ein paar Jahre älter geworden? Ja, ja, es kann nicht anders sein, denn die Anne, der ich gestern so sehr jung vorkam, hielt mich heute für kein Kind mehr."

So erzählten drei alte Soldaten aus ihrer Vergangenheit bei einem Glase Wein, und blickten dann lächelnd und einander freundlich zunickend in den vorbei fließenden Strom hinab: — zu Deutz bei Köln am Rhein.

Wie das Licht ausgelöscht wird.

Es kann der Fall eintreten, geneigter und vielgeliebter Leser, daß Du Abends in Deinem Stübchen sitzst und aufmerksam Dein Licht betrachtest, nicht die spielende Flamme desselben, die Dich so freundlich ansieht und Dir in Deiner Einsamkeit ein traulicher, wenn auch ein etwas flatterhafter und leichtsinniger Gesellschafter ist, sondern vielmehr die verständige Stearin- oder Talgmasse, woraus Deine Kerze besteht, dabei berechnend, ob selbige auch noch für den heutigen ganzen langen Abend aushalten wird Es ist die letzte, die sich in Deinem Vorrath befindet, und wenn auch Deine Börse nicht so erbärmlich versehen ist, daß Du Dir nicht vielleicht eine förmliche, wenn auch bescheidene Illumination anschaffen könntest, so magst Du doch nicht mehr über die Straße in einen Laden gehen, und das dienende Personal Deines Hauses, die alte Magd der verwittweten Registratorin Schwenkebrett, bei welcher Du zur Miethe wohnst, hat nur die Verpflichtung, Dein Bett in Ordnung zu bringen, Deine Stiefel zu putzen und Dir vielleicht einen Ausgang zu besorgen, wenn die Straße, nach welcher sie gerade ihr Weg führt, mit Deinen Wünschen nicht zu sehr aus-

einander geht. Vielleicht wäre es Dir möglich, die alte Carline auf der Treppe zu erwischen, wenn Dich ein langes Warten nicht verdrießen würde; Frau Registrator Schwenkebrett hat Abends zuweilen ein Gelüste nach einer geräucherten Wurst. Doch wozu sich Hoffnungen machen, die so schwer zu erfüllen sind? Wenn Du im Warten kein Glück hast, so kannst Du drei lange Abende vergeblich an der Treppe stehen und die Carline umsonst erwarten. Diese durch ein unvorsichtiges Klingeln oder dergleichen herbeizurufen ist nicht rathsam; die verwittwete Registratorin hat schwache Nerven; sie könnte bei Deinem Rufe denken, es brenne irgendwo im Hause, und Dir am andern Morgen eine Kündigung zugehen lassen. —

Ja, eine Kündigung, geneigter Leser. Du wirst mich fragen: wegen einer solchen Kleinigkeit? — Ja, die Zeiten haben sich geändert, der Hauseigenthümer ist nicht mehr wie jeder andere Geschäftsmann Dein ergebener Diener, der sich freundlich nach Deinen Wünschen erkundigt; er ist Dein Herr und Gebieter geworden; er frägt den Teufel darnach, ob Du bei ihm wohnen bleiben willst; statt Deiner lumpigen Person weiß er ein halb Dutzend andere, die viel anständiger sind und höhere Miethe bezahlen. Früher war es ein Vergnügen, an die Thüre des Hausbesitzers zu pochen und ihm ungefähr zu sagen: Mein lieber Freund, es ist in Ihrem Hause nicht alles, wie es sein sollte; mehrere Thüren schließen nicht, die Spalten des Fußbodens klaffen entsetzlich; hier raucht es, dort riecht es nicht gut, und wenn Sie da nicht baldigst Abhülfe treffen, so sehe ich mich veranlaßt, Ihr Haus zu verlassen. — So sprachen wir, geneigter Leser, mit passendem Stirnrunzeln. Es war eine schöne Zeit! Und dabei stand der Hauseigenthümer vor Dir, demüthig und wehmüthig; er hatte das Köpfchen gesenkt, er hielt in der einen Pfote das Mützchen, schaute Dich bittend an und wedelte — nein, er wedelte nicht; aber es ist das gleichviel,

er war in einer Gemüthsverfassung, daß er hätte wedeln können, wenn er — gekonnt hätte! —

Jetzt ist das entsetzlich anders geworden. Das sanfte Geschöpf, welches vor Dir voraus die Treppen hinaufsprang, um diensteifrig nach einem Fensterriegel zu sehen, der nicht mehr recht schließen wollte, dessen weiches Fell vor Trauer erzitterte, wenn Du unzufrieden schienst, ist jetzt zu einem aufgeschwollenen, harthäutigen und borstigen Ungeheuer geworden, zu einem Drachen, der wiederkäuend in seiner Höhle liegt, der Dich mit bösen Augen anblickt, in welchen Du deutlich lesen kannst: den werden wir auch nächstens verspeisen, — zu einem Ungeheuer, das nicht Schonung kennt, der Rührung unfähig ist, sich nicht erweichen läßt durch das Flehen des zarten Weibes um ein neues Vorfenster, da ihr altes abgängig geworden, noch durch den Jammer der holden Jungfrau, die den Riegel der Hausthür erst nach elf Uhr Abends vorgeschoben wissen möchte. Auf dem Haupte dieses Ungethüms sitzt die Hausmütze wie festgenagelt, etwas schief, so daß die Trobdel sein rechtes Ohr verdeckt, was es den Bitten seiner Hausbewohner noch unzugänglicher macht. Er controllirt die Besuche, die Du empfängst, wenn Du nach Haus kommst, kurz Dein Leben. Und das thut er alles Deinem Auge unsichtbar; er liegt zusammengerollt in seiner Höhle wie die gefräßige Schlange, und erscheint, auch wie diese, alle Vierteljahr einmal, um die Miethe des Hausbewohners oder diesen selbst mit zu verschlingen. Drum wecket nicht den Grimm dieses schlimmsten aller Tyrannen, lernt langsam die Treppen auf und abgehen, pfeift nicht im Hausgange, tränkt euren Hausschlüssel fleißig mit Oel und klingelt nicht der Carline, selbst wenn eure einzige Kerze kaum noch eine halbe Stunde aushalten wird.

Zu dieser richtigen Entdeckung habe ich den geneigten Leser auf einem ziemlich großen Umwege geführt, und das Factum ist nicht zu läugnen. Nach dem Augenmaß hat meine Stearinkerze

nur höchstens noch zwei Zoll, gleich der Brennzeit einer Stunde. Da ich aber Abends nicht einschlafen kann, ohne vorher noch ein paar Kapitel gelesen zu haben, und mir kein neues Licht zu verschaffen vermag, so kann ich nichts thun, als meine zwei Zoll Kerze zu sparen und so lange im Dunkeln zu sitzen, bis ich es für gut befinde, mich zur Ruhe zu begeben.

Wie das Licht erlischt, so hurtig, ich möchte fast sagen so vergnügt, als freue es sich im Bewußtsein, nach kurzer Zeit noch einmal wieder auferstehen zu dürfen! Meine Augen heften sich auf die Stelle, wo die Flamme eben noch so freundlich geflackert und wo man jetzt nur noch ein kleines glühendes Pünktchen sieht. Das vermindert sich zusehends, flammt noch einmal wieder auf und als es endlich erlöscht, fällt mir die dunkle Nacht mit einem Mal ins Zimmer. Aber sie erscheint viel angenehmer als vorhin, da sie so schwarz und drohend auf meinen Fensterscheiben lag und mich fast gehässig anstierte. Jetzt wo ich sie zu mir eingelassen, nimmt sie ein freundlicheres Gesicht an, hält die Scheiben meines Fensters nicht mehr gesperrt, sondern zeigt durch einen sanften dämmerigen Schimmer, der dort hereindringt, daß sie nicht so übelwollend und verdrießlich ist, wie es uns vordem erschienen.

Ich kann mich nur ärgern über die unverantwortliche Tyrannei dieser Hauseigenthümer, und die verwittwete Registratorin ist darin so schlimm wie alle ihre Collegen und Colleginnen. Höre ich sie sprechen, so ist meine armselige Wohnung ein wahres Prachtgemach und reicht die Miethe, die ich zahle, nicht einmal dazu hin, um alles das repariren zu lassen, was ich muthwillig verderbe. O ich wüßte wohl ein Mittel gegen die Tyrannei der Hauseigenthümer — selbst einer zu werden. Aber ist wohl dazu eine gegründete Hoffnung, wenn man Ersparniß halber Abends um neun Uhr sein Licht auslöscht?

Denken wir jedoch, es sei so unser gutes Vergnügen und

unterhalten uns mit der Nacht, die dankbar dafür scheint, daß wir sie so ohne Rückhalt bei uns empfangen. Lange bitten läßt sie sich nicht, von unserer ganzen Behausung Besitz zu nehmen; doch herrscht sie nicht ausschließlich darin; sie scheint nicht eifersüchtig auf den Schein, den die Gaslaterne mir gegenüber ins Zimmer sendet und die mir auf der hintern Wand desselben ein zweites glänzendes Fenster malt. – Wenn ich vor diesem auf und ab spaziere und meinen eigenen Schatten dort sehe, so ist es mir grade, als schaue ich in eine fremde Wohnung hinein und sehe dort jemand anders auf und abwandeln. Meinem eigenen Schatten zuzuschauen, ist aber jetzt von keinem Interesse; doch hat sein Anblick eine Idee in mir erweckt, die ich augenblicklich zur Ausführung bringe: ich setze mich an mein wirkliches Fenster so behaglich wie möglich in einen alten Lehnstuhl und blicke auf die nächtliche Straße und das mir gegenüberliegende große Haus.

Dort sind die Leute besser mit Beleuchtungsmaterial versehen als ich, denn es ist an allen vier Stockwerken fast kein Fenster, aus dem nicht ein sanfter Lichtstrahl heraus dränge. Unten sind Läden, rechts ein Modewaarenmagazin mit großem Putzgeschäft, da aber die vornehmen Kunden desselben dort nicht mehr so spät erscheinen, so ist die glänzende Beleuchtung schon längst erloschen und man sieht durch die obern Fenster nur noch einen einzigen Schimmer — das Licht einer Lampe, bei der ein junges Mädchen arbeitet; dort näht dieses noch allein, während ihre Colleginnen nach hartem Tagewerk jetzt endlich Ruhe haben. Die da ist die fleißigste und geschickteste und muß eine Spitzenmantille fertig machen, die heute Abend nothwendig gebraucht wird. Das noch junge Mädchen hat eine zusammengeknickte hinfällige Figur, aber ihre Nadel fliegt emsig über die Spitzen und Bänder, dabei glänzen ihre Augen seltsam, fast unheimlich, und auf ihren bleichen Wangen zeigen sich kleinde runde Flecke, die um so greller hervortreten, je mehr die arme Putzmacherin hustet. Und sie hustet

häufig und schwer; ich sehe das deutlich, weil alsdann die Spitzen und Bänder in ihrer Hand lustig emporflattern. — Jetzt ist sie endlich fertig; ein Livreebedienter, der schon längst ungeduldig wartete, erhält eine Schachtel mit der Spitzenmantille, die heute Abend im glänzenden Appartement bei hundertfachem Kerzenschimmer Aufsehen erregen wird und an die sich Unterhaltungen knüpfen werden, welche zu mancherlei Resultaten führen; denn die Spitzenmantille, von der armen schwindsüchtigen Putzmacherin verfertigt, wird ein paar wunderbar weiße Schultern bedecken. — Doch was geht uns das in diesem Augenblicke an? — Das Mädchen im Magazin ist aufgestanden, sie streckt sich, sie holt tief Athem, sie drückt ihre Hand auf das Herz, und dann hält sie mit beiden Händen ein paar Sekunden lang ihre Augen bedeckt. Es ist, als sei es ihr schwindlig geworden; dann hüllt sie sich in ihr Tuch und — das Licht erlischt.

Neben dem Modewaaren-Magazin befindet sich ein Spezereiladen, der noch hell erleuchtet und den Blicken vollkommen zugänglich ist. Im Hinterstübchen, durch eine Glasthür vom Verkaufsgewölbe geschieden, sieht man den Principal, eine vertrocknete Persönlichkeit mit einem beweglichen Kopf auf sehr langem Halse, der sich immer zu strecken scheint, um über alle vor ihm liegende Gegenstände, das Treiben der ganzen Welt, namentlich aber seiner Leute, beobachten zu können. Diese seine Leute sind im Laden beschäftigt — er und sie. Er ist ein dürrer, bleichwangiger blondhaariger junger Mensch mit langen klumpigen Fingern, die beträchtliche Winterbeulen zeigen; er klebt Düten zusammen, hat aber dabei verbotener Weise ein Buch neben sich liegen, aus welchem er zu lesen scheint, — ich sage scheint, denn in Wahrheit schweifen seine Blicke jede Sekunde über den Ladentisch hinüber, wo sie sitzt, ein wohlgenährtes junges Mädchen von etlichen zwanzig Jahren, knapp angezogen, mit einem so vollen und frischen Gesichte, daß wir uns der schrecklichen Vermuthung

nicht erwehren können, als sei sie eine Art Vampyr, die alles von Gesundheit und Kraft aus ihrer Umgebung an sich zöge. — Sie strickt, er klebt Düten, und der Principal hustet zuweilen im Hinterzimmer. Dann und wann sieht man auch, wie er aus dem Buche liest, und dann schaut sie vor sich nieder und nickt lächelnd mit dem Kopfe. Doch ihn blickt sie dabei nicht an, ihn, der alles Mögliche thut, was ein erfindungsreicher Kopf nur thun kann, um die Aufmerksamkeit eines geliebten Gegenstandes zu erregen. Umsonst sucht er in ihrer Nähe altes Papier zu neuen Düten und streicht dabei häufiger um sie her, als grade nothwendig wäre. — Vergebliches Bemühen; sie weicht nach rechts oder nach links aus, sie zieht sich rückwärts oder drückt sich fest an den Ladentisch. Und dann glänzen seine Augen auf eine eigenthümliche Art; er kann das Papier, welches er sucht, durchaus nicht finden, und wenn er hierauf hinter dem Ladentisch wieder empor taucht, so sieht man sein vorhin so bleiches Gesicht geröthet und er läßt seine Unterlippe schlaff herabhängen. — Es ist neun Uhr und der Laden muß geschlossen werden. Dieser Moment scheint den jungen Menschen unruhig zu machen; er wirft Düten und Buch unter den Ladentisch, er springt mit der Behendigkeit eines Affen auf die Straße, um die schweren Fensterladen zu schließen, während das Mädchen sich ins Hinterstübchen begibt. Das ist für ihn ein schrecklicher Augenblick. Er stößt mit einer rasenden Eile Stange und Riegel vor, doch bleibt er plötzlich stehn und bohrt seine Blicke durch den Laden ins Hinterstübchen, wo jetzt — das Licht erlischt.

Bei der Betrachtung des gegenüber liegenden Hauses habe ich, um gänzlich unten anzufangen, die Kellerwohnung vergessen; und ist sie doch meinem Blicke am zugänglichsten. Ich sehe in eine Schusterwerkstätte hinein, wo der Meister mit seinen Gesellen bis jetzt fleißig gearbeitet. Auf dem niedrigen Werktische steht die helle Oellampe, um welche drei mit Wasser gefüllte Glaskugeln

hängen, die einen concentrirten Schein auf die Arbeit werfen. Der Meister ist aufgestanden, der Geselle legt die fertige Arbeit neben sich hin, und nur der Lehrjunge bleibt noch unbeweglich sitzen, denn er hat das Kind des Meisters auf dem Schooße, dessen weit offene helle Augen so außerordentlich vergnügt im Widerschein der Glaskugeln glänzen. So viel man sehen kann, ist das Kind sauber und nett angezogen, und ebenso sieht die Werkstatt aus, wo man die streng schaffende Hand einer ordentlichen Hausfrau bemerkt. Diese öffnet jetzt die Thür zur Stube im Hintergrunde, wo wir einen reinlich gedeckten Tisch sehen. Die Suppe dampft in einer zinnernen Schüssel, und die Beiden am Arbeitstische, der Geselle und der Lehrjunge müssen den Duft derselben verspürt haben, denn während der Erstere sich erhebt, sieht man den Andern deutlich schnüffeln, und darauf drückt er das kleine Kind, damit es ein wenig schreie und ihm von der sorglichen Mutter abgenommen werde; was denn auch augenblicklich geschieht, worauf sich alle in das Hinterstübchen begeben, um vergnügt ihre Suppe zu essen, nachdem der Meister in der Werkstatt sorgfältig das Licht ausgelöscht.

Beinahe mir gegenüber, nur ein wenig tiefer, habe ich den einen Stock des Hauses, welches, in seinen Verhältnissen beträchtlich höher als das, in welchem ich wohne, mit seiner sogenannten Belletage an den zweiten Stock, wo sich mein Zimmer befindet, reicht. Wer dort eigentlich wohnt, das heißt, was für Leute es sind, habe ich noch nicht ergründen können. Es ist ein junges Paar von sehr elegantem Aeußern; sie müssen reich sein, sehr reich, denn sie bewohnen den ersten Stock ganz allein, die Einrichtung dort ist prächtig, sie haben zwei weibliche und einen männlichen Bedienten, und wenn Herr und Dame auf der Straße gehen, so werden sie angestaunt wegen ihrer geschmackvollen und reichen Toilette. Dabei scheinen Beide noch sehr jung zu sein, er im Anfang der Zwanziger, sie noch ein paar Jahre jünger. An-

fänglich habe ich geglaubt, es könnte Bruder und Schwester sein, aus verschiedenen Kleinigkeiten meinte ich aber zu ersehen, daß der junge Herr und die junge Dame ein liebendes Paar sei, wahrscheinlich verheirathet; ich kann mir das wenigstens nicht anders denken. So vornehm, wie sich ihre Wohnung, ihre ganze Tournure ausnimmt, so ist es auch nicht minder ihre Lebensordnung. Vor zehn Uhr Morgens öffnet sich kein Laden, wird kein Vorhang emporgezogen, und erst um diese Zeit sieht man vielleicht Eins von Beiden an dem Fenster erscheinen; um eilf Uhr wird gefrühstückt, dann geht er allein aus, um gegen ein Uhr nach Hause zurückzukehren. Da gehe ich alsdann zu meinem bescheidenen Mittagessen und begegne ihm so fast jeden Tag. Es ist ein eigenthümlicher Mensch von einer so auffallend wechselnden Gemüthsstimmung, wie ich nie etwas gesehen. Jetzt hüpft er mir heiter, fast glückselig entgegen; er schaut mit lachendem Gesichte nach den Fenstern seiner Wohnung empor, und wenn er sie dort stehen sieht, so winkt er freudig mit der Hand. Jetzt schleicht er trübselig daher, beißt sich auf die Lippen und scheint an seinen Fingern herabzuzählen; er hat kein Auge für die Fenster im ersten Stock, er tritt mißmuthig ins Haus, schleicht die Treppen hinauf und wirft, oben angekommen, seinen Hut aufs Sopha. Im ersten Falle gehen Beide mit einander spazieren; im andern aber sehe ich ihn, wenn ich von Tische komme, an seinem Schreibtische sitzen und bemerke, wie er rechnet, während sie auf und ab geht und ihm zuweilen ein Wort sagt, das er nicht allzu freundlich erwidert. Abends sind sämmtliche Zimmer des Stockwerkes häufig erleuchtet; sie haben große Gesellschaft. In der letzten Zeit aber kam das nicht mehr so häufig vor; auch fand ich, daß der junge Mann meistens verdrießlich und niedergeschlagen war, wenn er mir begegnete.

Während ich jetzt hinüber blicke, sehe ich das Zimmer erleuchtet, wo sein Schreibtisch steht und wo er an schlimmen Tagen

zu rechnen pflegt. Auch jetzt sitzt er daran, emsig auf Papiere niedergebeugt, die er aus allen Schubladen hervornimmt und auszusuchen scheint. Sie schreitet auf und ab, die Hände gefaltet, nur zuweilen nähert sie sich dem Schreibtische, er gibt ihr eine Handvoll Papiere, die sie alsdann zerreißt und in den Ofen wirft; ihr Blick ist finster und zwischen den trotzig aufgeworfenen Lippen scheinen unfreundliche Worte hervorzudringen. Zuweilen stützt er den Kopf in beide Hände, man sieht seine Finger sich durch das Haar durcharbeiten, dann aber fährt er wieder empor, blickt auf seine Taschenuhr, die er vor sich niedergelegt hat und fährt emsig fort, seine Papiere durchzusehen. Sie tritt ans Fenster und drückt ihre Stirne an die kalten Scheiben; vielleicht schaut sie nach unserem Hause herüber, wo sehr wenig Lichter brennen, und denkt auf keinen Fall, daß sie beobachtet wird. Er ist an seinem Schreibtische fertig und nimmt nun ein kleines Kästchen, in welches er einige Papiere thut, ein paar Geldrollen und etwas, das wie Geschmeide funkelt. Dann schließt er das Kästchen zu und gibt der jungen Dame den Schlüssel, worauf sie sich für kurze Zeit entfernt, während er nun unruhig im Zimmer auf und ab schreitet. Als sie wieder kommt, sehe ich mit Erstaunen, daß sie zum Ausgehen angezogen ist; sie hat einen dunkeln Mantel übergeworfen und einen schwarzen Hut aufgesetzt. Sie nimmt das kleine Kästchen unter den Arm; er steht neben ihr und scheint ihr etwas deutlich zu machen. Ich bemerke wohl, wie er die Hände erhebt, kann aber begreiflicherweise nicht verstehen, was er sagt. Jetzt tritt sie auf ihn zu, sie legt eine Hand auf seine Schulter und stützt einen Augenblick den Kopf darauf. Dann reißt sie sich los und Beide verschwinden im Hintergrunde des Zimmers, er nur auf ein paar Minuten; gleich nachher tritt er wieder an den Schreibtisch, schaut auf die Uhr und geht dann sichtbar erregt wieder im Zimmer auf und ab.

Das Haus mir gegenüber hat Ausgänge nach zwei Straßen.

Ich sehe die junge Dame nicht aus dem großen Thore kommen; sie muß ihren Weg rückwärts durch eine dort befindliche enge Gasse genommen haben. — Was ist das? Drei Männer nähern sich von der Straße langsam dem Hause; einer bleibt an dem Thore stehen, zwei verschwinden im Innern; ich weiß nicht, wie ich dazu komme, aber ich bringe die Erscheinung der drei Männer mit dem jungen Paare im ersten Stock zusammen und habe mich nicht geirrt. Er dort drüben bleibt plötzlich auf seinem Gange durchs Zimmer stehen; er horcht, er tritt hart an das Fenster; die Männer, die ich ins Haus verschwinden sah, sind bei ihm eingetreten. Einer muß dem jungen Manne etwas sehr Ueberraschendes gesagt haben; er fährt zurück und will ins Nebenzimmer, wohin ihm aber einer der Männer den Weg vertritt. — Ah! das wird ernsthaft; er wirft sich gegen den Schreibtisch, er faßt eine Pistole, welche dort liegt, die ihm aber im nächsten Augenblick aus der Hand gerissen wird. Nun steht er unbeweglich da, stützt die rechte Hand auf den Tisch, beißt die Lippen furchtbar zusammen, seine Augen, die entsetzlich hervortreten, starren auf einen der Männer hin, der den Schreibtisch untersucht und aus einer verborgenen Schublade länglichte Stückchen Papier hervorzieht — sie haben ganz die Form von Wechseln — auch verschiedene Petschafte und Stempel. — Ich möchte lieber, ich hätte das nicht gesehen; es ist ein gar zu jammervoller Anblick, wie nun der Bediente des jungen Mannes hereintritt, seinem Herrn den seidenen Schlafrock aus und einen dicken Paletot dafür anzieht, und wie darauf einer der Männer ihm die Hände übereinander legt, und mit einer kleinen Kette fesselt — ein Drama unserer Zeit. Es ist mir ordentlich leichter ums Herz, als nun die Polizeibeamten mit dem Verhafteten das Zimmer verlassen haben, wo der Bediente, das Stubenmädchen und die Köchin noch einen Augenblick zurückbleiben, das furchtbare Ereigniß gründlich be-

sprechend. — Endlich verschwindet drüben das Licht, und mir ist es grade, als sei ich im Theater gewesen.

Im zweiten Stock wohnt die Hauseigenthümerin, die verwittwet gewesene Doktorin Fackelberg, jetzt wieder verehlichte Madame Stängeler. Trotzdem aber die Doktorin wieder einen Herrn und Gebieter hat, müssen wir doch sagen, daß sie Hauseigenthümerin geblieben ist, denn Herr Stängeler hat nur in das Anwesen hinein geheirathet und gilt bei allen Angelegenheiten, wo es sich um etwas Reelles handelt, nur als der Gatte seiner Frau. So lange er ledig war, wurde er als ein sehr angenehmer Handlungsreisender betrachtet; er war kein übler Mann, hatte volles Haar, einen gut gepflegten Backenbart, spielte die Guitarre, wozu er circa sechs Lieder sang, machte Karten- und andere Kunststücke außerordentlich schön und wußte köstlich zu erzählen. In einem kleinen Bade hatte er die Doktorin Fackelberg kennen gelernt; schon am ersten Abend, nachdem dies geschehen, hatte er ein paar Freunden im Wirthshause vorgesungen:

Mein Blick, ihr zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich,

und vierzehn Tage nachher empfahlen sich Beide als Verlobte. — Von dem Alter der beiden neuen Ehegatten läßt sich nur so viel sagen, der Unterschied desselben war so groß, daß Herr Stängeler füglich als einer der jüngeren Söhne seiner Gattin betrachtet werden konnte. Aber sie war Hauseigenthümerin, reich, und wie der ehemalige Handlungsreisende seinen Collegen zu betheuern pflegte, sonst ein vernünftiger und umgänglicher alter Kerl. Die Ehe der Beiden ging denn auch so weit ganz gut, als sie zuweilen zwei Augen zudrücken mußte, und er sich bemühte, seine extravaganten Neigungen so viel wie möglich zu verdecken. Am Tage blieb er schon gern zu Hause, besonders machte er sich aus einem gemeinschaftlichen Spaziergange nicht viel, wenn aber der Abend kam, da zog es ihn gewaltsam hinweg und dann ging er miß-

muthig so lange im Zimmer auf und ab, bis er eine schickliche Gelegenheit zum Entwischen fand. Was ihm den größten Kummer machte, war, daß er weder durch Ueberredungen noch Bitten, weder mit List noch Gewalt einen Hausschlüssel erlangen konnte. Madame Stängeler wollte sich nun einmal nicht von der süßen Pflicht entbinden, ihm die Thüre zu öffnen. Eine Hauseigenthümerin, pflegte sie zu sagen, muß überhaupt die Letzte sein, die im Hause wacht; und daß sie das oft noch zu sehr später Nachtstunde that, kann ich, der auch nicht immer früh heimkam, bestens bezeugen. Es gab nur ein Mittel, Stängeler zu Hause zu halten, das war, wenn kleine angenehme Gesellschaften eingeladen wurden, wozu sich denn auch die gewesene Doktorin häufig verstand. Dabei sah ihr Gatte nicht auf einen großen Kreis und begnügte sich sogar gern mit einer jungen stillen Wittwe, die im selben Hause wohnte, und der es ebenfalls Vergnügen machte, ihren Thee bei der Hauseigenthümerin zu nehmen. Schon oft hatte ich es mit angesehen, wie wenig Herr Stängeler an solchen Abenden das Wirthshaus vermißte; er war alsdann munter, erzählte von seinen Reisen, machte Kunststücke, wie — eben jetzt wieder. Ja, da saßen die Drei vertraulich um einen kleinen Tisch, — eigentlich saßen nur zwei, die junge Wittwe und Herr Stängeler; die gewesene Doktorin hatte sich in die Küche begeben, um die Bereitung des bescheidenen Abendbrodes zu überwachen. Ob er in diesem Augenblicke Kunststücke machte, kann ich nicht genau angeben; so viel aber sah ich, daß Karten auf dem Tische lagen und daß er und die junge Wittwe jetzt eben die Köpfe zusammensteckten, um in die bunten Blätter zu schauen, — als — durch welchen Zufall ist mir jetzt noch unerklärlich — plötzlich das Licht erlosch.

Steigen wir nun mit unseren Blicken ein Stockwerk höher. Da ist eine von jenen stillen geordneten Haushaltungen, wo tiefer Friede herrscht unter dem gewaltigen Druck einer mächtigen Ueberwinderin. Im Hauswesen des Hofraths Knusperich regiert die

Hofräthin, unumschränkt, despotisch, ohne Constitution, ohne Kammern. Die Fesseln, welche sie ihren Untergebenen anlegt, sind um so drückender, da diese, die Untergebenen nämlich, aus einem erwachsenen Sohne und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, schon verschiedene Aufstandsversuche machten, die aber mit neuer und tieferer Knechtung enden. Die Hofräthin ist eine lange dürre Person mit großen grauen Augen, in denen man bei den Unbilden, die andere arme Weiber erdulden müssen, triumphirend die Worte liest: So was kommt bei mir nicht vor! Von dem Hauswesen ist viel oder gar nichts zu sagen. Nach außen zu geht alles glatt vorüber; was aber unter der ruhigen Oberfläche tobt, das bin ich nicht schuldig zu berichten; ich halte mich nur an einen Lichterschein, den letzten in der Wohnung, der aus dem Schlafgemach der Hofräthin dringt, in welchem der Hofrath nur geduldet ist. Die grünen Vorhänge sind herabgelassen und gegen einen derselben fällt unverkennbar ein Schatten; es ist der einer langen Gestalt, die im Bette aufrecht sitzt, ich erkenne sie an der runden Form ihrer Nachtmütze und der spitzigen Nase, die in ungeheuerlichen Dimensionen in einem schauerlichen Schattenbilde erscheint. Die Hofräthin ist im Begriff, ihrem Gatten das Einschlafen zu erleichtern. —

„Daß Du," spricht sie mit ihrer scharfen Stimme, „nicht jede Nacht im Wirthshaus herum vagabundirst, daran ist Gott sei Dank, die musterhafte Ordnung Schuld, die ich in meinem Hauswesen eingeführt. Und es war nicht leicht, mit dem, was recht ist, durchzudringen, da das Haus von üblen Beispielen wimmelt; Madame Stängerle da unten mag eine schwache Frau sein; sie kann mit ihrem Gutedel treiben, was sie will; aber bei mir soll Ordnung sein, und die will ich festhalten, bis man mich einst zu Tod geärgert haben wird." — Obgleich dazu wenig Aussichten vorhanden waren, so fuhr doch Madame Knusperich fort: „Und das wird nicht lange mehr dauern, denn ich fühle

deutlich, wie meine Constitution mit jedem Tag lockerer wird. Ja, Knusperich, das hast Du zu verantworten, denn Du thust alles, um mir das Leben zu einer Hölle zu machen. Freilich, in's Wirthshaus gehst Du nicht, weil ich es nicht haben will, und wenn ich es auch haben wollte, so gingest Du doch nicht hinein. Und ich weiß wohl, warum Du so gerne zu Hause bleibst. Mir zu lieb? — o Du wirst mich nicht für so dumm halten, daß ich das glauben soll. Aber ich sage Dir, noch einmal einen Auftritt mit der Babett, wie der von heute Abend, und Du wirst sehen, was geschieht. — Du hast noch die Kühnheit, mich zu fragen, was für einen Auftritt ich meine? — Du wirst Dich doch wohl selbst erinnern, wie Du mit einer Eigenmächtigkeit über den Rest unseres Abendessens geschaltet, die an's Unglaubliche grenzt. Hast Du nicht zu Babett gesagt: Sie kann den Wurstzipfel essen, der da übrig geblieben ist — ? — Schweige und schäme Dich, Knusperich, Du hast nicht nur gethan, als wenn Du der Herr im Hause wärst, sondern Du hast Dir auch vor Deiner Magd eine Blöße gegeben, die um so lächerlicher ist, wenn man Dein Alter bedenkt. Einer Magd, die so gut gehalten ist wie die unsrige, die ein so vortreffliches Essen hat — ja, das hat sie, Knusperich! — noch von unserem Abendbrode anzubieten! O ich möchte wünschen, das nicht erlebt zu haben; denn ich sage Dir, das gibt mir eine Reihe von traurigen Gedanken, die zu meinem frühen Tode beitragen werden. — O meine gute Mutter! wie Recht hatte sie, als sie mir bei unserer Verheirathung sagte: gib Acht, Henriette, mit dem Mann wirst Du nicht glücklich!" — Damit erlosch das Licht, und wir können annehmen, daß die Hofräthin im Uebermaße ihres Unglücks endlich einschlief.

So liegen denn nun sämmtliche Stockwerke des Hauses schwarz und finster vor mir, nur aus den Dachkammern scheinen noch ein paar Lichter in die Nacht hinaus. Dort auf der linken Seite wohnt eine arme Person; die hatte ein einziges kleines

Kind, für das sie lebte und arbeitete. Es war das ein allerliebstes Mädchen von vier Jahren, so zierlich und nett, wie man kaum etwas Aehnliches sah. Wenn die Mutter nähte — und das thut sie fast den ganzen Tag und die halbe Nacht — so saß das Kind stundenlang auf einem kleinen Schemel zu ihren Füßen, hatte auch ein Stückchen Zeug in der Hand und stach mit einer Nadel darauf los. Dabei war das Mädchen so verständig, daß wenn die Mutter ausgehen mußte, es weder an das Fenster, noch an den Ofen ging, sondern auf dem Fußboden allein für sich vergnügt spielte und weder schrie noch lärmte. Wie innig die Beiden sich liebten, kann man sich denken. Die arme Mutter hatte auf der Welt nichts als ihr Kind, und da kam der Tod und nahm es ihr weg. Alle, die es erfuhren und die sie und ihr kleines Mädchen gekannt, weinten mit ihr. Aber das half nichts, das kleine Mädchen war todt und seit ein paar Tagen begraben. Da sitzt sie nun an ihrem Fenster und schaut in die Nacht hinaus, lange, lange — endlich fährt sie empor und horcht auf; sie glaubt ihr Kind zu hören. Konnte es denn wirklich gestorben sein? Da stand noch sein ärmliches Bettchen; da hingen seine Kleidchen; auf der Kommode befanden sich seine kleinen Schuhe, ach! die lieben kleinen Schuhe, in denen es umhergetrippelt. Am Boden bemerkte man noch ein Stückchen Zeug, an welchem das Mädchen genäht. Die Mutter geht nun im Zimmer auf und ab von einer dieser lieben Sachen zur andern, sie betrachtet alle, sie küßt alle; dann beugt sie sich auf das Bettchen nieder und weint bitterlich in die kleinen Kissen. Die Uhren schlagen, die Zeit schleicht vorüber, ihr herabgebranntes Licht geht aus — sie sieht es nicht.

Auf der rechten Seite des Daches ist eine kleine Kammer, wo Babett sitzt und einen Brief an ihren Geliebten schreibt: „Theurer Ferdinand! So ist denn wieder ein Tag herum, und jetzt, da unser Hausdrache mich in's Bett geschickt hat, habe ich

einen Augenblick Zeit an Dich zu schreiben. Freilich hat sie mir auf's strengste befohlen, sogleich mein Licht auszulöschen, damit das theure Oel nicht verbrannt werde. Aber ich thue es nicht, vielmehr habe ich die Lampe so hoch gestochert, als mir nur möglich ist. Nein, in dem Hause halte ich es nicht länger aus, den ganzen Tag keine Ruhe und nichts Ordentliches zu essen. Der Herr ist besser; er wollte mir heute Abend etwas Uebriggebliebenes vom Abendessen zukommen lassen, aber da machte mein Drache ein paar Augen, die mir schon von vornherein alles in Gift verwandelten. Ach, wie wäre ich unglücklich, wenn ich nicht Deine Liebe hätte, mein theurer Ferdinand, und das Bischen Lesen, womit ich mich hie und da beschäftige. Der freundliche Buchhändler, den Du kennst, — weißt Du, derselbe, auf den Du einmal eifersüchtig warst — hat mir ein neues Buch der Luise Murhard geliehen. Wie ich mich daran erbaue, das kann ich Dir gar nicht sagen. Da finde ich mich selbst wieder und darum auch Hoffnung und Trost. Es sind das lauter so arme gedrückte aber edle Wesen, alles gute fromme Menschen, für die bei allem Leid und Kummer am Ende immer ein glückliches Ungefähr, wenn es auch ganz unglaublich ist, erscheint, das sie zufrieden macht. Wie ich von demselben freundlichen Buchhändler hörte, existirt Frau Luise Murhard wirklich. Ich habe an sie geschrieben, ob sie mich nicht in ihre Dienste nehmen wolle; da ich selbst in zwei frommen Häusern gedient, auch rührende Geschichten von jungen Mädchen mit sehr schönen und gebrochenen Herzen weiß, so könnte ihr das gar nicht schaden. Schlägt sie es mir ab, so will ich es selbst einmal versuchen, und ich glaube, der freundliche Buchhändler würde sich nicht schlecht dabei stellen, wenn er die wahrhaftige Geschichte von meiner Hofräthin, dem Drachen, drucken thun thäte. — Jetzt aber, lieber Ferdinand, habe ich ihr so viel Oel verbrannt, daß sie zum Kaffee schon einen rechten Aerger haben wird. Ich schließe aber mit den Worten des Dichters:

Mein Fühlen ist so öd und leer,
Und alles Glück entwichen;
Da ist die Thräne trüb und schwer
In's Auge mir geschlichen."

Damit erlischt das Licht und ich sehe jetzt am Hause nur noch einen einzigen Schimmer hoch oben, in der Mitte des Daches. Dort wohnt der Lehrling der Spezereihandlung, den wir drunten mit erschüttertem Gemüthe den Laden schließen sahen, und dessen Kummer und Liebesweh jetzt noch fortklingt in den melancholischen Tönen einer Flöte, die um so holperiger hervorquacken, als der junge Mann Kälte und Frostbeulen halber in dicken Handschuhen auf den Klappen des Instrumentes herumschlägt. Es ist schwer, eine Melodie zu ergründen. Endlich aber, nachdem ich mein Fenster einen Augenblick geöffnet, erkenne ich die Weise, welche er spielt, und finde sie unter seinen Verhältnissen traurig aber wahr.

„Dich verlie—i—i—ren soll ich, dich verla—a—a—ssen,
Dich — die meine Se—e—e—e—le ganz erfü—ü—llt."

Dies schien aber der letzte Ausbruch und ein würdiger Schluß seiner Wehmuth gewesen zu sein, denn gleich darauf erlosch auch dieses Licht, und alles rings umher war finster.

London 1851.

I.

Die Reise.

Ich fuhr von Stuttgart Abends mit dem letzten Zuge nach Heilbronn, doch war dieser Zug, der von Ulm herkam, bei Amstetten aufgehalten worden, oder hatte sich vielmehr selbst aufgehalten, indem er auf einen Extrazug wartete, der ihm von Geißlingen entgegen kommen sollte; dieser Extrazug aber, ebenso höflich wie der gewöhnliche, wartete seinerseits unten im Thale, und nachdem beide auf diese Art zu Nutz und Frommen sämmtlicher Reisenden eine Stunde gewartet, löste sich das Mißverständniß auf, und beide sausten mißmuthig ihrer Wege, wir aber fuhren deßhalb eine Stunde später von Stuttgart ab, und ich fürchtete sehr in Heilbronn den Heidelberger Eilwagen nicht mehr anzutreffen; doch Dank der segensreichen Einrichtung der Telegraphen: die Eisenbahnbehörde hatte der Postverwaltung einen elektrischen Befehl zugeschleudert, mit dem abgehenden Eilwagen auf den letzten Zug zu warten.

So fuhren wir getröstet in die Nacht hinaus, und der Convoi stöhnte aufwärts nach Feuerbach. In tiefem nächtlichem Schatten lag die Gegend, ein Gemälde grau in grau, hie und da

mit helleren Linien und Punkten; eine Landstraße, ein Feldweg, ein weißsteinernes Gebäude, Hofers marmorne Pferde, die gespenstig aus dem Dunkel hervorleuchteten; ein schon reifendes Kornfeld, ein Acker voll Mohnblumen, welche sinnend die weißen Blumenköpfe auf den schlanken Stängeln wiegten. Rings um uns war Ruhe und Frieden; am Himmel zogen schwarze zerrissene Wolken, die ausgebrannten Hülsen eines himmlischen Feuerwerks, welches ein Gewitter uns heute Abend zum besten gegeben; Leuchtkäfer flogen neben uns in Gras und Feldern, und von der Locomotive glühende Funken, die es jenen gleichthun wollten, aber in nächster Secunde erloschen und erstarben. Knirschend und heulend fuhr der Zug in den großen Tunnel auf der Höhe des Berges ein, und hinter uns blieben Feld und Wald, Wolkenzug und wirkliche Leuchtkäfer; an ernsten, finstern Mauern, von den zitternden Wagenlampen nur momentan erhellt, huschten wir vorbei; Kohlenrauch füllte das Gewölbe; über ihm lagern sich die weißen Massen des ausströmenden Dampfes, der Zug geht langsamer, die Locomotive pfeift, wir fahren drüben in eine andere Landschaft hinein. Doch sendet der Himmel einen feinen Regen herab, und da er wie ein grauer Schleier rings die Gegend bedeckt, so thun wir besser im Innern unseres Wagens der Reisegesellschaft einen Blick zu schenken.

Eine Nachtfahrt gleicht der andern in ihrer Staffage vollkommen. Zubereitungen zum Schlafen werden gemacht durch um den Kopf gebundene Schnupftücher, untergestemmte Arme, ruhig einnickende Köpfe, hie und da hören wir einen tiefen Seufzer, ein starkes Räuspern, dann und wann ein leises Gespräch. Hierin machte aber eine Gesellschaft, aus mehreren Herren und Damen bestehend, eine sehr bemerkenswerthe Ausnahme; sie sprachen viel und laut mit blaßgefärbtem weichem norddeutschem Dialekt — ich glaube es war ächtes Berlinerblau — und Einer aus dieser Gesellschaft machte den Spaßmacher mit dem besten Erfolg: er

konnte thun, was er wollte, sich mit einem leisen Geschnarch zum Schlafen anschicken oder laut etwas hinausrufen, die andern lachten darüber; er konnte mit vielem Geräusch eine Geschichte erzählen oder schweigend ein Stück Torte essen, die andern folgten seinen Bewegungen, und jedesmal krönte ein lautes Gelächter seine Anstrengungen. Ich konnte nicht erfahren, weß Glaubens und Standes er sei, aber er mußte viel in der Welt herumreisen und sich häufig in Wirthshäusern aufhalten, denn er kannte sämmtliche Oberkellner, von denen er sprach, beim Namen, und seine Anekdoten erinnerten sehr an die Table-d'Hôte. Das würtembergische „Fertig" und „Fort" der Eisenbahn-Beamten ahmte er auf's täuschendste nach, ebenso die belgischen Hornsignale zu demselben Zweck; von Stuttgart behauptete er, das Theater sei dort unter dem Affen, dagegen erinnere er sich mit wahrem Entzücken an Frankfurt und an die famöse Oper, die er dort gehört, „Lucia von Lammermayer."

Wie aber in der Welt alles ein Ende nimmt, so auch die Fahrt nach Heilbronn, und damit das kolossale Vergnügen der eben erwähnten Gesellschaft. Bei der Ablieferung des Gepäcks gab es noch einen gelinden Wortwechsel zwischen Post- und Eisenbahn-Beamten, indem erstere mit vollem Recht behaupteten, da die Post nun einmal so ungebührlich lange auf den Zug habe warten müssen, sei es nicht mehr als billig, daß die Effecten der Weiterreisenden vor allen andern zuerst besorgt würden, hier aber sei es Mode, daß die Post bereits bis zuletzt warten müsse, und dieselbe, seit dem 1. Julius Kinder Eines Vaters, würde sich bemühen, daß den Packbeamten des hiesigen Bahnhofs für dieß Vergehen nächstens eins unter den Zopf gespuckt würde. (Ich gebe diese Strafandrohung wörtlich wieder.)

Die Richtung der Eilwagen von hier nach Heidelberg ist eine zweifache: am Tage, wo der Reisende nicht schläft und im Stande ist, sich an der schönen Aussicht zu erfreuen, fährt man direct

nach Sinsheim, eine schöne ebene Chaussee, aber durch eine flache, ganz uninteressante Gegend; des Nachts aber geht der Eilwagen einen fürchterlich holperichten Weg über Wimpfen und Rappenau; der Reisende kann nicht schlafen, weil er unbarmherzig zusammengestoßen wird, könnte aber die herrlichen Neckar-Ufer sehr genau sehen, wenn es nicht zufälligerweise Nacht wäre. Die Eilwagen an sich sind ganz gut eingerichtet, zwei Plätze auf einer Bank, und gehen recht bequem und angenehm, auch die Conducteure sind gefällig; die Pferde größtentheils ordentlich; aber ein großer Uebelstand der deutschen Posten im allgemeinen, der süddeutschen insbesondere, ist der unendliche Aufenthalt auf den Stationen; nur damit wird so viele Zeit verloren, und hauptsächlich deßhalb sind unsere Eilwagen keine Eilwagen. Ist irgendwo eine Expedition, wo nur Pakete, Briefe 2c. abgegeben werden, so scheint dem Conducteur die Zeit so reichlich zugemessen, daß er sich gar nicht zu beeilen braucht. Sollen die Pferde gewechselt werden, und hat auch der ankommende Postillon aus Leibeskräften geblasen: stille und einsam liegen lange Zeit die Stallgebäude; endlich glänzt ein trübes Licht in die Nacht hinaus, die Thore öffnen sich schläfrig, es wird ebenso schläfrig eingespannt, mit großer Umständlichkeit die Zugstränge probirt, der Postillon zieht langsam seine Uniform an, wirft einzeln auf den Wagen hinauf die Peitsche, seinen Mantel, einen großen Sack mit Hafer zum Abfüttern, einen Sattel zum Nachhausereiten, und endlich klettert er selbst nach. Das dauert aber alles eine gute Viertelstunde länger als nothwendig und vier Viertelstunden machen eine ganze aus, deren Hälfte sogar uns in Heidelberg sehr gut zu statten gekommen wäre, denn wir erreichten mit genauer Noth vor Abfahrt des Zuges den Bahnhof; ich verbrannte mir mit einer heißen Tasse Kaffee Mund und Magen und kam, mit dem fürchterlichsten Sodbrennen behaftet, mißmuthig nach Frankfurt, um von da sogleich nach Castel,

Mainz gegenüber, zu eilen, von wo die Dampfboote der Kölnischen Gesellschaft in neuester Zeit abfahren.

Es ist dies eine sehr zweckmäßige Einrichtung und erspart dem Reisenden den langen Weg über die Mainzer Brücke, inclusive Brückengeld und Trägerlohn, was man früher alles zu entrichten hatte; seit diesem Jahre correspondiren auch Eisenbahnen und Dampfboote recht brav, und wenn man Abends um 9 Uhr, wie ich, von Stuttgart wegfährt, erreicht man Köln den andern Abend um dieselbe Zeit, also in 24 Stunden.

Da lag der Kölnische Dampfer mit seinem weiß und grünen Schiffskörper, dem schwarzen Schornstein und den Flaggen in weiß und roth, den Farben der guten Stadt Köln. An den Schornsteinen erkennt man schon von weitem die verschiedenen Gesellschaften, welche den Rhein befahren; die Kölner sind ganz schwarz, die Düsseldorfer haben weiß und schwarze Streifen, und die Holländer sind halb schwarz und halb weiß; die Schleppdampfer sind dagegen kenntlich an ihrem langsamen Fahren, an den dunklen Farben des ganzen Schiffs, an den schwarzen Rauchmassen, worein es beständig gehüllt ist, und an den Schiffen, die es mit sich zieht. Die Einrichtung von Personal-Karten, welche man auf den Rhein-Dampfschiffen eingeführt hat, ist dem Reisenden sehr zu empfehlen; man nimmt zugleich ein Billet für die Rückfahrt mit, nach jedem beliebigen Ort, und zahlt dafür die Hälfte des Preises. Hierdurch kostet z. B. die Fahrt von Mannheim nach Köln und zurück auf der ersten Klasse (Vorcajüte) nicht mehr als 15 fl. 14 kr., von Mainz nach Köln und zurück 10 fl. und einige Kreuzer.

Unser Dampfer — wir hatten die Ehre mit dem Landsmann „Schiller" zu fahren — war nicht übermäßig besetzt, überhaupt der Verkehr auf dem Rhein in diesem Jahr gegen alle Erwartung noch nicht sehr zahlreich. Doch war deßhalb unser Dampfer nicht leer zu nennen, und da das Wetter ziemlich ordentlich war, auch

ein Segeltuch als Zelt über das Verdeck gespannt wurde, so fand sich bald dort oben die Gesellschaft ein, wie man sie beständig mit kleinen Variationen auf Rheinfahrten zu sehen das Vergnügen hat. Lange Karten mit dem Laufe des Stromes liegen oben ausgebreitet, und wo man bei einer alten Ruine einigermaßen zweifelhaft ist, wird der Kellner citirt, um die richtige Auskunft zu geben. Handlungs-Reisende behaupten das Rauchcabinet, trinken Moselwein und spielen Piquet; frische junge Ehepaare schauen stillächelnd in die Fluthen des Rheins, und obgleich sie vor den Augen der Welt so thun, als beschäftigten sie sich mit den lieblichen Sagen der Ruinen, an denen sie vorbeischwimmen, haben sie doch in Wahrheit viel wichtigeres zu denken und zu besprechen. Der Conducteur, gewöhnlich ein eleganter junger Mann, schreitet munter auf dem Verdeck hin und her und prägt seinem Gedächtniß so viel als möglich die Physiognomien der Mitreisenden ein, damit er später einen neuen Passagier behufs Abforderung des Fahrbillets augenblicklich erkenne. Der Capitän, meist ein untersetzter, sehr stämmiger Mann, wandelt aus dem Rauchzimmer in die Küche, von da in seine Cajüte, sieht hie und da angelegentlich in den Maschinenraum und raucht sehr viel aus seiner langen Pfeife, die er aber in einen Winkel stellt, wenn er das Verdeck betritt.

Durch die unseligen Schnellfahrten ist die Poesie des Fahrens auf dem Dampfer verschwunden. Früher, wo man von Köln nach Mannheim drei Tage unterwegs war, bildete man eine einzige große Familie, deren Haupt der Capitän, und deren rathgebender älterer Bruder oder Freund der Conducteur war; damals hatte die kölnische Gesellschaft noch keine Concurrenz, und der schwarze Schornstein, sowie die rothweiße Fahne „herrschten allein auf den Meeren"; es kam auf eine Stunde mehr oder weniger nicht an, und Capitän und Conducteur hatten Lust — zur Kurzweil und zum Vergnügen der Passagiere — allerlei Schnurren aufführen zu

lassen. In jener glücklichen Zeit sahen die Schiffsjungen zuweilen sich veranlaßt, einander schwarze Gesichter zu malen, und jeder lachte über den andern, den er allein geschwärzt glaubte; da konnte man den Steuermann ernsthaft an seinem Ruder stehen sehen, und eine unsichtbare Hand hatte ihm große papierne Sporen an die Füße geheftet; ja in jener harmlosen Jugendzeit konnte es vorkommen, daß ein Engländer, der am Steuerruder fischen wollte, plötzlich einen getrockneten Häring aus dem Wasser zog, den ihm ein Matrose ungesehen daran geheftet.

Aber das ist alles dahin. Das Boot fährt keuchend und schnaubend seines Weges und peitscht unermüdlich mit den großen Schaufelrädern das Wasser den ganzen Tag fort, gleich fleißig, gleich geduldig; nur hie und da, wo plötzlich angehalten wird, heult es grollend auf und speit zischend weißen Dampf zu beiden Seiten der Räder in die grünen Fluthen. Da schwimmen wir nach und nach bei den bekannten Burgen und Städten vorbei; der Mäusethurm beschäftigt sehr die Phantasie der Reisenden; dann der neuerbaute Rheinstein, die Pfalz mitten im Rhein, Oberwesel mit seinen zackigen ausgebröckelten Mauern und der schönen Kirchen-Ruine, die man erhaben über dem Städtchen so frei vor Augen hat, die Katz, die Maus, vorher noch die Loreley mit dem Profil Ludwig Philipps und dem alten Invaliden auf dem andern Ufer, der mit dem Knall seines Gewehres das Echo in der Felswand, und mit den melancholischen Tönen seines Horns die Erinnerungen an frühere Zeiten weckt, in denen man ebenfalls hier vorbeigefahren.

In Koblenz kamen viele neue Passagiere an Bord, und von nun an vermehrten sich dieselben auf jeder Station, namentlich in Königsweiler, wo bei unserer Anfahrt die Ufer schwarz mit Menschen bedeckt erschienen. Hier zog es denn auch in wahrer Procession auf das Boot; eine ganze Legion Studenten aus Bonn, die sich einen vergnügten Tag gemacht hatten und in Masse in ihren grellen buntfarbigen Kopfbedeckungen wie ein wandelndes

Tulpenfeld aussahen. Sie betraten theils schäkernd und lustig, theils ernst und gravitätisch das Boot. Ach, mir war, als seien das dieselben Gesichter, die gleichen Schmarren und Risse darin, dieselben Bärte und Mützen, die gleichen buntfarbigen Bänder und langen Pfeifen, die gleiche Redeweise und selbst die gleichen großen Hunde, die ich schon vor langen Jahren gesehen und gekannt hatte. Zugleich mit ihnen, oder vielmehr gleich nach ihnen, betraten ein paar Dutzend Handwerks-Gesellen und Lehrlinge das Boot, die gleichfalls am Fuß des Drachenfelsens den Sonntag gefeiert hatten. Sie waren im ganzen viel lustiger als die Musensöhne, trugen ebenfalls Pfeifen mit langen farbigen Trobdeln, und während jene auf dem Hinterdeck dicht geschaart standen, gruppirten sich diese auf Kisten und Fässern des Vorderdecks und sangen allerlei bekannte verbotene Lieder, z. B. „Was ist des Deutschen Vaterland?“ In Bonn flutheten diese Gesellschaften wieder vom Verdeck hinweg, und das Schiff blieb bis Köln ziemlich leer.

Mit dem Drachenfels hören die malerischen Ufer des Rheins plötzlich auf. Auf der linken Seite begleitet uns der Godesberg in seiner wohlbekannten Form noch eine Zeitlang, bald scheint er bei langen Baumreihen vorbeizuschweben, die hinter ihm liegen, bald wandeln Häuser, Brücken, kleine Wäldchen, Anhöhen mit Getreide bewachsen vor ihm vorbei und bedecken ihn vor unsern Blicken. So schwimmen wir langsam zwischen den flacher werdenden Ufern dahin; dort links liegt Schloß Brühl, das wir aber nicht sehen; endlich macht der Rhein vor Köln die letzte Biegung. Der Boynthurm wird sichtbar, und über der Häusermenge der heiligen Colonia und ihren unzähligen Kirchen ragt massenhaft der Dom hervor, fast in derselben Silhouette wie vor zwanzig Jahren, obgleich in jüngster Zeit so unendlich viel an ihm neugebaut wurde; links das riesenhafte Stück des Thurms mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Domkrahnen, rechts die Masse

des Chors, und der Raum zwischen beiden ist immer noch nicht ausgefüllt.

Es dunkelt schon, während wir uns Köln nähern; die Rheinseite, wo wir anlegen, ist mit Menschen bedeckt, die unsere Ankunft erwarten; von den großen Gasthöfen dort glänzen Lichter in allen Etagen, und die Namen derselben, in ungeheuren Eisenbuchstaben auf den Dächern angebracht, sind eben noch sichtbar. Auf der Rheinbrücke brennen bereits die Gaslichter und bilden eine glänzende Linie von Köln nach Deutz. In letzterer Stadt, vor den großen Hôtels zum Marienbildchen, jetzt Belle Vue, und Prinz Karl, sind dichtbelaubte Gärten, aus welchen Lichterglanz hervorzittert, und die vollständigen Klänge der Regiments-Musiken, die dort lustig aufspielen, schallen über den breiten Strom zu uns herüber. Hier fließt der Rhein ruhig, aber auf seinem gewaltigen Rücken trägt er spielend die vielen Dampfboote, die großen Holländerschiffe, den ganzen Mastenwald, bei dem wir jetzt vorbeifahren. Unser Schiff macht einen großen Bogen, um aufwärts an seine Landungsbrücke zu kommen; der Kapitän steht auf dem Radkasten, der Schiffsjunge, nachdem er sich vorher seine Nase geschneuzt, läutet heftig und anhaltend, die Passagiere rennen in ängstlicher Hast durcheinander; der vermißt eine Hutschachtel, jener einen Nachtsack; hier entsteht ein gelinder Streit wegen Berührung meines Koffers mit den Hühneraugen des Nachbars, und dieser Streit wird endlich geschlichtet durch den unsanften Stoß des Bootes an's Ufer, so daß sich alles sanft in die Arme fällt, auch wir Streitenden.

Die Gangborde poltern auf das Schiff, wie Harpyen stürzen sich die Kölner Lastträger auf unser Gepäck, ergreifen Koffer und Kisten, ja den Passagier selbst, wenn er ihnen im Weg steht, und schlagen alle Einwendungen, alle Gegenreden mit den Worten nieder: „Ich bin angestellter Lastträger und habe Nr. 24. Wohin soll Ihr Gepäck?" In den königlichen Hof! Und schon ist er aus

dem Schiff hinaus mit der ganzen Bagage. Man kann ihm aber vertrauen, diesem angestellten nummerirten Lastträger; man bezeichne ihm nur genau seine Effecten und sage ihm deutlich den Namen des Hotels, so findet man alles in der Flur des Gasthofs wieder. Ich folgte meiner Nr. 24 mitten durch die gaffenden Gesichter am Ufer, die mich beim Schein zweier Gaslaternen anstarrten, als müßte ich der längst Erwartete sein, und befand mich bald im Hôtel Royal, im Hause des Hrn. Dietzmann, einem der comfortabelsten Gasthöfe der ganzen Christenheit. — —

Um von Köln nach London zu gelangen, gibt es, außer dem Wasserweg über Rotterdam, zwei Routen zu Lande: über Ostende oder über Calais. Wer von der Seekrankheit nicht sehr zu leiden hat, thut besser, wenn er über Ostende geht; man fährt von Köln in etwa zwölf Stunden dahin, und ist, wenn man Abends um 8 Uhr dort anlangt, durch die ewig zitternde Bewegung des Wagens so gerädert, daß man froh ist, die Eisenbahn verlassen und sich auf dem Schiff, wenn auch auf einer harten Bank, ausstrecken zu können. Dagegen dauert die Ueberfahrt nach Dover ungefähr fünf Stunden. Für manchen eine sehr unangenehme Geschichte. Calais erreicht man mit der Eisenbahn erst in der Früh um zwei Uhr, hat von da aber nur eine Ueberfahrt von anderthalb bis zwei Stunden. Die Preise auf beiden sind sich so ziemlich gleich. Ueber Calais kann man von Köln aus den Platz gleich hin und zurück nach und von London nehmen; auf der ersten Classe glaube ich zu 36 Thalern. Ueber Ostende kann man dagegen nicht für die Rückfahrt bezahlen, weßhalb man besser thut, den Platz auf der Eisenbahn und dem Schiffe selbst zu nehmen, da man alsdann nicht gezwungen ist, auf einer bestimmten Classe zu fahren. Doch ist jedem, der es eben möglich machen kann, anzurathen, auf den belgischen Eisenbahnen und den Seeschiffen den ersten Platz zu nehmen.

Von Köln fuhren ein Freund und ich, Morgens um 7 Uhr, als ökonomische Leute auf der zweiten Classe. Dieselbe ist im Vergleich mit unsern süddeutschen und den preußischen Staatseisenbahnen sehr gering, dagegen aber, im Verhältniß zu den eben genannten, außerordentlich theuer. Unser Zug war ein sogenannter Schnellzug, ging aber trotzdem nicht viel rascher als der gewöhnliche. Der rheinischen Eisenbahn erwächst zum guten Glück eine gewaltige Concurrenz in der Bahn von Düsseldorf nach Aachen, die im Herbst 1852 fertig werden soll.

Das Wetter begünstigte uns heute Morgen, die Sonne schien warm, und die Wolken, welche hie und da den Himmel bedeckten, machten durch ihren Schatten die einförmige flache Gegend lebendig. Fruchtfelder und Wiesen standen prächtig, oftmals Strecken so weit das Auge reichte in goldgelber Farbe, eingesäumt mit dem saftigsten Grün. Sausend und klappernd ging es durch den langen Königsdorfer Tunnel, bei Düren vorüber, nach Eschweiler, wo die gewaltigen Eisenfabriken und Schmelzöfen sind. Hier hat die Gegend ein trauriges, ausgebranntes Ansehen; im schwarzen Kohlengrunde, der von der Eisenbahn anfängt und die Höhen hinansteigt, welche die Aussicht begrenzen, liegen die staubigen Häuser mit den breiten dunkeln Dächern; über ihnen empor ragen riesenhafte geschwärzte Schornsteine, welche dunkle Rauchmassen ausqualmen, während weißer Dampf stoßweise und zischend aus den engen Röhren emporfährt, dort wo die Maschinen keuchen und rasseln. Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern, mit glänzenden Augen und weißen Zähnen, wie die Neger, schauen aus den Thüren und Fenstern und scheinen dem Salamander-Geschlecht anzugehören. In Rauch und Feuer stand ihre Wiege, in Qualm und Flammen wuchsen sie auf, und enden so ihr Leben; zu ihren Füßen liegt Staub und Asche, über ihren Köpfen steigt Qualm empor, züngeln die Flammen, ihre Gesellschaft bei Tag und bei Nacht. Und immer weiter greift dieß Terrain des

Feuers um sich, immer weiter entstehen neue Schmelzöfen, Hammer- und Streckwerke. Dort hinten auf den Anhöhen, wo heute noch grüner Wald ist, sieht man schon gelichtete Stellen, erblickt man schon Dampfschornsteine und Rauchwolken, und es wird nicht manches Frühjahr mehr anstehen, dann sprießen auch dort keine Gräser und Blumen mehr, sondern es ruht alles, ohne Lebenszeichen, todt unter der erkalteten Asche.

Doch schon pfeift die Locomotive wieder — vorbei, vorbei! Die Schnelligkeit des Dampfes führt uns bald abermals in freundliche, lachende Gefilde; Waldschatten umfängt uns, frische Wasser murmeln unter uns dahin; die Wände des Einschnitts, durch den wir fahren, sind bedeckt mit grünen Kräutern, mit heranwachsenden Akazien, mit stacheligem Ginster und seinen gelben Blumen. Doch während der Blick noch hinüberschweift in das Thal neben dem Schienenwege, wo hochstämmige Eichen ihre knorrigen Aeste ausstrecken, werden die Baumreihen schon wieder lichter und lichter; eben erst in tiefem, schattenreichem Einschnitt, fahren wir jetzt auf einem hohen Damm in die Ebene hinaus. So weit das Auge reicht, wiederum gelbe Fruchtfelder und grüne Wiesen, kleine Buschpartien, aus welchen schlanke Kirchthürme auftauchen, dort ein prächtiges Schloß, hier eine alte Ruine, und während wir fast die vor uns liegenden Höhen wieder erreicht haben, kommt quer durch das Feld uns entgegen eine Procession — ein sogenannter Bittgang um gutes Erntewetter.

Wie lieblich flattern die rothen und blauen Kirchenfahnen in dem hohen gelben Korn! Wie glänzt das große goldene Kreuz an der Spitze des Zuges! Wie reizend schlängelt der Zug sich buntfarbig durch das Feld dahin, die Geistlichen in ihren weißen und gestickten Gewändern, die den rothen Traghimmel umgeben, unter welchem der alte Priester, unbedeckten Hauptes, mit dem Allerheiligsten geht, voraus die rothgekleideten Chorknaben mit Weihrauchfaß und Klingel, und hintennach der lange Zug von Bauern

mit ihren Weibern und Kindern, den dunklen Kattunmantel an. Das weiße Tuch, das sie um den Kopf tragen, flattert im Winde, und als wir nahe bei ihnen waren, hörten wir, wie es von hundert Lippen murmelte: „Heilige Maria Mutter Gottes bitt' für uns!" Aber nur einen Augenblick, denn die Locomotive, die uns dahinreißt, pfeift höhnend dazwischen.

Hinter uns lassen wir das liebliche Bild der Procession, das uns so lebhaft an die Tage der Kindheit erinnert; hinter uns bleibt der fromme Glaube, und wir stürmen davon, immer weiter durch das Leben; hinter uns bleibt die lachende Ebene, der Friede, die Ruhe, welche auf den Klängen der Kirchenglocken in unser Herz dringen; eine finstere Schlucht nimmt uns auf, deren Seitenwände phantastisch verschlungene Wurzeln fassen und manche hohe und mächtige Bäume tragen. Schwärzer wird die Erde rings herum, Kohlenstaub liegt zwischen den Schienen; wir rasseln durch einen finstern Tunnel; lustiger scheint die Locomotive zu arbeiten, denn sie nähert sich abermals einem Platz, wo viele ihres Geschlechts zwischen dicken Mauern seufzen und von der schwachen Menschenhand durch den Druck eines kleinen Hebels gezwungen werden, mit gewaltiger Kraft Wasser zu heben und Eisen zu strecken. Dann bleibt auch Stollberg hinter uns und vor uns im Thale liegt Aachen, die alte Kaiserstadt. Der Dom mit seiner grauen Kuppel tritt vor unser Auge, dahinter der sogenannte Loosberg, daneben das Kloster der heiligen Cäcilie, auf den Anhöhen alte Thürme durch dicke Stadtmauern verbunden, die dem hügeligen Terrain auf und ab folgen. Wo wir jetzt fahren, in der Nähe der Stadt, war vor nicht langen Jahren noch dichter Wald, und da drinnen lagen die alten Schlösser aus der Zeit Karls des Großen: Frankenburg, Schönforst, bekannt durch den Ring der Fastrada. Es waren heimliche, liebliche Plätzchen, diese beiden alten Schlösser mit ihren zerbröckelten Zinnen und epheuumwachsenen Thürmen, rings mit Wasser umgeben, die Spiel-

plätze meiner Kindheit. Jetzt fährt die Eisenbahn dicht bei der Frankenburg vorüber; man hat ihr den grünen Waldschleier von dem altersgrauen Gesicht gezogen, und da dieses alsdann zu durchfurcht und zerrissen erschien, hat man an ihr einen unglücklichen Restaurationsversuch gemacht und dadurch die alte liebe Ruine schmählich mißhandelt.

Aachen lassen wir hinter uns mit seinen vielen Kirchen und seinen heißen Quellen. Unser Zug wird von einer stehenden Maschine aufwärts gen Herbesthal gezogen, und wie wir emporsteigen, treten alle Theile der Stadt mit dem benachbarten Burtscheid nochmals vor unser Auge; dann verlassen wir wieder für eine Zeit lang die Landschaft mit Kornfeldern, Obstbäumen, Wiesen und Gärten, und jagen dafür durch eine Waldregion auf einem der interessantesten Eisenbahnwege, die es wohl in der Welt gibt. Kaum haben wir einen Tunnel durchflogen und donnern über eine Brücke, so hören wir schon wieder an den eigenthümlich schütternden Schlägen der Maschine, daß wir uns einem neuen gewölbten Durchgange nähern. Nicht hundert Schritte lang konnte hier die Bahn geführt werden, ohne Hindernisse zu überwinden. Jetzt fahren wir durch einen hohen Einschnitt, gleich darauf auf einem ebenso hohen Damm, dann wieder über eine Brücke und durch einen Tunnel. Bald wendet sich die Bahn links, bald rechts; immer näher treten die Berge zusammen, klare Wasser stürzen unter dem Bahndamme daher, sie treiben Mühlen und Fabriken; bei jeder Biegung durch das enge Thal sehen wir schöne Villen und palastähnliche Gebäude, Wollspinnereien und Tuchfabriken; auch hier hohe Schornsteine, auch hier Feuer und Dampf.

Auf unserer linken Seite liegt Limburg auf der Höhe; wir lassen nach einer langweiligen Koffervisitation Vervier hinter uns und rasseln, abermals bald rechts, bald links biegend, durch die Thalschlucht dahin, abermals über Brücken und durch Tunnels

und über Brücken, bei hohen Felswänden vorbei und über helle rauschende Wasser. Das Auge ist geblendet und verwirrt; kaum schweift es einen Augenblick in ein liebliches Seitenthal, so reißt die Maschine auch schon, rasselnd und stöhnend, den Zug durch einen neuen Tunnel, und ehe man noch Zeit hat sich in jener Finsterniß zurecht zu finden, bricht man schon wieder eilend hervor an's Tageslicht, um wieder nur für Augenblicke die Gegend im Sonnenglanz anschauen zu können. Man ist ordentlich froh, daß man endlich Lüttich erreicht, daß man hinter Ans durch die weiten Ebenen Belgiens fährt, wo man an unendlich ausgedehnten Kornfeldern, an Wiesen ohne Ende Gelegenheit findet, das ermüdete Auge ausruhen zu lassen.

Wenn man aber, wie wir, auf der zweiten Classe fährt, so ist man dagegen durchaus nicht im Stande, auf diesen belgischen Eisenbahnen auch den ermüdeten Körper einigermaßen wieder herzustellen; es sind scheußliche Menschenqual-Anstalten, diese belgischen Wagen zweiter Classe, und man begreift in der That nicht, wie ein Land, wie Belgien, dem der durchreisende Fremde so viel für Unterhaltung seiner Schienenwege zahlt, dafür so undankbar, ja engherzig sein kann, um Leute, denen es gerade nicht convenirt, die theuern Preise der ersten Classe zu bezahlen, von der Mitte aus lebendig zu rädern. Die Wagen zweiter Classe hier sind alte rappelige Holzkasten mit kleinen schlechtgepolsterten Kindersitzen, an der Rücklehne ein zwei Zoll breiter Streifen vermoderten Seegrases, mit abgenutztem Tuch überzogen, das die vermessene Idee hat, ein Polster vorstellen zu wollen. Dabei schließt kein Fenster, die Bahn staubt über alle Begriffe, und wenn man ein paar Stunden gefahren ist, so könnte man sich für ausgewechselt halten, denn mit dunkelfarbigen Kleidern in diesen Marterkasten gestiegen, bemerkt man sich plötzlich in einem hellgrauen Anzuge. Leider bin ich keine Großmacht, sonst würde Ich Belgien für diese Menschenquälerei den Krieg erklären, oder Ich

ließe auf Meinen Eisenbahnen Zweite-Classewagen nach belgischem Muster mit einem künstlichen Staub-Apparat bauen und alle durchreisenden Belgier darin fahren, so lange fahren, bis sie feierlich gelobten, zu Hause auf eine andere Einrichtung zu dringen, und das würden sie schon nach der ersten Station thun.

Im übrigen ist Belgien gewiß ein sehr schönes und angenehmes Land, und namentlich Brüssel eine sehr liebenswürdige Stadt, und hat sehr schöne Gasthöfe und schattige Spaziergänge. Man speist im Hôtel de Flandre außerordentlich gut, und das fiel mir namentlich in Mecheln ein, wo man ein fürchterlich schlechtes Rostbeef bekam und Kaffee gar nicht vorhanden war. Als wir weiter fuhren, brannte die Sonne außerordentlich warm, die Gegend wurde immer flacher, die Wagen fuhren auf den Schienen wie toll hin und her, und es staubte immer stärker und dichter. In unserem Wagen saßen sechs geistliche Herren auf einer Bank neben einander, und alle sechs hielten Gebetbücher so ruhig wie möglich vor ihre Augen. Wenn man sie so im eifrigen Gebet begriffen sah, so konnte man glauben, sie büßten dadurch, aber am meisten durch die Fahrt selbst, einiges von ihren Sünden ab. Doch waren sie für Büßende sehr unduldsam, und als ich mir eine Cigarre ansteckte, husteten alle Sechs erst leise, dann immer lauter, und endlich bemühten sie den Conducteur, der mir ankündigen mußte, daß das Rauchen — in einem jämmerlich stoßenden rappelnden belgischen Zweiter-Classe-Wagen mit Staub-Apparat — verboten sei.

Die Zeit schlich uns sehr langsam vorüber; endlich erreichten wir Gent mit seinem großartigen, aber unschönen Bahnhofe; das Dach ist von Eisenguß und sieht aus wie von Brüsseler Spitze gemacht. Später kamen wir nach Brügge und bemerkten hinter dieser Stadt, daß wir uns dem Meere näherten. Der Boden, bis jetzt schwarz und fruchtbar, wurde sandig und weiß; lange Reihen kahler Hügel liefen weit in's Land hinein, die Vegetation

ward dürftiger, endlich sahen wir auch Schiffe, aber nicht auf dem Meere, sondern auf einem Canal, über welchen die Eisenbahn fuhr. Gegen halb 9 Uhr kamen wir nach Ostende, müde und matt, bestaubt und hungrig. Sämmtliche Hausknechte des deutschen Hofes bemühten sich eine halbe Stunde lang, den belgischen Eisenbahnstaub von uns zu entfernen, und eine Schüssel vortrefflicher Seefische sollte uns in den Stand setzen, den Schrecken der nun folgenden Meerfahrt einigermaßen Stand halten zu können.

So eine Seereise ist etwas angenehmes und erfrischendes, so sagen alle Leute, die nicht seekrank werden, und ich bin, Gott sei Dank! Einer von diesen Glücklichen. Der Freund dagegen, der mit mir die Reise nach London machte, betrachtete mit Grauen die schwankenden Mastspitzen im Hafen, und hatte schon am Land eine fürchterliche Ahnung von großem Uebelsein, das ihn auf der See befallen würde, und von Opfern, die er dem Poseidon bringen müßte. Das Wetter war aber auch nicht sehr günstig; es hatte den Tag vorher im Canal ziemlich gestürmt, und die See zeigte heute jene trügerische in der Tiefe bewegte Glätte, welche der Schiffer „hohle See" zu nennen pflegt. Gegen 10 Uhr gingen wir an Bord. Der Dampfer lag am sogenanten Dyck im innern Hafen ruhig vor Anker. Der Himmel versprach eine klare Nacht, ich glaube auch, wir hatten einigen Mondschein. Da das Schiff erst nach Ankunft des letzten Bahnzuges von Köln gegen 11 Uhr absegeln sollte, so hofften wir in der Cajüte noch einigen Platz zu finden, täuschten uns aber sehr, denn auf Sophas und Stühlen lagen schon eine Menge Passagiere in trauriger Selbsterkenntniß lang ausgestreckt. Auch die Damen-Cajüte hatte schon ihr Theil, obgleich sich die meisten Passagiere des zarten Geschlechts auf dem Verdeck befanden. Da saßen sie neben einander auf Bänken und hatten unterschiedliche Ideen von einer schrecklichen Nacht; denn der Capitän und der Steward versicherten auf Befragen: es sei gerade keine hohe See, aber eine Bewegung könnte es doch geben.

Dazu machten die Kellner ihre schauerlichen Vorrichtungen, schraubten die Luken in den Cajüten fest zu, und richteten eine große Anzahl weißer Waschschüsseln her, um sie nöthigenfalls gleich bei der Hand zu haben.

Endlich kam der letzte Bahnzug und brachte noch eine Menge Passagiere für uns mit, die theils zu Wagen, theils zu Fuß eilfertig daherkamen. Da wir tief unter dem Kai lagen, so sahen wir über uns die Silhouetten der Ankommenden, die sich am helleren Nachthimmel scharf abzeichneten; Wagen und Pferde, Männer mit Koffern, Nachtsäcken und Hutschachteln, wie sie sich bemühten einer dem andern vorzukommen, und das war äußerst ergötzlich anzusehen. Bald darauf wurde das Compaßhäuschen erleuchtet; der Steuermann trat an seinen Platz, der Capitän ebenfalls, das Schiff wurde vom Ufer losgemacht, und wir fuhren dem Ausgang des Hafens zu, der durch zwei Leuchtthürme bezeichnet ist.

Es ist bei so einer ersten Seereise, wie wenn Jemand anfängt reiten zu lernen. So lange das Pferd zwischen den Mauern der Reitbahn einen anständigen Schritt oder einen stillen soliden Trab geht, fühlt man sich ganz behaglich; aber wie man in's Freie kommt, der Gaul den Kopf in die Höhe nimmt, sich zuerst vornen hebt, dann hinten, sich schüttelt und wild in die Zügel beißt, so bricht dem jungen Reiter ein gelinder Angstschweiß aus. Gerade so erging es den meisten Mitreisenden in der heutigen Nacht. So lange wir zwischen den Hafendämmen fuhren, entlockte der klare Himmel, das glänzende stille Wasser den Passagieren manchen Ausruf der Freude und des Erstaunens. Aber kaum hatten wir die beiden Leuchtthürme passirt, so fing das Schiff an zu courbettiren wie ein unartiges Roß. Jetzt hob es sich vorn empor, neigte sich zuerst auf die linke Seite, dann auf die rechte, tauchte nach einigen Secunden das Bugspriet fast in's Wasser, um sich hinten hoch empor zu heben. Wir hatten, wie

gesagt, hohle See, und der Dampfer machte die so bekannte sehr unangenehme schraubenförmige Bewegung. Bei allem Jammer und Elend ist es für den Gesunden wirklich komisch anzusehen, wie sich die Physiognomien der unglücklichen Seereisenden verändern. Bei denen, die sogleich und heftig gepackt werden, bedeckt sich das Gesicht mit einer erschreckenden Blässe. Die Nase wird lang und spitz, die Augen starr und gläsern, und das krampfhafte Lächeln eines ohnmächtigen Widerstandes spielt mit den zusammengekniffenen Lippen. Häufig ergeht es so jungen Helden, die unmäßig gelacht über die ersten der Opfernden, die sich über den Schiffsrand hinübergebeugt. Jetzt kommt auch ihre Zeit; das Schiff capriolt fort und fort, ein trostloser Blick rings herum zeigt ihnen nichts als Himmel und Wasser — keine Hülfe, keine Rettung; darum ebenfalls fort an den Schiffsrand!

Das Meer führte sich in der That heute Nacht sehr ungezogen auf; man mußte äußerst breitspurig gehen, um auf den Füßen bleiben und den unglücklichen Opfern der Seekrankheit beiderlei Geschlechts ausweichen zu können, die sich einem ohne Ansehen der Person in die Arme warfen und sich beim geringsten Anstoß auf eine unangenehme Art erleichterten. Das Schiff schaukelte hin und her; von unten herauf ächzte und stöhnte es; geschäftig liefen die Kellner auf und ab, und in der Damen-Cajüte, in welche ich einen schüchternen Blick hinein warf, hätte es grausenhaft ausgesehen, wenn nicht die drei Französinnen, die dort halbtodt lagen, so gar allerliebst und niedlich gewesen wären und in ihrem traurigen, gänzlich aufgelösten Zustande nicht das innigste Mitleid erregt hätten. Einer von den dreien half ich mit sehr vieler Gefahr auf's Verdeck. Sie hatte eine ältliche Dame, ihre Mutter, glaube ich, bei sich, welche, wie mir der Steward, ein Flamänder, am andern Morgen erzählte, ihn mitten in der Nacht um aller Heiligen willen beschworen hatte, sie aussteigen zu lassen.

Es ist sehr angenehm, nicht seekrank zu werden, doch wird ein gesund Gebliebener als ein vollkommen rechtloses Wesen betrachtet und zu allerlei Dienstleistungen aufgefordert, als wenn sich das von selbst verstände. Hat man sich auf dem Deck auf eine Bank gesetzt, so kann man darauf schwören, daß einem gleich darauf ein Kranker wie ein Sack auf den Leib fällt, um einen im wahren Sinn des Worts wegzudrängen. Hat man in der dunstigen heißen Cajüte einen erbärmlichen Stuhl erbeutet, so kann man darauf schwören, daß ihn der Kellner gleich darauf für irgend einen jungen Menschen, der über und über beseekrankheitet hereingeschleppt wird, in Anspruch nimmt. Alles das ist im Grunde nicht mehr als billig, und man spaziert resignirt auf dem Verdeck auf und ab. Auf einer Bank inmitten desselben sitzen vier erkrankte Damen; sie haben nicht den Muth aufzustehen, um den Schiffsrand zu erreichen, denn sie fürchten, nicht mit Unrecht, von der heftigen Bewegung über einander geworfen zu werden. Die erste streckte flehend ihre Hand nach mir aus, worauf ich sie natürlich an die Brüstung führte, und ebenso nach vollbrachtem Geschäft, während welchem sie mich krampfhaft festhielt, nach ihrer Bank zurück. Dann begehrte die zweite den gleichen Liebesdienst von mir, darauf die dritte und endlich die vierte. Während all der Zeit spritzte das Wasser, mehr als nothwendig war, über das Verdeck hin. Mein unglücklicher Freund, der in der Nähe des Radkastens lag, befand sich inmitten einer kleinen Ueberschwemmung, leistete aber trotzdem das Uebermögliche. Es waren außer mir nur wenig Passagiere zurechnungsfähig, und wenn ich mich so zuweilen an das Compaßhäuschen stellte, so sah das Schiff gar zu traurig aus. Da lagen sie rings herum über die Brüstung gebeugt, und schauten so angelegentlich in das schäumende Wasser, daß man hätte glauben sollen, da unten in der Tiefe passire etwas ganz außerordentlich Merkwürdiges.

Endlich erbleichten die Sterne am Himmel, so viele nämlich

deren sichtbar waren, und der junge Tag kam herauf, in eine grau-schmutzige Wolkenblouse gehüllt. Vor uns lagen dunstige Nebel, und hie und da erblickte man durch sie einen weißen Streifen — die Küste von Alt-England. Auch Lichter wurden sichtbar, zuerst zwei von den Leuchtthürmen, der Eingang in den Hafen von Dover, dann mehrere aus der Stadt selbst. Schiffe mit vielen Segeln flogen bei uns vorbei, still und gespensterhaft in der Morgendämmerung, dunkel und schattengleich wie riesige See-Ungeheuer mit ausgespannten Flügeln.

Bald wurde die Bewegung des Schiffes etwas ruhiger; unsere armen Kranken athmeten freier auf, und gegen halb 5 Uhr legte sich das Schiff an eine hohe Mauer außerhalb des Hafens, und uns wurde bedeutet, auszusteigen. Alle unsere Effekten mußten hier zurückbleiben, sogar kleine harmlose Nachtsäcke: wir sollten das alles später in dem Mauthgebäude wieder finden. Ich muß hier bemerken, daß, als wir gestern Abend Ostende verließen, der Steward jeden Reisenden ersuchte, ihm seinen Namen deutlich anzugeben. Ich mache Jeden darauf aufmerksam, dies pünktlich und gewissenhaft zu thun und sich so bald wie möglich in dieser Liste eintragen zu lassen. Wir erfuhren den Nutzen davon später bei Verabreichung unserer Effecten, wo der, so zuerst eingetragen war, auch zuerst befördert wurde.

Da standen wir denn auf Englands Küste an einem ziemlich trüben Morgen und wandelten dem innern Hafen zu, auf einem Kai, der zu beiden Seiten mit ungeheuern Quadern bedeckt war. Einige des Ortes kundige Engländer zeigten uns den ziemlich weiten Weg nach dem Mauthgebäude, sowie nach einer kleinen Taverne dicht daneben, die den stolzen Namen Grun-Hôtel trug. Schüchtern traten wir in den schmalen langen Hausgang desselben, der uns in eine Hinterstube führte, wo wir uns aber auf's Angenehmste überrascht fanden durch einen reichlich und vorzüglich besetzten Frühstückstisch. Da war Kaffee und Thee in großen

Kannen, hiezu Tassen wie Suppenschüsseln, und Zuckerstücke wie kleine Quadersteine. Auf großen Schüsseln war Brod und Butter, sowie ein unermeßliches Rostbeef, welchem neben dem gelben vorzüglichen Chester-Käse à Discretion zugesprochen wurde. Die leeren Mägen der Schiffsgesellschaft waren aber nicht allzusehr discret, und so verschwand das Aufgetragene mit unbegreiflicher Geschwindigkeit.

Durch dieses Frühstück vollkommen gestärkt, konnten wir uns getrost dem schwierigen Geschäfte der Erlangung unserer Effecten hingeben. Und das ist hier keine Kleinigkeit. In dem engen Gange des Mauthgebäudes standen wir, unserer fünfzig bis sechzig, dicht zusammengepreßt, und mußten warten, bis nach jener Schiffsliste, die ich vorhin erwähnte, aus einer schmalen Seitenthür unsere Namen aufgerufen wurden. Da galt es nun, sich hindurch zu drängen, und man mußte seine Ellbogen oft tüchtig mitarbeiten lassen, um ohne Zurücklassung seines Ueberrocks vorkommen zu können. War man einmal in dem Zimmer, so ging das Durchsuchen der Effecten leichter von statten; man machte nicht viele Schwierigkeiten und ließ sich nur einen Schilling per Stück bezahlen, um alles an die Eisenbahn nach London zu transportiren. Auch eine Copie des Reisepasses mußte man in einem andern Zimmer nehmen lassen, die aber später nicht abgefordert wurde.

Es war ein Expreß-Train, der uns von Dover nach London um den Preis von 22 Schilling führte. Nur Wagen erster Classe waren angehängt, und hier bemerkte ich zum erstenmal, daß man sich in einem großen Staat mit ebenso zweckmäßigen als einfachen Einrichtungen befand. Jeder mußte für sich selbst sorgen und nachsehen, daß das Gepäck richtig aufgeladen wurde; von einem Nachwägen desselben, von Aufkleben von Nummern war nicht die Rede. Der Bahnzug stand auf den Schienen, ein einziger Beamter dabei, sowie ein Packknecht, der sich erkundigte, wohin man

reise. Nach London! Augenblicklich klebt er einen Zettel mit dem gleichen Namen auf den Koffer und schiebt ihn in den Packwagen. Jeder sucht sich seinen Platz im Wagen selbst; man wird nicht bis zur letzten Minute in einen Wartsaal eingesperrt, man wird nicht von Bahnhof-Inspektoren und allen möglichen Beamten beaufsichtigt, es werden keine dreimaligen Zeichen gegeben, die Stunde der Abfahrt ist ja bekannt; der Reisende steigt in den Wagen, und wenn die Uhr schlägt, setzt sich der Zug in Bewegung.

Ich freute mich ungemein, meine Bekanntschaft mit den englischen Eisenbahnen durch die Fahrt auf einem Expreß-Train zu eröffnen, und fand mich in meinen Erwartungen hierüber keineswegs getäuscht. Natürlich ging es aus dem Bahnhof von Dover erst langsam, doch vermehrte sich die Geschwindigkeit schon in den nächsten Minuten auffallend; die Locomotive, schwer und hastig keuchend, zog scharf an, die Räder drehten sich immer rascher, und endlich flogen wir im wahren Sinn des Wortes dahin. Links hatten wir das Meer, rechts anfänglich Festungsmauern, dann weiße Felswände, die sich oft mit gewaltigen Kuppen quer über die Bahn ausstreckten und durch Tunnels durchbrochen waren, zuweilen auch Steingallerien bildend, gegen das Meer zu geöffnet; doch war die Bewegung so rasch, daß dabei Bogen und Pfeiler in einander verschwammen, und man nichts unterscheiden konnte, als eine Reihe lichter Punkte. Mit unbeschreiblichem Gerassel fuhr der Zug in diese Tunnels ein und flog nach wenigen Secunden wieder heulend hinaus.

Endlich verloren wir das Meer aus dem Gesicht, rechts wurde die Gegend ebenfalls flacher, und statt der sandigen Meeresufer und der weißen Felsen lachten uns von allen Seiten die frischesten Wiesen im saftigsten Grün, schön eingehägt, entgegen. Bäume, Häuser, Wege, Brücken flogen rechts und links, scheinbar in engern und weitern Kreisen, an uns vorbei. Das Terrain unmittelbar neben der Bahn verschwamm in einem Gemisch von Gebüsch,

Gras, Steinen, Blumen, und verwandelte sich auf diese Art in einen endlosen vielfarbigen Streifen. Bei den Stationen, wo wir, ohne anzuhalten, vorübersausten, ging es mit den Häusern, Wirthshausschildern, den Locomotiven und Wagen, die dort standen, und den Zuschauern, die uns so vorüberfliegen sahen, nicht anders. Erschreckt fuhr man hie und da mit dem Kopf zurück, wenn uns ein anderer Zug mit der gleichen Geschwindigkeit begegnete. Das dauerte freilich nur eine Secunde; aber dröhnender, gellender, knirschender und rasselnder habe ich in meinem ganzen Leben nichts gehört.

Je mehr wir uns London näherten, um so weniger hielt der Zug an und flog durch diese längern Stationen um so geschwinder. Endlich bemerkte ich, zum Fenster hinaussehend, daß der Bahndamm, auf welchem wir fuhren, eine große Curve nach links machte, und zugleich sah ich, daß derselbe, statt wie bisher aus Erde, aus lauter Bogen bestand, ungefähr wie die Lagunenbrücke in Venedig. Dann wurde er auch fast viermal so breit als bisher, Geleise waren oft acht bis zehn neben einander; die uns begegnenden Züge mehrten sich auf eine auffallende Art, oft zwei, drei, vier jagten in kurzen Distanzen bei uns vorbei; mit uns fuhren wieder andere, die jene kreuzten, und unzählbare Wagen aller Classen sah man in langen Reihen dazwischen stehen.

Zu unseren Seiten und vor uns erschienen jetzt Häuser, zuerst einzeln, dann in Gruppen von sechs, acht, alle von gleicher Bauart, mit den gleichen Dächern und Schornsteinen, wahre Häuserfamilien. Diese mehrten sich und wurden immer dichter; zuweilen sah man auch dazwischen ein einzelnes größeres Gebäude oder den langen Schornstein einer Dampfmaschine; wir hatten London erreicht, ohne von der Riesenstadt mehr zu sehen als ich eben gesagt. Die Gebäude waren fast alle von der gleichen Höhe, und durchgehends von Kohlenstaub und Rauch grau gefärbt. Vor uns lag ein wahres Meer ähnlicher Gebäude mit den gleichen

Dächern, den gleichen Schornsteinen, und je weiter wir fuhren, jemehr tauchten nun noch rechts und links neue Massen derselben auf. Darüber schwebte ein grauer dunstiger Himmel, Nebel, Kohlenstaub oder beides, nur unterbrochen von ungeheuren Dampfschornsteinen und deren Rauch, welcher von allen in gleicher Richtung schief aufstieg und einen langen dunklen Streifen bildete, bis dieser, am Ende lichter werdend, in dem allgemeinen Grau verschwand.

Jetzt hatten wir von Dover hierher 88 englische Meilen in zwei Stunden zurückgelegt und gelangten in den Bahnhof; der Zug hielt, das Gepäck wurde aufs Trottoir hingelegt, wo jeder sich das Seinige nach Belieben heraussuchen konnte. Eine lange Reihe Cabs fuhr langsam vorwärts, bis jeder seine Ladung, seinen Passagier nebst Effekten hatte, und rasselten dann in die Straßen Londons ein. Wir fuhren nach Stamford-Street, wohin uns ein Bekannter gewiesen hatte.

II.

Londoner Straßenleben.

Wenn ich früher mit wahrer Begeisterung von dem unendlichen Getreibe, dem vielbewegten Straßenleben der schönen und lieben Stadt Paris sprach, so sagte mir häufig ein Bekannter: gehen Sie einmal, namentlich während der Saison, nach London, und Sie werden finden, daß das Leben und Treiben der Pariser Straßen gegen die von London still und einförmig ist, ja Paris selbst gegenüber von London — eine Landstadt! — Darüber hatte ich gelacht. Was konnte lebendiger sein wie die Boulevards von Paris? Wo konnten sich mehr Wagen folgen und kreuzen als in der Rue Rivoli, in der Rue St. Honoré? Wo konnte es lustiger

und lebhafter sein als sonntäglich auf den Kais von Paris? Und doch hatte mein Bekannter recht mit seinem Vergleich zwischen dem Straßenleben der beiden Weltstädte! Das sah ich bei meinem Eintritt in Londons Straßen und während der Dauer meiner Anwesenheit staunend, aufs höchste verwundert mehr und mehr ein.

Um mit einemmal in den wild dahinfließenden Strom des Londoner Straßenlebens zu kommen, muß man, wie wir, vom rechten Themse-Ufer über die London- oder die noch viel stillere Blackfriars-Brücke in die City gelangen. Nehmen wir zu einer kleinen Beschreibung die Fleetstreet, den Strand Piccadilly, was freilich wohl die Hauptstraßen Londons sind, wo allerdings der größte Verkehr, das bewegteste Leben herrscht. Die Straßen sind ziemlich breit, die Häuser im allgemeinen nicht so hoch als die Pariser, fast alle von Backsteinen gebaut und alle im Lauf der Zeit von dem vielen Kohlenstaub dunkelgrau gefärbt. Es ist keine Fabel, keine Uebertreibung, wenn man von einer grauen dunstigen Wolke spricht, die fast immer auf den Dächern Londons ruht. Sehr bemerkenswerth, ja überraschend ist in dieser Beziehung der Anblick der Stadt von der Mitte der Blackfriars-Brücke. Wenn auch die Luft um uns herum klar zu sein, nichts zu enthalten scheint, so sieht man auf wenige hundert Schritte Entfernung schon einen feinen grauen Dunst, der sich auf der Themse, auf den Häuserreihen lagert. Durch diesen Dunst erscheinen die weiterhin liegenden Gebäude schon undeutlicher, und das geht, sich allmählig verstärkend, so fort, bis am scheinbaren Horizont eine dichte grauliche Wolkenschicht auf dem Häusermeer zu ruhen scheint.

Mir waren die unzähligen Dampfschornsteine, welche diese Massen von Kohlenstaub ausqualmen, in dieser Beziehung prächtige Nebelmesser. Der Rauch der Schornsteine, welche mir am nächsten standen, erschien tiefdunkel gefärbt an dem hellen Himmel, dann aber weiterhin näherten sich die beiden Farben auf-

fallend, der Himmel schien immer dunkler, der Rauch immer heller zu werden, so daß derselbe weit hinaus vor unsern Blicken sich kaum noch auf der allgemeinen Dunstmasse abzeichnete. Die prächtige Paulskirche mit ihrer riesenhaften Kuppel rechts, sowie die Westminster-Brücke mit dem neuen Parlamentshause in seiner reichen Bauart, mit seinen unzähligen Zacken und Spitzen sah ich, obgleich sie von meinem Standpunkt nicht sehr weit entfernt waren, selten oder nie in scharfen Contouren. Beständig schwebte etwas nebelhaftes über diesen beiden Bauwerken, beständig sahen sie wie leicht verschleiert aus; namentlich die schöne Kirche von weißem Sandstein gebaut, der aber hie und da fast schwarz gefärbt erscheint, sah zuweilen wie verwittert aus, oder als lägen Schneemassen zwischen ihren Pfeilern und Bogen. Wenn es auch komisch und übertrieben ist, was jener Franzose neulich behauptete, daß der Regen in London diese Mischung von Wasser und Kohlenstaub tintenartig herabflöße, so ist es dagegen wahr, daß es auch bei klarem Wetter keinen größeren Feind von feiner Wäsche gibt als die Londoner Luft. Wenn man außerordentlich sauber seine Wohnung verläßt, so hat man nicht zwei Stunden die Straßen durchkreuzt, und schon fühlt man Hemdkragen und Gesicht mit einem feinen schwarzen Staub bedeckt, der sich allerdings bei darauffolgendem Regen zu einer schwärzlichen Flüssigkeit constituirt. Daher ist auch der Luxus, den die Engländer, und am Ende jeder reinliche Mensch hier in London mit Wäsche treibt, kein wirklicher Luxus. Gilt es doch für das Feinste und Reichste, wenn eine Herrschaft ihren Kutschern und Bedienten weiße Tuchlivreen gibt, die man übrigens häufig genug in London sieht.

Die Straßen nun, von denen ich oben sprach, und durch welche uns fast täglich unser Weg führte, hatten zu beiden Seiten in den unteren Stockwerken der Häuser Laden an Laden. Auch sind breite Trottoirs da und merkwürdige Sachen genug

in den Gewölben aufgestellt, um mit Muße vor ihnen flaniren zu können. Aber die dichtgedrängten Schaaren von Spaziergängern, von Geschäftsleuten aller Art, von Fremden, von Neugierigen und Speculanten jeden Alters, jeden Geschlechts reißen uns unaufhaltsam mit sich fort; man würde den Versuch, hier als Klippe vor einem Laden dem allgemeinen Strom Trotz bieten zu wollen, mit einer baldigen Niederlage theuer bezahlen. Hier spaziert niemand gemüthlich auf und ab wie in den Straßen von Paris, oder betrachtet, wie dort, staunend die aufgestellten Herrlichkeiten; hier rennt jeder mit wilder Hast vorwärts, seinem Ziel entgegen, mit den Blicken weit voraus, um zu berechnen, wo er durch die Menschenmenge vor sich hier oder da am schnellsten durchkommen kann. Man geht nicht auf diesen Londoner Trottoirs, man rennt, man läuft; man will ja nur eine kurze Strecke auf ihnen zurücklegen, um von einem Hause ins andere oder in eine benachbarte Straße zu eilen, oder in einen Omnibus zu steigen, oder ein Cab anzurufen. Weitere Strecken zu Fuß zurückzulegen, fällt ja keinem Engländer ein; Zeit ist Geld! pflegt er zu sagen, und diese gewinnt er im schnellen Cab, ja schon im langsameren Omnibus.

Dasselbe Leben, das nun auf den Trottoirs herrscht, finden wir in größerem Maßstab auf der Straße selbst. Hier bewegen sich gewöhnlich vier Reihen von Wagen aller Art auf und ab; im Schritt, im Trab, wie es gerade der Raum vor ihnen erlaubt. Das solide Grundelement dieser vier Wagenreihen und die am meisten vorhandene Gattung ist der Omnibus, ein schwerer, breiter Kasten, im Innern für zwölf Personen eingerichtet; es sitzen dort gewöhnlich Damen; auf das Verdeck kommen ebenso viele Herren. Der Omnibus-Kutscher sieht in den meisten Fällen aus wie ein alter, etwas schäbig gekleideter Gentleman. Er hat den runden Hut ein wenig nach hinten auf dem Kopfe, zwei ungeheure Vatermörder rahmen sein ernstes, würdevolles, sanft ge-

röth.tes Gesicht ein. Sein Rock ist gewöhnlich unter dem Kinn zugeknöpft, an seinen Händen fehlen nie die unentbehrlichen Handschuhe; er führt Zügel und Peitsche gemessen, stolz, mit einer gewandten Nachlässigkeit, die ihn als Meister seines Fachs bekundet. So sitzt er, die Füße fest auf seinem Tritt aufgestemmt, fast stehend, vorne auf dem Bock, und hat rechts und links neben sich zwei Passagiere, die, so elegant sie auch sein mögen, gegen sein würdevolles Aussehen stark abstechen, da sie wegen zu hoher Bank die Füße kaum aufstemmen können, und so hin und her schlottern, und da namentlich die beiden äußern auf der im Verhältniß zum Wagenkasten zu breiten Bank so weit nach außen sitzen, daß sie fast mit dem ganzen Körper in der Luft baumeln.

Werfen wir uns in dieß Getreibe von Wagen, suchen wir auf einem Omnibus einen Platz zu erlangen, fahren wir z. B. zur großen Ausstellung. Ein Omnibus folgt dem andern, fast alle mit der Aufschrift: „Great Exhibition"; die Deichsel und Pferdeköpfe des zweiten am Wagenkasten des Voranfahrenden; in langen Reihen einer nach dem andern. Lange späht man vergebens — alles ist besetzt. Endlich erblickt man irgendeinen leeren Platz neben dem Kutscher, man schreit, der Omnibus hält mitten in der Straße. Aber rechts und links fluthen die andern Wagen, über diesen Aufenthalt ärgerlich, um so eiliger bei ihm vorüber, immer vorwärts. Man ist in der That einigemal nahe daran überfahren zu werden, ehe man den rettenden Omnibus erreicht. Jetzt steht man neben ihm und sieht den Kutscher und seinen Platz oben in schwindlicher Höhe. Der Conducteur winkt, man soll eilig hinaufklettern; ich schwinge mich auf den untersten Tritt, der Kutscher wirft mir einen alten Riemen zu, an dem ich mich halten kann, ich benehme mich einigermaßen ungeschickt, ich muß gestehen, aus etwas Angst, denn kaum bin ich halb droben, so fährt der Omnibus hinter uns, der eine Zeitlang gewartet, so nahe bei uns vorüber, daß ich schon fürchte, er nimmt mir ein

halbes Bein mit. Dabei trete ich einem, der schon droben sitzt, auf die Hühneraugen, gelange endlich auf meinen Platz, und der Omnibus wankt weiter. Der Kutscher, der eine Cigarre in dem Munde hat, greift an seinen Hut und fragt, ob mich das Rauchen genire. Ich zünde mir dagegen an seinem Feuer auch eine an, und betrachte mir mit Muße das unerhörte Schauspiel, das ich nun von meinem hohen Standpunkt aus ziemlich genau übersehen kann.

Wir fahren gerade Piccadilly hinauf, und fast bis zur Hyde-Park-Corner kann ich die Straße übersehen mit ihrem wunderbaren Leben. Sie ist im wahren Sinne bedeckt mit Wagen, Equipagen, Fuhrwerken aller Art. In langen, ziemlich geraden Linien fahren die unzähligen Omnibus mit einer ganzen Bevölkerung auf dem Verdeck; herrschaftliche Equipagen und schwerere Cabs ziehen an ihnen rechts und links in Reihen vorbei und kreuzen sich unaufhörlich mit den begegnenden. Leichtere Cabs mit sehr guten Pferden, die eilig sind, schlängeln sich mit unbegreiflicher Gewandtheit und Sicherheit durch die Wagenreihen; bald sieht man sie rechts auf der Straße, bald links, bald treiben sie ihr Pferd zur äußersten Anstrengung an, um noch schnell durch eine Lücke, die ihnen zwei Fuhrwerke offen gelassen, zu schlüpfen; oft pariren sie plötzlich vor einem unerwarteten Hinderniß hinter einem der kolossalen Omnibus, der auf einmal anhält, oder vor einem andern Wagen, der plötzlich in ihr Fahrwasser einbiegt. Und ganz dasselbe Leben, dasselbe Getreibe, das so mit uns dahinzieht, kommt uns auch entgegen: Wagen, Omnibus, einer hinter dem andern, oft zehn bis zwanzig der letztern, einer dem andern folgend.

Auf der ganzen Straße sieht man keinen Platz leer, und nicht so groß, daß ein Mensch dort stehen könnte. Auch Reiter eilen mit dem allgemeinen Strom vorwärts; meist im schnellen Trabe lenken sie ihr Pferd mit großer Gewandtheit durch all die

Hindernisse, die mit ihnen ziehen, die ihnen begegnen. Außer dem Rasseln der Wagen, das an sich schon bedeutend genug, hört man von den Omnibusführern und den Kutschern das immerwährende Geschrei: Bank! Bank! — Cab! Cab! Doch wird das erste Wort, welches bedeutet, der Omnibus fahre nach der königlichen Bank, mit seltenen Ausnahmen nur Bäck! Bäck! ausgesprochen. Die Fußgänger auf dem Trottoir sind glücklicherweise jeder fatalen Berührung mit den Equipagen enthoben; doch da letztere ihr Recht, auf dem Mittelweg so schnell wie möglich zu fahren, im vollsten Umfange behaupten, so ist es für den Fußgänger an manchen Stellen wahrhaft gefährlich, quer durch die Wagenreihen auf die andere Seite der Straße überzugehen. Man muß sich dabei sehr in Acht nehmen, um nicht überfahren zu werden, oft einem Wagen eine Strecke folgen, bis man in der Nebenreihe eine Oeffnung findet, durch welche man hindurchschlüpfen kann. Für Damen und Kinder ist diese Passage oft ganz unmöglich, und ich habe an der Ecke von Piccadilly schon Damen über eine halbe Stunde warten sehen, bis endlich ein herankommender Constabler galant genug war, sie hinüber zu führen. Ja eines Tages sah ich vor meinem Cab eine Familie: Vater, Mutter, einen Sohn von vielleicht vierzehn Jahren, die völlig in Verzweiflung gerieth, da der Knabe mitten im Wege beim Anblick der von allen Seiten heranrasselnden Wagen die Besinnung verlor, und wie in Krämpfen zusammenstürzte und laut hinausschrie, bis ihn der Vater auf seinem Rücken hinwegtrug.

Diese allgemeine Wagenfluth in den Straßen nun hat an sich schon etwas bewegtes, vielfarbiges. Die verschiedenen Equipagen in den verschiedenartigsten Bauarten, bald groß, bald klein, neben dem auf allen Seiten mit Anzeigen bedeckten Omnibus die reiche herrschaftliche glänzende Equipage, der Kutscher in goldbesetztem Frack, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, auf dem Kopf eine weiße Perrücke, darüber den dreieckigen Hut, in

vollem Trabe dahinfahrend, alles andere hinter sich lassend, vielleicht allein überholt durch einen Cabführer mit seinem zweiräderigen sonderbaren Fuhrwerk, das er von seinem luftigen Sitz aus lenkt, der hinten an der Decke seines Fahrzeuges angebracht ist, so daß er über dasselbe hinwegsehen kann. Er hat die beiden Vorderthüren seines Wagens geöffnet, und zwei Herren sieht man darin sitzen, ganz unbefangen plaudernd, während sie von dem schnellen Pferd durch die wirren Massen dahingerissen werden. Die soliden schwereren Miethwagen und Fiaker, ein- und zweispännig, fahren dazwischen ihren ruhigen Trab fort, und scheinen sich um nichts in der Welt zu bekümmern. Hie und da stockt die Linie plötzlich einen Augenblick, wenn vielleicht ein gar zu kecker Reiter sich dicht vor einem Pferdekopf durchdrängt, oder wenn einige Damen mit ihren Cavalieren sehr in's Gedränge kommen. — So eilt die ganze Masse: Reiter, Rad an Rad, Wagen an Wagen unaufhaltsam vorwärts, rasselnd und klappernd, lärmend und schreiend, eine einzige, eng zusammengekeilte Menge, brausend wie ein wilder Strom, der, zwischen Felswänden eingeengt, von den nachfolgenden Wassern unaufhaltsam vorwärts getrieben wird.

In diesem bewegten Leben nun sehen wir Erscheinungen, die, für uns unbekannt, unsere Aufmerksamkeit doppelt fesseln. Neben uns fährt eine neue Art von Omnibus; seine Sitze sind rings um den Wagen außen angebracht, so daß jeder Passagier ein kleines Cabinet für sich hat; aber im Ganzen sieht dieses Fuhrwerk aus wie der Transportwagen einer Menagerie. Man gafft die darin Sitzenden lachend an, und wer damit fährt, erregt, wie auch der Omnibus selbst, in den vielbewegten Straßen Londons ein gewisses Aufsehen. Vor uns biegt ein anderer Wagen ein, eigentlich nur ein Karren, von einem kleinen Pferde gezogen, voll der schönsten reifen Ananas: da liegen sie zu Tausenden über einander, strömen ihren süßen aromatischen Duft aus, und sie kosten, wie der Führer des Karrens mit lauter Stimme versichert,

ein bis zwei Schilling das Stück, je nach ihrer Größe. Dort hinten wankt uns ein merkwürdiges Fahrzeug entgegen: ein hoher Kasten mit weißem Papier überzogen, und auf demselben mit ellenlangen Buchstaben Ankündigungen der verschiedensten Art; neben feinster Sodaseife ein Panorama vom heiligen Land. Dicht vor den Köpfen unserer Pferde rasselt ein kleiner Wagen, auf welchem ein großes Faß liegt. Der Zweck desselben wird uns im nächsten Augenblick klar, denn sowie der Fuhrmann desselben an eine Stelle der Straße kommt, die anfängt trocken und staubig zu werden, so dreht er an einer hinten befindlichen Maschinerie, und in ansehnlicher Breite spritzt das Wasser hinten herab und benetzt die Straße. Man sieht diese Wasserfässer sehr häufig, und sie sind von großem Nutzen. Ich bemerkte das an einem Sonntag Morgen, wo sie, wie fast alles übrige, feiern, und wo sie ihren Todfeind, den aufwirbelnden Staub, von den Straßen, sehr zum Schaden unserer Augen und Lungen, Besitz nehmen ließen.

Auf den Trottoirs sieht man neben den Dahinwandelnden oftmals eine Reihe schwarzgekleideter Männer. Sie schreiten vorwärts in langsamem Schritt, als begleiteten sie Jemand zu Grabe, haben auch den Blick ernst zu Boden gesenkt; oft ziehen ihrer zehn bis zwölf hinter einander, aber jeder hat auf seiner Brust, sowie auf seinem Rücken eine lange Tafel herabhängen, gewöhnlich von grüner oder gelber Farbe, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht, daß z. B. in Vauxhall nächstens ein großes schottisches Fest stattfinden werde. Es sind wandelnde Anzeigen, diese armen Teufel; sie gehen Schritt vor Schritt, von Morgens bis in die Nacht, durch so viele Straßen wie ihnen möglich ist, aber sie erreichen ihren Zweck, oder vielmehr der, welcher sie gemiethet, denn sie erregen Aufsehen. Man bleibt stehen, wenn dieser sonderbare Zug bei einem vorüber kommt, und wenn man ihnen nachsieht, so liest man auch unwillkürlich die Anzeige auf

ihrem Rücken. Einen einzelnen Menschen mit ähnlichen weißen Schildern sah ich in der Gegend der Bank häufig, und er machte mir beständig einen traurigen, peinlichen Eindruck. Es war ein alter, sehr dürftig gekleideter Mann, dem der Hunger aus den Augen sah, und auf seinen Schildern stand zu lesen, daß in der und der Straße ein gutes Speisehaus sei, wo man für zwei und einen halben Schilling köstlich zu Mittag esse.

Zuweilen hört man auch in den Straßen eine auffallende Musik; man drängt sich durch und bemerkt eine Gesellschaft von Negern in weißen phantastischen Costümen, die seltsame Tänze aufführen zu einer noch seltsameren Musik, bestehend aus einer Trommel, einer Pfeife, einem Triangel und Becken. Kommt man aber näher, so sieht man, daß diese Neger durchaus nicht die so kenntliche Kopfbildung haben, auch tragen einige langes, glattes Haar, sogar Bärte, und einem schaute unter der wolligen Negerperrücke hellblondes Haar hervor. Es ist dieß eine Speculation, wie so Vieles in London. Vor langen Jahren trieb sich auf den Straßen eine Bande wirklicher Mohren in ähnlicher Beschäftigung umher, und da diese nach und nach ausstarben, so setzten die heutigen gefärbten Wüstensöhne jenes lucrative Geschäft fort. — Schweift der Blick über die Masse der Fußgänger an den Häusern hin, so erblickt man auch dort Sachen genug, die das Auge fesseln. Hier ist ein merkwürdiger dining-room, der einen ungeheuren Hummer repräsentirt; dort steht ein Indianer, das Tigerfell von den Schultern hängend, glänzende Federn auf dem Kopf, meist das Aushängeschild eines orientalischen Panorama, und an dem Hause fast gegenüber von Green-Park, wo sich die chinesische Familie sehen läßt, sind kolossale Bilder angebracht, welche in getreuester Abbildung diese chinesischen Ladies zeigen mit ihren unendlich aufwärts geschweiften Augenbrauen und unförmlichen kleinen Füßen.

Die Bevölkerung Londons, die Menge menschlicher Wesen,

die man sieht, wie sie sich amüsiren, wie sie nach Verdienst rennen, wie sie auf alle Arten ihr tägliches Brod zu verdienen suchen, ihr kleines Einkommen, und die man wieder sieht, wie sie dasselbe auf ebenso verschiedenerlei Arten wieder verausgaben, verthun, verjubeln, diese Volksmenge ist erschreckend, unglaublich, ungeheuer. Man mag die Riesenstadt von einem Ende zum andern durchstreifen, man sieht überall zahlreiche Menschengruppen, auch in den entferntesten Stadttheilen sind die Straßen belebt. Man mag an öffentliche Orte gehen, wo es Sehenswürdigkeiten gibt, und auf Spaziergänge, in die Parks, in die Locale, wo zum Tanz aufgespielt wird — überall Tausende von Menschen. Einen Begriff von dem, was hier in London ein nächtlicher Zusammenlauf des Volkes sagen will, bekam ich in den Tagen meines Hierseins in der Nacht, wo die Königin das Bankett in Guildhall mit ihrer Gegenwart beehrte. Schon am Abend vorher sah man zahlreiche Gruppen auf den Straßen, welche die Gasröhren bewunderten, die, zu zierlichen V und A verschlungen, zahlreich an den Häusern prangten, oder die großen Sterne hie und da, und die Anstalt zu Transparenten und dergl. mehr. Aber als nun am Abende des Festes selbst die Straßen der City in dem Glanze von tausend und aber tausend Lichtern strahlten, als die Königin gegen 8 Uhr Buckingham-Palast verließ und sich inmitten der Reitergarde nach Guildhall begab, da kam aus allen Häusern, aus allen Gassen und Gäßchen eine unzählbare Menschenmenge; da wimmelte es von dunklen Gestalten, die einander fortschoben, sich an einander drückten und drängten, mit den Armen in der gewaltigen Menschenfluth rudernd; die lachenden Gesichter aufwärts gekehrt nach dem Glanz der unzählbaren Flämmchen, die, zu allerlei Gebilden zusammengefügt, in Sternen, Säulen, Portalen, langen Guirlanden aus dem Dunkel des Abends hervorleuchteten. Die meisten Straßen hier herum waren für Fuhrwerke abgesperrt, und wo noch in dem unendlichen Gewimmel

eine Gasse für Omnibus und derartiges zum Verkehr Nothwendige offen geblieben war, da mußten all die Wagen im kürzesten Schritt fahren, denn vor den Pferden, zwischen den Rädern, überall purzelte und drängte die schaulustige Menge, alles wollte die Königin sehen und ihr reiches Gefolge.

Aber nicht nur in der Nähe von Guildhall war dies Getreibe auf den Straßen, standen die Menschen Kopf an Kopf gedrängt, nein, auch weite Strecken davon war das Gedränge ebenso groß, und am äußersten Ende langer Straßen, die hieher führten, stellte man sich auf die Fußspitzen, um einen Schimmer der Beleuchtung zu haschen und ein schwaches Hurrah zu vernehmen. Das Gedränge war wahrhaft fürchterlich; man wurde hin und her geworfen, wie von den Wogen des Meeres. Gutgekleidete Leute schrieen laut auf vor Angst und Alteration, und Weiber der ärmeren Classe sah ich ohnmächtig zusammensinken und nur unter den größten Anstrengungen unzertreten entfernen. Das dauerte so bis Nachts halb zwei Uhr, und als wir darauf müd und halb zerdrückt nach Hause schlenderten, hatten wir noch das Glück, dem Zuge der Königin zu begegnen, als sie von der Guildhall durch die Fleetstreet nach Hause zurückkehrte. Die Straße war taghell erleuchtet von illuminirten Fenstern und Portalen, sowie von einer Menge von Fackeln, deren rothe Flammen scharf contrastirten mit dem blauen Lichte des Gases. Die Horse-Garde, schöne Leute auf ausgesuchten Pferden, die sehr gut aussehen würden, wenn ihr Anzug einfacher, nicht so außerordentlich überladen wäre, machte Spalier und war kaum im Stande, mit ihren schweren Pferden eine schmale Gasse offen zu halten. Bald kam die Königin angefahren, tausendfaches Hurrah! Hurrah! brauste immer näher, weiße und farbige Tücher wehten aus den Fenstern, die dicht mit Zuschauern besetzt waren, die Volksmenge gerieth in Bewegung, die Pferde der Garden traten vor und zurück, so daß die Funken aus dem Pflaster flogen. Bald kamen fünf bis

sechs Hofgallawagen, die Livreen der Kutscher und Bedienten waren so mit Gold besetzt, daß man vom rothen Tuch fast nichts mehr sah, alles in Schuhen und Strümpfen, auf dem Kopfe die weiße Perrücke und den dreieckigen Hut. Dann kam Ihre Majestät selbst, an ihrer Seite der Prinz Albert; die Königin trug, wenn ich nicht irre, ein weißes, golddurchwirktes Atlaskleid, auf dem Kopf ein Diamanten-Diadem, das in dem Glanz der Tausende von Lichtern funkelte und strahlte. — Man sieht, ich habe mir hierfür den Styl der englischen Berichterstatter angewöhnt.

Etwas was mir aber in der That auffiel, war der Kutscher des königlichen Wagens. Dies war ein alter, ziemlich starker Mann mit schneeweißem und, wie ich glaube, natürlichem Haar; aber auf demselben hatte er statt des Hutes wie alle übrigen, eine schwarze Sammetmütze in der Form, wie Ludwig XI. von Frankreich sie zu tragen pflegte. Die Königin, die wegen des Gedränges nur im Schritt fahren konnte, grüßte freundlich, das Volk schrie in Einem fort Hurrah! Hurrah! und war augenscheinlich erfreut, seine Königin zu sehen. Hiezu die späte Nachtstunde, das harmonische Läuten sämmtlicher Glocken der City — das Ganze machte einen prächtigen, ergreifenden Eindruck.

Zu den Straßen Londons kann man unbedingt auch die Themse rechnen. Wenn der Verkehr auf derselben, bei der gewaltigen Breite des schönen Stromes, auch beim ersten Anblick, namentlich, wenn man von einer der Hauptstraßen zu den Brücken geht, nicht so außerordentlich lebhaft zu sein scheint, so ist er es doch bei näherem Betrachten; ja das Leben und Treiben auf der Themse ist im Verhältniß noch viel gewaltiger, noch viel reger als selbst auf den Hauptstraßen Londons. Eine Fahrt von der Westminsterbrücke bis nach Greenwich ist außerordentlich schön und belohnend. Die Ufer der Themse sind an sich todt und still gegen die Ufer der Seine in Paris, da die hiesigen keine Kaien haben, da hier die gewaltigsten Gebäude aller Art, wie z. B. das

Parlamentshaus, Sommersethaus, mit ihren riesenhaften Massen, von der Seite des Flusses, und ohne das Gewühl und Treiben der Menschen still und einsam vor unsern Augen liegen. Dagegen belebt der Schiffsverkehr auf der Themse den Fluß auf eine unglaubliche Art. Zur Zeit der Fluth trägt er bekanntlich die größten Schiffe aufwärts bis fast zur Londonbrücke, und da fängt auch der Mastenwald an wahrhaft imposant zu werden. Oberhalb dieser Brücke sind es die unzähligen Dampfboote, welche den lebhaftesten Verkehr unterhalten, und dem Fluß selbst ein bewegtes lustiges Ansehen geben.

An allen Brücken sind auf der linken Seite des Flusses Landungsplätze für diese kleinen Dampfboote; dabei befindet sich ein Büreau, und man löst sich eine Karte nach dem Ort, wohin man will, zu zwei, vier, sechs Pence. Jeden Augenblick schießt eines dieser kleinen Schiffe daher, doch muß man genau fragen, ob das Boot, das gerade anlegt, auch nach dem Ort fährt, wohin man will. Im andern Fall wartet man noch eine kleine Weile, ein zweites Schiff schießt durch die Brücke, peitscht mit seinen Schaufelrädern wieder eine kleine Strecke zurück, bis das erste Boot weggefahren ist. Aufwärts kommen ebenfalls zwei, drei, vier, und oftmals bleiben mehrere vor der Landungsbrücke liegen, bis dieselbe frei ist, oder landen zu mehreren neben einander, wo alsdann die Fluth der Passagiere, die von Minute zu Minute anwächst, sich auf alle Schiffe vertheilt. Bald darauf fahren die Boote wieder auseinander, theils aufwärts, theils abwärts; pfeilgeschwind schießen sie dahin, alle mit einer Menge Passagiere beladen. Sie haben oft eigenthümliche Namen, die kleinen Dampfboote; bald führen sie den der Gesellschaft, der sie angehören, und sind numerirt, wie z. B. Waterman 1. 2. 3. 4. u. s. w., oder das Schiff führt seinen eigenen Namen, darunter ganz komische, wie z. B. City-Stolz, Sonnenblume, Bienenkorb. Elegant und reinlich sind diese Wassermänner gerade nicht, im Gegentheil

ziemlich schmierig, was aber auch nicht anders zu erwarten ist, da die beständig wechselnde Menge von Passagieren mit schmutzigen Stiefeln auf dem Verdeck herumwandelt, und dasselbe nur verläßt, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Auch scheint der englische Gewerbsmann die Fahrtzeit auf den Themsebooten gerne zum Frühstücken zu benutzen, denn überall sieht man mitgebrachte Vorräthe verspeisen, und daher ist das Verdeck oftmals übersäet mit Papier, Bindfadenstücken, Orangenschaalen und dergleichen mehr. Seit dem Jahr 1820, wo es bloß vier Dampfboote auf der Themse gab, haben sich dieselben bis auf zweiundsiebenzig vermehrt, welche täglich den Strom auf- und abwärts einhundertzweiunddreißig Fahrten machen.

III.

Der Krystallpalast.

An einem der nächsten Tage nach unserer Ankunft in London eilten wir Morgens nach Fleetstreet, um Plätze auf einem der vielen Omnibus zu finden, die, wie die Aufschrift in großen Buchstaben besagt, nach der Great-Exhibition fahren. Aber vergeblich war während einer halben Stunde unser Schauen, unser Winken. Alles war besetzt, und so schlenderten wir denn langsam durch Fleetstreet, durch den Strand nach Piccadilly, immer dem Menschen- und Wagenstrom nach, der sich dort hinaus ergoß. Obgleich es eine Art Wagestück ist, von Blackfriars-Bridge nach Hyde-Park zu Fuß zu wandeln, unternahmen wir es doch gern, um auf diesem zwei Stunden langen Weg wiederum ein gutes Stück der Riesenstadt zu sehen. Langsamer kamen wir freilich vorwärts, als die unzähligen Cabs und Omnibus, die mit uns des gleichen Weges zogen, und am Ende von Piccadilly

machten wir noch einen kleinen Umweg, um durch den prächtigen Hyde-Park zum Ausstellungsgebäude zu gelangen. Wir wollten uns vom Anblick desselben, wenn es plötzlich vor unsere Augen träte, überraschen lassen. Endlich kamen wir auch in die Nähe, denn schon sahen wir rechts, dem Ende vom Green-Park fast gegenüber, die, man kann es nicht leugnen, ziemlich geschmacklose Reiterstatue des Herzog von Wellington. Der alte Herr ist angethan mit einem steifleinenen Mäntelchen, er sitzt auf einem langbeinigen Engländer und hebt den Arm steif und gleichgültig in die Höhe, während der Gaul mit seinem Schweife, vielleicht bedeutungsvoller, das gleiche Manöver vornimmt.

Jetzt hatten wir Hyde-Park erreicht und betraten ihn in wahrer Aufregung. Man fragt sich: ist der Anblick des Ausstellungsgebäudes wirklich ein so großartiger, riesenhafter, daß er den Erwartungen entspricht, die man, angeregt durch Beschreibungen und Abbildungen aller Art, sich davon gemacht hat? Man späht um sich, während man durch den Park dahin geht, man glaubt, der Krystallpalast müsse plötzlich, gewaltig dem überraschten Auge sichtbar werden; aber er hat sich hinter den Bäumen versteckt, man muß seine Neugierde noch einen Augenblick zügeln. Dorthin über die gelben Sandwege, über den grünen Rasen ziehen von allen Seiten Besucher in langen Linien, die sich in der Nähe des sogenannten Serpentine River, eines großen Teichs, zu einem einzigen buntfarbigen Strome vereinigen, der zwischen den mächtigen Bäumen verschwindet, die das Ausstellungsgebäude in nächster Nähe umgeben. Ueber die Wipfel dieser riesenhaften Ulmen sehen wir es jetzt emporragen, aber nur die Spitze des Daches. Wir sehen über das grüne Laubwerk hinweg hunderte von kleinen Fahnen im Winde flattern, in den Farben aller Nationen, die ihre Schätze dort niedergelegt. Endlich bemerken wir ein Stück des Daches selbst, eine zierliche Filigranarbeit; und wie nun die Sonne einen Augenblick zwischen den Wolken her-

vortritt, glänzt und funkelt es dort drüben, als seien wir im Märchen an den Ort gelangt, wo sich den gierigen Blicken des Wanderers plötzlich der verheißene Zauberpalast zeigt.

Jetzt fallen auch wir in die allgemeine Fluth der Neugierigen; wir ziehen mit der brausenden Menge unter den Bäumen, die uns noch immer mit ihren knorrigen, trotzigen Leibern die Aussicht verdecken. Endlich mündet der Weg auf einen freien Platz; wir sehen rechts die Fluth von Wagen, die mit uns demselben Ziele zugeeilt, in langen Reihen halten; vor uns breiten sich die Menschenmassen auf einem weiten Rasenplatze aus. Dort stehen unter vereinzelten Bäumen Zelte, Buden, zahllose Gruppen von Männern, Weibern und Kindern; viele Partien haben sich auf den Boden gelagert und nehmen ein frugales Frühstück ein; Constabler stehen dazwischen, Soldaten aller Arten mit der Dienstmütze ohne Waffen, und Grenadiere mit hohen Bärenmützen in den rothen, reich mit Gold besetzten Röcken, deren Wachtstube sich in dem weit gespannten Zelt unter einer Gruppe von Bäumen befindet.

Aber die Menge eilt vorwärts und wir mit ihr, hastig, immer schnelleren Schrittes. Jeder will zuerst das Ziel erreichen, das längst erwartete, das jetzt mit einemmale, aus Eisen und Glas gezaubert, märchenhaft vor unsern Augen steht. Ich wüßte keine Vergleichung für diesen Anblick; er ist unbeschreiblich groß und schön; die tausende von Säulchen und kleinen Bogen, welche das Langschiff bilden, bauen sich in den Etagen oder Terrassen des Hauses neben- und übereinander fort zur schwindelnden Höhe. Ueberall durchströmt das Licht diesen gewaltigen Körper; dort, wo die Scheiben durchsichtig geblieben sind, läßt uns eine wirre Masse von Farben aller Art die Schätze ahnen, die der Wunderbau enthält; wo man dagegen dem Glas mittelst eines Ueberzugs von weißem Zeug ein mattes Ansehen gegeben hat, namentlich auf dem Dache, sehen die tausende von Scheiben zwischen den

Eisentheilen von weitem wie eine feine Elfenbeinarbeit aus, von kunstreicher Hand zusammengefügt. Der gierige Blick schweift hinab bis zum Ende des Gebäudes, wo die Bauglieder immer undeutlicher werden und zuletzt alles nur noch aus feinen Strichen zu bestehen scheint, zwischen denen das Glas hie und da hervorblitzt, wenn ein Sonnenstrahl darauf fällt. Und über alles hinaus ragt der weite, glänzende, durchsichtige Bogen, der den Transept überspannt, mit seinem halbrunden Giebelfelde, der Kopf dieses Ungeheuers, von Glas und Eisen, der hoch emporgestreckt ist über die gestreckten Glieder des riesenhaften Körpers und aus tausend Glasaugen hinausschaut in die weite Gegend.

Die Tausende, die den Palast umschwärmen, sich in dunkeln Massen um die Ein- und Ausgänge lagern, hier in langen Zügen dahinströmen, dort eben so eilig wieder in's Freie hinausschwärmen, die mannigfaltigsten Klänge der menschlichen Stimme, die zumal fragt, schreit, befiehlt, bittet, klagt, das Rasseln der Wagen, die sich in endlosen Reihen heranwälzen, das gewaltige Gesumme, das dadurch rings um den Palast entsteht — alles dieß läßt das mächtige Glashaus als einen fabelhaften blau und weißen Bienenkorb erscheinen. Und er ist ja in der That ein solcher. Haben ihn nicht die kleinen Wesen, deren Tausende neben ihm in kleine Klumpen zusammenschmelzen, die so zwergartig die kolossalen Eingänge umschwärmen, aufgebaut und darin ihren besten Honig zusammengetragen, alles was sie mit gierigem Munde aus den Blumen der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und des Handels gesogen, jeder so gut er gekonnt, jeder sein Theil? Jedes Volk hat sich dort seine Zellen gebaut und darin das Schönste und Glänzendste niedergelegt, was es hervorzubringen im Stande war.

Und wir standen endlich im riesenhaften Gebäude und der Blick schweifte ängstlich umher, nicht wissend, wohin er sich wenden, wo er zuerst anfangen solle, wo zuletzt, was jetzt betrachten,

was nachher. Wir waren durch den östlichen Eingang hereingekommen und hatten vor uns das gewaltige Schiff des Gebäudes. — Ja, der Anblick ist überwältigend großartig! Er übertrifft alle Beschreibung, alle Erwartung. Aus dünnen schlanken Pfeilern und Bogen von Eisen bauen sich zur Rechten und Linken die kolossalen Wände leicht und zierlich in die Höhe; nirgends Mauerwerk, nirgends schwerfälliges Gebälk; wie ein glänzender Stoff spannt sich hoch über unsern Köpfen die strahlende Decke in unbegreiflich weiter Spannung. Und was wir so rechts und links und über uns in den ungeheuersten Verhältnissen sehen, setzt sich vor uns fort in einer so fabelhaften Länge, daß das Auge sich zu täuschen glaubt und man unwillkürlich meint, dort in der Hälfte des Gebäudes befinde sich ein riesenhaftes Gemälde, das uns eine künstlich gemalte Perspektive zeige.

Da wo wir stehen, sind wir im Stande mit dem Blicke der Construktion der Dachwölbung zu folgen. Wir sehen, wie sich das alles so leicht zusammengefügt hat, ein Eisennetz, dessen feine Maschen durch Glas verbunden sind. Eilt aber der Blick vorwärts, so verschwinden uns bald die Linien, die Pfeiler und Bögen bezeichnen. Die ganze Gliederung des Bauwerkes sehen wir nur noch in feinen Strichen in graublauem Ton angedeutet bis zur Hälfte des Gebäudes, wo das Querschiff, der Transept, mit seiner helleren Bedachung — das Langschiff ist mit mattem Glas gedeckt — mit seiner sprühenden Krystallfontaine, seinen riesenhaften grünen Bäumen, seinen fremdländischen Gewächsen, seinen glänzenden Statuen, in einem wahren Meere von Licht schwimmt. Dahinter setzt sich das Langschiff fort, aber undeutlich, grau, nebelhaft; selbst die reichen Stoffe, die darin hängen, mit ihrem glänzenden Roth, Blau, Grün, Gelb, verschwimmen in einander; es liegt, vom Eingang aus gesehen, wie ein feiner Duft auf dem Ende des Gebäudes. Es ist einem, als ob die Pracht, die uns hier von allen Seiten umgibt, dort hinten zur Sage, zur

Fabel verschwimme; man kann sich nicht denken, daß sich das Gebäude in Wirklichkeit bis an jenes Ende fortsetzt; das Ohr muß dem Gesicht zu Hülfe kommen, indem es erstaunt die mächtigen Klänge der großen Kirchenorgel auffaßt, die vom Ende des Gebäudes zitternd und gedämpft zu uns heranschweben.

Und welche Schätze sind in dem weiten Raume aufgestapelt! Man sieht aber nur Farben und Gruppirungen, keine Einzelnheiten. Man eilt vorwärts, verwirrt, betäubt, den langen Gang hinauf gegen die Krystallfontaine, gegen das Westende. Man scheint alles zu träumen, was man sieht; man wandelt wie im Schlafe und hat dabei angenehme, gleichgültige, oft auch schreckhafte Gesichte. Gleich zu Anfang fallen einem zwei buntgemalte seltsam verzierte Indianergestalten in die Augen, und die tättowirten tückischen Gesichter scheinen nach deinem Haarschopf zu schielen, eine Freude, die ich ihnen verdarb, indem ich sie durch Hutabnehmen grüßte. — In diesem Hauptgange des Langschiffes sind vorzüglich Kunstgegenstände aller Art, und namentlich Statuen aufgestellt, fast alles in den großartigsten Dimensionen, und doch, wie klein erscheinend im unendlichen Gebäude! Zierlich, ja unbedeutend stehen die Hofer'schen Pferde da, die Kiß'sche Amazone, St. Michael mit dem Drachen, eine riesenhafte Gruppe, ferner Gottfried von Bouillon und der kolossale bayerische Löwe von Hallwich in München, ein prächtiges Bildwerk. —

Es ist zu viel, es gehörten Monate dazu, um nur den vornehmsten Gegenständen die nothwendigste Aufmerksamkeit zu widmen; für den breiten Hauptgang allein brauchte es lange Tage des Beschauens, um fertig zu werden mit all diesen einzelnen Figuren, Reiterstatuen, Gruppen, Fontainen in Marmor, Bronze, Zink, gebrannter Erde, Gyps. Es wimmelt von riesenhaften Gebilden, Pferden, Drachen, wilden Thieren, menschlichen Gestalten in allen nur erdenklichen Stellungen, alle möglichen Leidenschaften ausdrückend. Und doch wie ruhig erscheinen diese Bild-

werke neben dem Farbenmeere zu beiden Seiten, wo die bunten Dessins der Seidenzeuge, Sammte, Teppiche, Baumwollenstoffe das Auge blenden, wo Tausende von Spiegeln, Tischen, Uhren, Kandelabern in Silber und Gold strahlen, wo überall blank polirte Klingen und Eisenwaaren der verschiedensten Art blitzen, wo goldgewirkte Schleier und Schärpen funkeln, hohe Pyramiden künstlicher Blumen einen ganzen Frühling hinzaubern, wo alles das durcheinander flimmert und die Sinne verwirrt! Und nicht bloß der Hauptgang ist zu beiden Seiten auf diese Art ausgeschmückt; rechts und links bilden die großen Nebenräume die reichsten Bazars für sich, wo man in großen Massen alles bei einander findet, was man vom Hauptgange aus nur in einzelnen Proben sieht.

Zu allem dem die tausende von Zuschauern, die in Gruppen hin und her wogen, hier schaarenweise einen Gegenstand umziehen, dort sich durch einander drängen und drücken; die verschiedenen bunten Trachten, die vielfarbigen Hüte der Damen, die Dienstmütze des Soldaten, der schwarz lakirte Matrosenhut, der türkische Turban, die kleine Mütze des Chinesen mit dem langen Zopf darunter, und das alles sprechend und lachend, Freude und Erstaunen ausdrückend, brausend wie ein gewaltiger Bergstrom, das Ohr eben so betäubend, wie das Auge von der Farbenpracht ringsum geblendet wird. Die gewaltige Menschenmasse ist in immerwährender Bewegung; das Langschiff hinauf und hinab zieht beständig die Strömung, und dazwischen stehen die riesenhafte Bildwerke wie Klippen, an denen die lebendige Fluth brandet, sich theilt, vorbeischießt, stehen bleibt und sich anhäuft. Lange Reihen der Zuschauer haben sich auf den Bänken niedergelassen, die hie und da angebracht sind, und starren mit überraschten Gesichtern in das Gewühl. In die Seitenräume hinein und wieder heraus strömt die Fluth, und man muß sich mit

fortreißen lassen, denn es ist unmöglich gegen diesen Strom zu schwimmen.

So durchzieht man denn im Fluge weite Länderstrecken, betrachtet den Gewerbsfleiß der Vereinigten Staaten und befindet sich gleich darauf in Rußland mit seinen gewaltsam erzeugten und darum unschönen Bronzen, Spiegeln und dergleichen künstlichen Blüthen fremder Industrie, erfreut sich aber an seinen prächtigen Naturschätzen, den wunderschönen Malachitstücken, zu Thüren, Säulen, Vasen verarbeitet. Durch den Zollverein, durch Oesterreich, Holland, Belgien reißt uns die Fluth nach Frankreich, dem prächtigen Frankreich. Wie strahlt und glänzt hier alles! Wie freundlich und graziös zusammengestellt blicken uns hier die seidenen und wollenen Stoffe an, vom feinsten Damenkleide bis zum dicksten Teppich! Wie herrlich die in allen Farben funkelnden Geschmeide, wie geschmackvoll die Bronzen! Alles zierlich, nichts unschön. Italien, Spanien und Portugal durchreisend nähern wir uns der orientalischen Zauberwelt und zugleich dem Transept, um dessen wunderbare Schönheit sich weislich die fernen Märchenländer Egypten und Türkei, China und Indien mit ihren für uns so seltsamen Erzeugnissen gelagert haben, mit ihren Gewändern und Waffen, die wir schon als Kinder in Bildern angestaunt, von denen jedes Stück für uns ein Gedicht ist, ein Märchen, eine Erzählung, die sich jetzt beim Rauschen der Stoffe von Damaskus, beim Glanz der Waffen und Geschmeide von Hindostan vor dem inneren Auge entwickelt.

Was der Transept ist, weiß jeder, auch daß er wunderschön sei, hatte ich vielfach gelesen, hatte ich mir oft erzählen lassen; und doch blieb ich überrascht, bezaubert stehen, als ich aus dem Hauptgang in das ungeheure klare Gewölbe trat, welches sich über ihn hinspannt. Das Auge, ermüdet von den tausend sich durchkreuzenden Farben, vom Glanz der Metalle und Steine, findet hier den wohlthuendsten Ruhepunkt. Aus der Halle, angefüllt mit

den Erzeugnissen aller Nationen, wo schon das flüchtige Beschauen zur Arbeit wird, tritt man in einen Feengarten, wo Palmen rauschen und Brunnen kühlen. Von der Krystallfontaine inmitten des Transepts und Langschiffes, die ihre klaren Wasser hoch empor wirft, wendet man sich am liebsten dem nördlichen Theile dieser ungeheuren Glasgallerie zu. Dort stehen hundertjährige Ulmen, die ihre weiten belaubten Aeste ungehindert unter diesem Glasdache ausstrecken. Unter ihnen hat man kleine Gärten angelegt, und hier wachsen Bananen und Palmen, auf schlanken Stämmen die zackige Blätterkrone tragend. Neben kleineren Fontainen sieht man eine ganze Ausstellung tropischer Gewächse.

Zwischen diesem Laubwerk, diesen springenden Wassern stehen die Statuen der Königin und des Prinzen Albert, und das alles ist wieder belebt durch Tausende von Zuschauern, die unter den Bäumen umherwandeln oder sich in großen Gruppen im anstoßenden Erfrischungsraum niedergelassen haben. Dorthin flüchtet sich jeder, der einige Stunden lang studirend oder bloß schauend weite Länderstrecken durchflogen hat; hier verschwinden fabelhafte Haufen von Backwerk und Sandwiches, hier knallen in einem fort die Pfropfen der Sodawasserflaschen, und an den riesenhaften Büffets ist ein Schwarm junger eleganter Frauenzimmer beschäftigt, mit löblicher Schnelligkeit die Bedürfnisse der in Massen anströmenden Hungrigen und Durstigen zu befriedigen. Aber wie überall geht auch hier alles ohne Störung, ohne Unordnung vor sich. Von polizeilicher Aufsicht keine Spur; die Constabler im blauen Rock und runden Hut, die so still und harmlos einherwandeln, thun gar nicht, als seien andere Menschen zugegen, und scheinen sich auf's emsigste nur mit den Erzeugnissen des Landes zu beschäftigen, wo sie sich gerade befinden.

Die Gallerien, die den Transept umgeben und geräumiger zu sein scheinen als die am Langschiff, sind immer mit Tausenden von Zuschauern besetzt, die auf amphitheatralisch gebauten Sitzen

auf das Gewühl zu ihren Füßen niederschauen. Und wenn wir hier unten ihnen zum Schauspiel dienen, so gewähren sie ihrerseits uns einen eben so interessanten Anblick. Die Masse Menschen neben und über einander dort oben, die alle so unbeweglich herunterschauen, bilden eine ebene buntfarbige Wand, wie an andern Punkten die Teppiche und Seidenstoffe. Hie und da erscheinen diese Gruppen wie künstlerisch geordnet und sind dann von sehr malerischer Wirkung. Ja wenn man weiter weg in den Mittelgang zurück tritt, glaubt man, dort oben seien riesenhafte Bilder aufgehängt oder Gobelins mit lebensgroßen, künstlich gewirkten Figuren.

Da wir nun einmal bei den Gallerien sind, wollen wir eine der Treppen hinaufsteigen, die zu denselben führen, nicht um die Ausstellungsgegenstände zu betrachten, die hier oben ebenfalls massenhaft zu sehen sind, sondern nur um einige Augenblicke auf den vielfarbigen Menschenstrom niederzublicken, der sich nun zu unsern Füßen durch das ganze Gebäude bewegt, durch alle Gänge durchfluthet, ein Anblick, unbeschreiblich, aber in der That großartig. So vielgestaltig sind die Gruppen, so beständig wechselnd, oft so gleichfarbig — wenigstens aus der Entfernung — mit den Erzeugnissen, vor welchen sie stehen, daß man oft glauben könnte, da unten, wo vor wenigen Sekunden der dichtgedrängte Haufen stand, werde auf einmal ein ganzes Waarenmagazin lebendig und folge dem allgemeinen Strome. Dort wimmelt alles durch einander und man ist einen Augenblick ungewiß, ob man ausgestellte Kleider, Shawls und Hüte sieht, oder von ihren Eigenthümern getragene. Unmittelbar zu unsern Füßen fließt der Strom ruhiger dahin, da er Raum hat in den Nord- und Südtransept, nach dem Ost- und Westende hin sich auszubreiten.

Uebersättigt vom Anblick der tausend und aber tausend Stoffe aller Art, der Werkzeuge und Geräthschaften zum Arbeiten oder zum Comfort des täglichen Lebens, flüchtet man sich so gern in

die stillen Räume des Orients, um beim Anblick der fremden und doch so wohlbekannten Schätze, die hier aufgehäuft sind, sich der Träumerei zu überlassen. Besonders war Indien im Gewühl des Krystallpalastes das Land meiner Erholung. Indien, in den ältesten Zeiten die Wiege der Kultur, der Industrie, hat uns auch jetzt gezeigt, daß es im Verhältniß seiner Bildungsstufe in seinen Erzeugnissen nicht hinter uns zurückgeblieben ist. Außer ihren prächtigen Stoffen, außer den kostbar eingelegten und zierlich gearbeiteten Waffen und Geschirren für Pferde und Elephanten haben die Indianer in kleinen, drei bis vier Zoll hohen Figuren ein treues, lebendiges Bild indischen Lebens gegeben.

Man sieht Künstler und Handwerker in voller Arbeit, sie bebauen das Feld mit seltsamen Ackergeräthschaften, sie mahlen das Korn in eigenthümlichen Mühlen, sie gehen spazieren unter großen Sonnenschirmen, sie lassen sich tragen von schwarzen Sklaven auf schwellenden, rothsammtenen, mit Gold gestickten Kissen, sie schwingen sich zu Pferd auf den mit Perlen besetzten Sattel, stehen in den schweren, reichverzierten Steigbügeln mit scharfem Speer und dem langen vergoldeten Gewehr, den Tiger und den Löwen zu erlegen, oder lagern auf dem Rücken des Elephanten, um unter dem mit Gold und Perlen überladenen Baldachin durch die wasserleeren, sonnverbrannten Ebenen zu ziehen. Und vieles, was wir hier in zierlicher Abbildung stehen sehen, befindet sich daneben in wirklicher Größe: das einfache Gewand der ärmeren Klasse, das reiche, seidene, in Farben und Metallen glänzende des Reichen, der weiße Mousselinanzug der Bajadere, der sich in tausend Falten um den schlanken Körper legt, neben dem reichen Kostüm des indischen Kriegers, bestehend aus dem feinsten Kettenhemd, der dunkeln Stahlhaube mit Reiherbusch aus den Federn des seltenen schwarzen und grauen Reihers, dazu der breite Dolch, Schwert, Schild und Lanze; daneben Pferdegeschirre und Ele-

phantenausrüstungen von Sammt, gestickt mit Perlen, Gold und Edelsteinen.

Es ist eine wahre Märchenwelt, diese indischen und türkischen Abtheilungen, ein Schauplatz der Geschichten aus Tausend und Einer Nacht. Hier könnten sich zahllose Sultaninnen kostümiren nebst einer ganzen Schaar von Dienern und Dienerinnen, und ihr Anzug würde nicht zurückbleiben hinter der phantastischen Malerei des orientalischen Erzählers. Nachts, wenn das gewaltige Glashaus todtenstill daliegt, sollen sie seltsam rauschen, flüstern und klirren, die Seidenstoffe, die schweren Stickereien, die alten Waffen; und dann ziehen sie wohl hinaus, um der Franken närrische Kostüme zu betrachten. Da mag sich der faltige Turban nicht wenig verwundern über den steifen schwarzen Hut, und wenn der reiche Kaftan irgend eines türkischen Großen eine Nase hätte, würde er sie unfehlbar zudrücken oder sich mit Abscheu abwenden, wenn er vor einem Makintoshlager vorbeischwebte. Aber die Engländer sind ein praktisches Volk, und da sie dergleichen Spuk nicht leiden können, so haben sie nicht fern von den morgenländischen Abtheilungen die kolossale Reiterstatue Gottfrieds von Bouillon aufgestellt, der im Begriff ist, sein Schwert zu ziehen. Dieser versieht dann nächtlicher Weile den Dienst der abwesenden Constabler; und er soll auch zuweilen in der Mitternacht sein weißes Haupt herumdrehen und ein marmornes Räuspern hören lassen, worauf es eingedenk der vergangenen Zeit ganz still wird im Orient, die Waffen nur noch verstohlen funkeln und leise klirren, die Seidengewänder furchtsam rauschen, und die weißen Kleider der Bajaderen sich nur noch langsam herumdrehen.

Man sieht an gewissen Punkten der Ausstellung vor gewissen Gegenständen zu allen Tageszeiten Neugierige in großen Schaaren zusammengedrängt. So sind namentlich die beiden Indianergestalten am Eingange, deren ich schon oben erwähnte, die Lust und der Schrecken der gesammten Jugend und der Damen aus den

untern Ständen. Auch Matrosen sieht man häufig dort, die ihren Freunden und den Umstehenden allerlei Entsetzliches erzählen von jenen abscheulichen Menschenfressern und ihrer schrecklichen Manier, den Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen. Ferner sind die ausgestopften Thiere von Plouquet aus Stuttgart so umlagert, daß man selten zu ihnen gelangen kann, und wenn die Stimme des Volkes die Stimme der Preisrichter wäre, so müßte Plouquet für seine Thiercarrikaturen, namentlich für seine Nachbildung des Kaulbach'schen Reinecke, einen ersten Preis bekommen. In den Zimmern, wo Leistler aus Wien seine prächtigen, nur zu reich verzierten Möbel aufgestellt hat, ist es auch nie leer. Man kann aber auch nichts Reicheres in Holzschnitzerei sehen, wie sie hier an jedem Stücke verschwendet ist. Nur zu viel, viel zu viel, und ich wäre wirklich begierig, das Gebäude mit seinen Treppen, Vorplätzen, Fenstern und Thüren zu sehen, in dem dieses Ameublement passend aufgestellt werden könnte.

Zum Koh-i-nur in seinem vergoldeten Käfig gelang es mir nur ein einzigesmal durchzudringen; die Damen aller Klassen sind zu begierig, dieses seltene Stück des kostbaren Steins, den sie so sehr lieben, in der Nähe zu betrachten. Der große Diamant steht auf drei goldenen Füßen auf einem Untersatz von Gußeisen und in einem doppelten Gittergehäuse. Man sagt, er werde nächtlicher Weile, um ihn vollkommen sicher zu stellen, durch eine Maschinerie in jenes gußeiserne Gehäuse versenkt und eingeschlossen, und diese Maschinerie sei so kunstreich eingerichtet, daß sich der Koh-i-nur bei unbefugtem Berühren des untern Gitters plötzlich in seine innern Gemächer zurückziehe und unsichtbar werde. Schon diese Sage hält vielleicht manchen Vorwitzigen vom Versuch ab, den Berg des Lichtes zu berühren.

An der Nordseite, westlich vom Transept, befindet sich die Ausstellung von Equipagen aller Art, und dieser Theil des Krystallpalastes ist von den Wißbegierigen der eleganten Welt stark

besucht. Hier stehen Wagen aller Art und von allen Größen, zwei- und vierräderig, bedeckt und unbedeckt, vom kleinsten Gefährt, um sich auf den weichen Sandwegen eines Parkes selbst zu fahren, bis zum schweren Reisewagen. Alle Gattungen von Fuhrwerken, alle erdenklichen Formen sind hier vertreten. Man sieht auch einen viersitzigen Wagen, bestimmt, schwer Erkrankte zu transportiren. Eine Dame, freilich nur eine Wachsfigur, liegt in demselben auf dem in doppelten Federn hängenden Sitz, und um diese Equipage ist das Gedränge der Neugierigen immer sehr groß.

Einer der interessantesten Punkte der Ausstellung, der Maschinenraum, wird mit der Wagenausstellung durch den Stand der Lokomotiven verbunden. Flüchtig eilt man zwischen diesen durch, die für den Sachverständigen von höchstem Interesse, für den gewöhnlichen Zuschauer aber Räthsel sind, zu deren Lösung er nicht Zeit und Weile hat. Höchstens bleibt man einen Augenblick vor kleineren Dampfwagen stehen, die für gewöhnliche Straßen gebaut scheinen; doch weiß ich nicht, ob man in England nach so vielen verunglückten Versuchen der Art noch Lust haben wird, neue anzustellen. Der Maschinenraum dagegen ist von Morgens bis Nachmittags gedrängt voll; er ist aber auch mit seinen arbeitenden Maschinen im Gegensatz zu der übrigen unbeweglichen Ausstellung ein gar unterhaltender Ort, abgesehen von der Belehrung. Was man sonst mühsam in vielen Fabrikstädten zusammensuchen müßte, findet man hier bei einander. Da stehen sie dicht gedrängt, die blank geputzten, zierlichen Bauwerke mit ihren gewaltigen Hebeln und Rädern, und von einem einzigen riesenhaften Dampfkessel gespeist, heben sich die Stangen in zahllosen Cylindern, drehen sich die Räder, seufzen die Pumpen, stoßen die Prägmaschinen. Die Behandlung der Baumwolle wird den Neugierigen gezeigt von der Spinnmaschine an, auf die der Rohstoff gebracht wird, bis dahin, wo er, zum feinsten Faden gedreht, auf die mechani-

schen Webstühle kommt, die vor dem erstaunten Auge den fertigen Stoff zusammenschlagen. Hier surren tausende von Spindeln, die Fäden der Kette heben sich gleichförmiger und geschwinder, als es die Menschenhand vermag, und das Gewebe rollt sich vor unsern Blicken wie durch Zauberei auf. Nebenan sehen wir eine Prägmaschine, die mit einem einzigen Schlage Denkmünzen aus Zinn hervorbringt, und dort arbeitet eine gewaltige Pumpe, welche mit pfeilschneller Umdrehung ihrer Räder eine unglaubliche Wassermenge in einem schmalen Behälter bis zur Decke hebt, wo dieselbe auf der andern Seite als breiter Wasserfall wieder herabstürzt, angestaunt von sämmtlichen Umstehenden. Weiterhin schafft eine Sodawassermaschine und bereitet das bei den Engländern so beliebte und so stark gebrauchte Getränk.

IV.

Vauxhall.

Nachdem ich den Lesern einen sehr flüchtigen Bericht über die Ausstellung gegeben, und hiedurch den Versuch gemacht, einigermaßen den Eindruck zu veranschaulichen, welchen dieses großartige Unternehmen, das wirre Getreibe auf mich gemacht, ist es mir unmöglich, zu etwas alltäglichem überzugehen, mit einer nüchternen Beschreibung aus der unendlichen Menge der Sehenswürdigkeiten Londons zu schließen. Ich muß zu etwas in seiner Art noch phantastischerem und aufregenderem übergehen; ich will die Leser deßhalb, um ein ermüdendes Tagewerk lustig zu beenden, nächtlicherweile in einen der vielen Gärten führen, wo sich die Londoner elegante Welt gewisser Classen aufs köstlichste amüsirt, und wo auch andere Menschenkinder an dem wirklich fabelhaften Leben einige Stunden lang Geschmack finden können. Wählen

wir das alte berühmte Vauxhall. Vornehmer ist es freilich in Surrey-Gardens; dort hat man brillantere Concerte, und nebenbei wilde Thiere, eine vortreffliche Menagerie. Aber Vauxhall gibt sich in dieser Saison erstaunliche Mühe, den Fremden etwas neues vorzusetzen, die Menge zu fesseln; auch ist dieser Garten wirklich einer der ersten.

Ich möchte den Leser, um von unten anzufangen, zuerst einen Augenblick nach Eagle-Tavern in City-Road führen, einem kleinen Etablissement ähnlicher Art in einem mit buntfarbigen Lampen illuminirten Garten, mit Statuen, kleinen Springbrunnen, allen erdenklichen Genüssen. Man bezahlt hier einen Shilling Entrée und sitzt unter grünen Bäumen bei den Auserlesenen des schönen Geschlechts; auch wird hier getanzt, eigentlich nur herumgehopst: es ist weder Walzer, noch Galopade, noch Polka, noch viel weniger aber jener schrecklich sündhafte Tanz, der dabei so unendlich graziös sein kann, und den die Pariser Can-Can nennen. Die schöne Welt, die man hier versammelt findet, ist wirklich schön zu nennen; herrlichere Mädchengestalten mit feineren blühenderen Gesichtern sieht man nicht leicht anderswo; aber es sind keine Französinnen. Sie verstehen es selten, ihrem Gewerbe einen eleganten, gut aussehenden Anstrich zu geben, sie sind was sie sind, und wollen für das gehalten sein, was sie sind. Dabei trinken sie sehr viel Gin, eine Mischung von Branntwein und Wasser.

Auch für Genüsse musikalischer Art ist hier gesorgt: in Eagle-Garden befindet sich eine große Orgel, welche zuweilen mit ihren tiefen dröhnenden Klängen lustige Lieder aufspielt. Auch ein Vocal-Concert fand statt, indem ein schwindsüchtig aussehender junger Mann vortrat, und zur Clavierbegleitung Schuberts Lied: „Ich komme vom Gebirge her“ abzusingen schien. Ob er es aber wirklich gethan, kann ich nicht behaupten, denn in dem allgemeinen Geklapper der Gläser und Teller, dem Lachen und Plaudern der Menge hörte man von dem Gesange nichts. Man sah den Sänger

nur hie und da den Mund öffnen und schließen, und dann und wann jauchzte das Forte-Piano eine Idee der Melodie krampfhaft hinaus. Das Beste übrigens war eine theatralische Vorstellung, die später stattfand. Das Schauspielhaus war elegant und zierlich, die Sitze in demselben mit rothem Sammet überzogen. Es wurde ein Ballet gegeben, und die Tänzerinnen — es waren ihrer wenigstens dreißig — so jung, so schön, so gut gewachsen und leicht bekleidet: es hätte sich kein Hoftheater daran zu schämen gebraucht. Sie stellten Nymphen vor und ähnliche leichtfertige Wesen, und da die Bühne sehr klein war und der Tänzerinnen viel zu viel auf einmal tanzten für diesen unbedeutenden Raum, so sah man, um Heine's Ausdruck zu gebrauchen, oft in der That nichts als Himmel und Tricot.

Wir wollen aber den Eagle verlassen, so lange es noch Zeit ist, das heißt, so lange es noch nicht zu spät ist für Vauxhall. Wir fahren über die Themse auf einer der ziemlich menschenleeren Brücken, gelangen nach dem rechten Ufer des Flusses, und kommen von Black-Friars nach Vauxhall-Road. Hier hört der lebhafte Verkehr der Londoner Straßen auf, und außer den Wagen, die mit uns des gleichen Weges fahren oder uns begegnen, bemerken wir wenig Getreibe auf den hier sehr breiten und ziemlich dunklen Straßen. Wir befinden uns in einer Gegend von London, die in vielen Beziehungen sehr verrufen ist, und wo es dem einsamen nächtlichen Wanderer unter anderm passiren kann, daß ihm von zarter weiblicher Hand Uhr und Börse wegescamotirt wird.

Jetzt sind wir an dem Eingang von Vauxhall, einer sehr finstern Hausthür, die uns in einen ebenso finstern Gang führt. Hier sind spärlich von ein paar Lampen erhellt einige Bureaux, wo wir zwei ein halb Shilling Entrée bezahlen — ein Gulden und dreißig Kreuzer rheinisch. Wir nehmen unsere Marken und eilen dem Garten zu. Plötzlich treten wir aus dem dunklen

Gang, von dem ich eben sprach, in einen weiten, feenhaft erleuchteten Raum, aus dem uns schmetternde Musik entgegenschallt und das Gesumme Tausender von Menschenstimmen. Man bleibt geblendet stehen bei dem Anblick, den man vor sich sieht. Es ist ein Garten; aber Bäume, Sträucher, lange gerade Alleen, Schlangenwege, Boskets, Lauben, Grotten sind nachgebildet durch unzählige Lämpchen mit Flammen in Roth, Gelb, Blau, Grün, Weiß. Von dem Eingang, an welchem wir stehen, führen breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbung aus so dicht zusammengesetzten Lichtern besteht, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermasse aussieht. Von ihr herab hängen phantastische Kronleuchter, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet, auf deren Armen lange weiße Gasflammen brennen. Vor uns ist ein geräumiger Platz mit Bäumen; auf demselben erhebt sich ein freistehendes Bauwerk in den Formen eines türkischen Kiosk, nach allen Seiten offen; seine Säulen, Gewölbe, Treppen, das Dach, sind aus feurigen Linien gebildet, und um ihn herum befindet sich ein kleiner Garten, dessen Gebüsche und vielfarbige Blumen aus ebenso vielfarbigen Glaskugeln bestehen. Zwischen den grünen strahlenden Blättern blicken dunkelglühende Rosen hervor, auf schlanken Stengeln biegen sich weiße glänzende Lilien, und hie und da zwischen diesen Feuerblumen stehen wirkliche Gesträuche, deren Blätter auf die seltsamste Art von dem Farbenmeer rings herum angestrahlt werden. Tausende von Menschen erfüllen diesen weiten Raum, wandeln zwischen den Feuergallerien, sitzen in Restaurationen und lauschen den Klängen der verschiedenen Musikchöre, die oft, dem Auge unsichtbar, in einer dunkeln Waldpartie spielen. Bei jedem Schritt, den wir in den Garten thun, zeigt sich uns etwas neues, ungeahntes. Dort erblicken wir ein großes Panorama, wir sehen das wogende Meer, ein gestrandetes Schiff, dessen Wrack und die gebrochenen Masten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen werden. Am Ufer

lagert eine Seeräuberbande, in ihrer Mitte die Passagiere jenes Schiffes, verzweifelnde Frauen, gefesselte Männer.

Wir folgen einer Biegung des Weges und verlieren uns in dunklen Gartenpartien; auf einmal stehen wir auf einem weiten Rasenplatze mit Gittern eingezäunt, an dessen Enden sich ein stolzes mittelalterliches Schloß erhebt mit Zugbrücken und Thoren, auf den Zinnen flattern buntfarbige Fahnen, die Fenster sind, wie bei einem Bankett, hell erleuchtet, vorn am Gitter stehen zwei drohende Rittergestalten, die uns den Eintritt verwehren. Machen wir aber auch, um Gotteswillen, keinen Versuch uns dem fabelhaften Schloß zu nähern! Wir sind in einem Zaubergarten, und dem Vorwitzigen würde es schlecht ergehen. Nicht als ob ihn Drachen oder wilde Thiere ergreifen würden, sobald er dieses Thor überschreitet — gewiß nicht! aber all das Schöne, was er vor sich sieht, würde plötzlich verschwinden, denn — es ist nichts als eine gemalte Decoration. Wenden wir uns lieber zur linken Seite, wo das geräuschvolle Leben erstorben zu sein scheint, wo noch vereinzelte Wanderer gehen, wo die glänzende Illumination in zwei Reihen von Lichtern endet, die eine uralte, dichtverwachsene Baumallee nur schwach beleuchten. Eine feurige Inschrift am Eingang dieses Weges sagt uns: Wer seine Zukunft zu erfahren wünscht, suche die Prophetin auf! Wir folgen dieser Mahnung und treten den geheimnißvollen Gang an durch den immer düsterer werdenden Waldweg. Freie Plätze, die sich rechts und links öffnen, zeigen seltsame Unthiere, welche Wasserstrahlen hoch emporwerfen; alles ist hier still und wunderbar. Melancholisch plätschert das Wasser und erscheint durch tiefhängende Lampen blau gefärbt, bei deren falbem Lichte wir eine Grotte entdecken, in der die Sibylle über ihren Büchern brütet, während vor ihr auf dem Dreifuß der unheilvolle Trank siedet; alles dieß jagt uns einigermaßer Schrecken ein. Schnell wenden wir uns ab und folgen dem Weg, der zur Wahrsagerin führt. Endlich

finden wir dieselbe in den Ruinen eines maurischen Schlosses, und als wir schon vor ihr stehen, um unsere Handfläche betrachten zu lassen, fällt uns ein, daß wir zu wenig Englisch verstehen, um ihre dunklen Orakelsprüche, die sie in dieser Sprache ertheilt, begreifen zu können. Beschämt eilen wir davon, zurück zu den belebteren Partien des Gartens, wo die Sodawasserflaschen knallen, wo Musik erschallt, wo die Sherry-Cobbler servirt werden, wo man tanzt und lacht, alles Sachen, die wir ohne Kenntniß der Landessprache vollkommen begreifen und mitmachen können.

Nachdem sich hier jeder eine halbe Stunde lang belustigt so gut er kann, namentlich eine große Masse einem humoristischen Vortrag zugelauscht, den ein feingekleideter Herr von den Fenstern des obenerwähnten türkischen Kioks hält — und der Vortrag muß sehr amüsant und witzig sein, denn die Menge lacht häufig laut hinaus — drängt sich alles einem großen Thore zu, der Reitbahn von Lejars und Cuzent, deren Productionen man, ist man einmal im Garten, gratis anschauen darf; das heißt, umsonst gelangt man in die unteren Räume, die Stehplätze, doch ist hier ein wahrhaft fürchterliches Gedränge, und man sieht sich schon genöthigt, einen Shilling weiter zu bezahlen, um auf den Gallerien einen Platz zu erhalten. Der Circus ist auf's brillanteste eingerichtet, von ziemlicher Größe, bedeckt, mit angenehmen Sitzen und sehr schön beleuchtet. Aber die Gesellschaft Lejars-Cuzent ist das nicht mehr, was sie vor einigen Jahren war, wo sie Aufsehen in Deutschland machte und Wien entzückte. Lejars selbst ist in Petersburg gestorben, und Paul Cuzent, der oftmals sein eigenes vortreffliches Orchester selbst dirigirte, kam nicht zum Vorschein; vielleicht aber auch, daß sie an diesen Vauxhall-Abenden des billigen Eintritts wegen nicht ihre ganze Truppe in's Feuer führen.

Es war wenig, was sie uns zeigten, im Ganzen immer die alten Geschichten: Mademoiselle Laura stehend reitend, über Bänder springend, Mademoiselle Mathilde das Gleiche noch viel ärger,

und Mademoiselle Pauline wieder das Gleiche am allerärgsten. Die Herren jagten auf ungesattelten Pferden, sprangen durch außerordentlich kleine Reife vor- und rückwärts, und Bajazzo machte dazwischen seine gewöhnlichen Späße. Das Ganze dauert eine kleine Stunde, und dann strömte alles wieder in die Gärten zurück. So mochte es fast Mitternacht geworden sein, und ehe das unentbehrliche Feuerwerk abgebrannt wurde, besahen wir noch einige der Merkwürdigkeiten, die uns bisher entgangen. Da war ein kleines Theater im Freien, auf welchem physikalische Experimente ausgeführt wurden; nicht weit davon sah man lebende Bilder, und neben diesen wurden wir durch eine Aufschrift bebelehrt: hier seien orientalische Zimmer zu sehen mit türkischen Herren und türkischen Ladies. Die Gemächer, worin sich die Muselmänner befanden, waren ziemlich reich, auch wohl theilweise im türkischen Geschmack eingerichtet; aber ob die Bewohner derselben ächt waren, kann ich nicht beschwören, doch saßen sie langweilig genug auf ihren Divans. Die Herren strichen ihren langen Bart, und von den Ladies war eine sehr wohlbeleibt, hatte auch recht feurige Augen, und die Unterlippe herabhängend wie eine ächte Türkin.

Endlich wurde zum Beginn des Feuerwerks geläutet, und augenblicklich strömte alles einem großen Thorbogen zu am Ende des Gartens, hinter welchem ein großer Platz war, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Dieser Thorbogen, von der Breite eines kleinen Tunnels, hatte den Zweck, auf seinem Gewölbe ein kleines Amphitheater zu tragen, von wo man das Feuerwerk bequem ansehen konnte, dessen Plätze aber wieder einen Shilling extra kosteten. Die englischen Kunstfeuerwerke sind bekannt und berühmt wegen ihrer Mannichfaltigkeit und der Präcision, mit welcher die einzelnen Stücke gearbeitet sind. Das von heute Abend war außerordentlich schön und gelang vollkommen. Zuerst stiegen eine große Menge Raketen des schwersten Calibers empor bis zu

einer fabelhaften Höhe, neigten sich oben zierlich, und sprühten unzählige Sterne in dem glänzendsten Farbenlichte aus, in Roth, Grün, Gelb, Weiß, von einer Gluth und einem Glanze, wie ich nichts ähnliches gesehen. Auch Fallschirm-Raketen waren darunter, und wenn die weiß leuchtende Kugel derselben so langsam herabsank und den Garten mit seinen Gebüschen und Bauwerken rings umher und all die tausend gaffenden Gesichter taghell beleuchtete, dabei die Schatten dieser Menschenmenge in den sonderbarsten Gestalten hinter uns an die helle Wand warf, so jauchzte alles laut auf, und dieses Jauchzen endete gewöhnlich mit dem Geschrei: Hut ab! Hut ab! welches den Vorderstehenden galt, die mit ihrer Kopfbedeckung den Hinterstehenden die Aussicht versperrten. Dann stiegen Leuchtkugeln gegen den dunklen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben, Sonnen prasselten, Schwärmer zischten, Frösche knallten, und all dieß Feuerwerk durcheinander bildete die schönsten Figuren und Gebilde, bald riesenhafte Sterne, kleine Tempel, Feuerregen, glühende Wasserfälle und dergleichen mehr.

Den Beschluß des Ganzen machte die Illumination eines ungeheuern Schlosses, das am Ende der Wiese hoch hinaufgebaut war. Zuerst sah man die Architektur dieses Gebäudes, seine Thore, Fenster, Säulen, Balcone mit einemmal glänzend in weißem Feuer aufstrahlen; dann wurde das Schloß beschossen, zahllose Raketen und Leuchtkugeln flogen hinein, rothe, blaue, grüne Flammen entzündeten sich überall; das Ganze gab eine einzige gewaltige Feuersbrunst, Mordschläge krachten, Feuerströme rauschten von allen Seiten herab, und jetzt in diesem allgemeinen Flammen-Chaos hätte jeder deutsche Zuschauer, ja jeder Franzose, ein befriedigendes Ende des Ganzen gefunden; aber hier in England mußte noch etwas extra kommen, etwas in der That außerordentlich nervenaufregendes, und das war — ein junges schönes Mädchen in weißem silberglänzendem Kleid, die an einem der bren-

nenden Fenster des Schlosses sichtbar wurde, und pantomimisch zu verstehen gab, sie befinde sich in der größten Noth, wie diesem Feuermeer zu entfliehen sei. Ich muß gestehen, daß auch ich einigermaßen unruhig über das Schicksal der armen Person war. Nicht so die Masse der Schaulustigen. Alles klatschte in die Hände und stand erwartungsvoll da; jetzt trat das Mädchen aus dem Fenster hervor, und nun bemerkte ich, daß von demselben ein schwankendes Seil quer bei dem brennenden Gebäude vorbei bis zur höchsten Zinne desselben gespannt war. Dies betrat sie mit sicherm Schritt und ging in einer Höhe von vielleicht vierzig Fuß über dem Boden durch die ganze brennende Wirthschaft hinauf und hinunter. Von allen Seiten zischten die Raketen toller wie je, flogen die Schwärmer um sie herum, und man glaubte jeden Augenblick, einer der Millionen Funken, unter welchen sie dahinschritt, würde auf ihr Kleid fallen, dasselbe anzünden und sie würde elendiglich verbrennen oder vor Schrecken herabstürzen; so etwas geschieht auch zuweilen hier — heute Abend kam aber glücklicherweise kein Unfall vor. Das Mädchen wandte sich lächelnd zu der gaffenden Menge, grüßte von dem brennenden Fenster noch einmal freundlich herab, und verschwand dann hinter dem Gebäude.

Das Feuerwerk war zu Ende, der Platz lag bald wieder in tiefer Dunkelheit, nur hie und da glimmte noch eine halbverbrannte Hülse, und die Zuschauer strömten abermals in die Gärten zurück, in die Restaurationen, auf die Tanzplätze; die verschiedenen Orchester spielten lustige Weisen, und nun — es war Mitternacht vorüber — begann der Ball, welcher für die Tanzlustigen bis Morgens vier Uhr dauerte.

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Wien.

Vielleicht gefällt es dem geneigten Leser, ein kleines, übersichtliches Bild zu erhalten von der ersten großen laudwirthschaftlichen Ausstellung in Wien, und indem ich dieses, wenngleich nur skizzenhaft, zu entwerfen versuche, werde ich mir gewiß nicht erlauben, in alle möglichen eisernen, irdenen, hölzernen, todten und lebendigen Details eingehend, die Geduld des Lesers zu ermüden. Den wirklich schönen Arrangements dieser Ausstellung zu Liebe will ich aber versuchen, alles, was ich in zwei mal vier Stunden ziemlich mühsam erlebt und gesehen, so knapp und übersichtlich wie möglich zusammenzustellen: ich kann nicht mehr für den geneigten Leser thun und hoffe deßhalb auf freundliche Nachsicht.

Werfen wir uns heute, wo Wien der Ausstellung wegen von Fremden überfüllt ist, am Stephansplatze in den Wagen eines der intelligenten Fiaker, ohne ihm das Ziel unserer Fahrt anzugeben, so wird er fragen, ob Se. Gnaden nach dem Augarten wollen. Fahren wir also nach dem Augarten, wo die Ausstellung ist. Die Wiener Fiaker sind die gleichen geblieben; sie führen uns in einem rasenden Tempo dahin. Wir überholen Omnibus, Einspänner, ja, herrschaftliche Equipagen, wir fliegen an den Läden vorbei, bald rechts, bald links biegend, in einer ewigen Schlangenlinie, wo sich gerade eine Oeffnung zeigt, um mit Mühe und Noth zwischen anderen uns entgegenstürmenden Equipagen durchzukommen, und dabei können wir nicht unter-

lassen, erstaunt zum Wagenfenster hinaus zu blicken, ob nicht eines unserer Räder irgendwo hangen geblieben ist; ich möchte die Behauptung wagen, daß es hier Fälle gibt, wo man kaum ein Blatt Papier zwischen die Achsen zweier sich begegnenden Wagen einschieben kann. Und doch hört man selten oder nie von einem Unglück. Jeder Kutscher vertraut auf die Geschicklichkeit des anderen, das zu Fuß gehende Publicum beeilt sich nicht einmal allzu sehr, dem warnenden Oje! folgend aus dem Wege zu kommen, und die in den Hauptstraßen, und namentlich an Ecken, wo der Strom der Equipagen unglaublich ist, aufgestellten Fuß-Gensd'armen spazieren gemüthlich auf und ab und geben auch ihrerseits den Kutschern noch Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit im Ausweichen zu bekunden.

So haben wir denn in weniger Zeit, als man braucht, dies niederzuschreiben, den Augarten erreicht, jenen stillen, schönen, von den Wienern sonst so sehr vernachlässigten Garten, der aber heute wie umgewandelt ist. Vor dem Eingangsthor stehen lange Reihen von Fiakern und herrschaftlichen Wagen, und ein Strom von Schaulustigen drängt sich dort hinein; ein armer Kerl, der uns die Wagenthür öfnet, ist zugleich unser Schutz gegen die Ueberforderung des Fiakers und sehr zufrieden mit ein paar von den Kreuzern, die wir diesem weniger bezahlen.

Ehe wir unter den Thorbogen des Eingangs treten, fällt uns die eigenthümliche bekannte Inschrift an demselben ins Auge: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." Und dieser Schätzer war der Kaiser Joseph, der in dem Pavillon des Augartens gern einige Sommermonate zubrachte und in den schattigen Gängen des eigenthümlich schönen Parkes seine Audienzen zu geben pflegte.

Wir schreiten über den mit alten, jetzt wieder so frisch grünenden Bäumen besetzten Vorplatz; dort haben wir die Casse und sind gleich darauf vermittels zweier Zwanziger im Besitze einer

Einlaßkarte und eines Katalogs. Wir treten durch einen provisorischen Gitterzaun, haben vor uns den einstöckigen kaiserlichen Pavillon, an welchem im rechten Winkel zwei provisorische Ausstellungs-Gebäude stoßen. Doch beginnt die Ausstellung schon gleich hinter dem erwähnten Gitterzaun; wir sehen da zierliche eiserne Gartenmöbel, ganze Etablissements ähnlicher Art, bestehend aus einem Zelte, wie aus Rohrstäben gemacht, mit lustigem, weißem und rothem Dach, kleinen Sopha's, Fauteuils und dergleichen; wir bemerken prachtvolle Vasen aus gebrannter Erde mit lebenden Aloen und sonstigen Pflanzen, und alles das hier und da zwanglos vertheilt, wie es wohl ein Besitzer in seinem Parke zu machen pflegt; erst wenn wir näher kommen, gewahren wir an den Zetteln, womit diese Sachen behängt sind, daß wir Ausstellungs-Gegenstände vor uns haben.

Wenden wir uns nach rechts, nicht aus Wahl, sondern der vernünftigen Ordnung gemäß, daß der Strom der Beschauer, ohne sich zu kreuzen und zu begegnen, gleichförmig durch die namentlich etwas enge Blumen-Ausstellung geleitet wird.

Ein alter Invalide mit Medaillen auf der Brust, im grauen Rock, die Brille auf der Nase, sitzt behaglich in einem Lehnstuhle unter einer prachtvoll blühenden Azalea und regelt mit wenigen Worten und einigen freundlichen Handbewegungen den Strom der Beschauer. Jeder folgt gern seinen Winken, denn es wäre unverantwortlich, den alten Mann von seinem behaglichen Plätzchen aufstehen zu machen. Treten wir also in das einen kleinen Garten darstellende Glashaus. Blühende Pflanzen und Blumen ringsumher, zierlich gezackte Blätter, sich über den Häuptern der Zuschauer neigend, und wohin man blickt, dichte Massen aller möglichen Farben; unschuldiges Weiß, brennendes Roth, sanftes Blau, Violet, Rosa, Gelb begegnen unsern Blicken, wohin wir das Auge wenden. Dort haben wir auch kleine Palmen und sonst von jenen für uns so fremdartigen Pflanzen, zwischen deren

schlanken Stängeln und schmalen, spitzen, so träumerisch auf- und abwiegenden Blättern wir mit einiger Phantasie die blauen Wellen der Südsee durchschimmern zu sehen glauben. Ein kleines Glashaus im Glashause zeigt uns üppige Orchideen-Familien, sie brauchen zum Gedeihen eine feuchte, dunstige Atmosphäre, und daß diese dort herrscht, sehen wir an den Schweißtropfen des erhitzten Glases; dafür sind aber auch die Pflanzen prachtvoll aufgeblüht aus ihren faulen Baumstämmen und zeigen jene Blume, welche, mit schillernden Farben bedeckt, in ihren höchst eigenthümlichen Formen offenbar den Uebergang der Pflanze zum Insekt bildet — sehen wir nicht dort förmliche Schmetterlinge, ja, so täuschend nachgebildet, daß man glaubt, sie werden sich in die Luft erheben, so wie man sie von dem Stängel der Pflanze trennt? Es ist das hier ein kleines Stück Urwald mit seinen prachtvollen Blüthen und seinen Schrecken, stets umflattert von Damen in Kleidern, eben so farbig wie die Orchideen, umgaukelt von glänzenden Augen, die schlangenartig mit ihrem Blicke nach dem harmlosen Wanderer hinüberspielen. — Deßhalb weiter. Verlassen wir das Gewächshaus, entfernen wir uns aus dem Gewühl.

Der ehemalige kaiserliche Pavillon, den wir jetzt erreicht haben, nimmt uns auf; aus der Poesie der Blumenwelt fallen wir plötzlich in die nüchterne Alltäglichkeit und haben gleich vor uns jene riesenhafte Weinflasche, die schon auf der Pariser Welt-Ausstellung figurirte, und welche, wie ein Arithmetiker ausgerechnet, Stoff genug enthielt, um ein ganzes Regiment bunter Zuaven grau zu färben. Hier haben Nieder- und Ober-Oesterreich, Steiermark, Salzburg und Tyrol ihre landwirthschaftlichen Producte aufgespeichert; aufs zierlichste arrangirt sehen wir Garben von Halmfrüchten, ausgelegtes Getreide aller Sorten und zwischen diesen blonden Boden-Erzeugnissen rothbackige Aepfel neben Flaschen-Pyramiden mit den buntesten Vignetten, die uns die kostbarsten Tropfen der Monarchie auf unseren guten Glauben bauend anpreisen.

In dem Mittel-Pavillon sehen wir eine sehr gelungen arrangirte Niederlassung der vorzüglichsten Bierbrauereien; die zierlichen Fässer sind mit nassen Filzplatten umgeben, damit der Stoff so kühl als möglich erhalten bleibe, und neben diesen Gefäßen mit einfachen Hahnen erblicken wir complicirte Bier-Hebewerke, wo auf einen Druck mit der Hand das Getränk aus den tiefer liegenden Fässern aufsteigt und ins Glas sprudelt. Gegenüber diesem Etablissement hat die Central-Direction der Tabaks-Fabriken sämmtliche Tabaks-Sorten in mächtigen Blattmustern ausgelegt, — ein sinniges Arrangement: Tabak und Bier. Es würde einem guten Trinker gar behaglich in diesen Räumen erscheinen, wenn nicht das zum schönen Bunde so nothwendige Dritte fehlte: die Kühle nämlich; aber sie mangelt gänzlich in dem dichtgedrängten Zuschauerschwarm, mit dem wir unaufhaltsam fortgeschoben werden. Dort sehen wir auch mit einigem Erstaunen die Erzeugnisse einer Buchhandlung: Karl Gerold hat prachtvoll eingebundene Werke landwirthschaftlichen Inhalts aufgestellt.

Weiter. Wir lassen Mähren und Schlesien hinter uns und eilen an den Erzeugnissen der österreichischen Zucker-Raffinerien vorbei; Zuckerhüte in allen Formen, ja, einige in so riesenhaften Dimensionen, wie draußen die Weinflasche, mit einer candirten Kaiserkrone. Vorbei; wir gelangen nach Ungarn und Siebenbürgen, jenen herrlichen, fruchtbaren Ländern, von wo uns die letzten Vorposten unserer deutschen Brüder Grüße gesandt haben, aus Riesen-Exemplaren von Kartoffeln, Runkelrüben und kolossalem Weizenbrode bestehend. Eilen wir durch Böhmen und Galizien, Krakau, Slavonien, Croatien, Kärnthen, Krain, durch die Lombardei und Venedig; da liegt alles zierlich geordnet neben einander, was der reiche Boden dieser Länder hervorbringt — eine Beschäftigung von Stunden für den aufmerksamen Beschauer, eine unmögliche Arbeit für den Beschreiber. Da sind die Wände bedeckt mit blanken Sensen und blau angelaufenen Sicheln, in

zierlichen Figuren zusammengestellt; da sehen wir Dreschflegel und hölzerne Rechen, von Weitem sich als etwas Außergewöhnliches darstellend und sich erst beim Nähertreten in die harmlosen Acker-Geräthschaften auflösend; da erblicken wir Mehl und Feldfrüchte, Erbsen, Linsen und Bohnen; da sehen wir Speckseiten, vor deren kolossaler Mächtigkeit wir überrascht stehen bleiben; da wechseln hölzerne Löffel und hölzerne Näpfe und Kübel mit irdenen Schüsseln in allen erdenklichen Formen; da bemerken wir Kleider der Landbewohner von Kärnthen und Krain aufgehängt, weiße Gewänder, aufs reichste mit rothen Schnüren verziert; da wissen wir am Ende gar nicht mehr, was wir alles sehen, da schauen wir eine Buttermaschine, die ein neugieriger Beschauer vor unseren Augen herumdreht, oder das Modell einer Egge und eines Pfluges.

Wir werden durch die Säle gedrängt, oft nichts mehr sehend als unsere Vordermänner, zuweilen nach Luft schnappend; wir machen es auch vielleicht wie diese und greifen mit der Hand in ein zartes, wolliges Schafvließ oder in lang herabwallenden, glänzenden Flachs; und nun sind wir endlich am Ausgange der Producten-Ausstellung angelangt und purzeln die hölzernen Treppen hinab auf den freien Platz hinter dem kaiserlichen Pavillon und sagen leise: Gott sei Dank! Denn hier stieben die Zuschauer nach allen Seiten auseinander und lassen uns Raum, um mit mehr Behaglichkeit die um uns her aufgestellten schönen Arbeiten aus gebrannter Erde aus der Fabrik des Herrn Brausevetter zu betrachten. Dieselben sind zierlich und mit großem Geschmack ausgeführt, alle Artikel zeigen die Hand des Künstlers und überraschen daneben durch die Wohlfeilheit ihrer Preise. Man findet da alles, was man namentlich zur Verzierung von Gärten braucht, kleine zierliche Blumen-Einfassungen, Vasen in allen Größen und Formen, Säulenschäfte mit Figuren zur Aufstellung in Gebüschen, Balustraden, Pflanzenkörbe, Statuetten

von 1 Fuß Höhe bis zur Lebensgröße. Nebenan sind Modelle aller möglichen Bienenkörbe aufgestellt, von Stroh, von Holz, von Glas, — letztere besonders interessant, da sie uns einen Blick gewähren in das geheimnißvolle und doch wieder so geregelte Treiben dieses fleißigen Volkes. Die emsigen Thierchen schwärmen auf und zu, und da es uns in unserer Jugend gelehrt worden ist, die Biene zum Vorbild zu nehmen, so folgen wir ihnen auch heute, und zwar recht gern, denn die meisten richten ihren Flug nach den prächtig grünen Alleen des schönen Gartens, bei deren Anfang wir sogleich von der interessanten Ausstellung aller möglichen Holzarten aufgehalten werden.

Hier hat Siebenbürgen, Ungarn, insbesondere Slavonien, in Holzdurchschnitten und Bohlen wahrhaft Ueberraschendes geliefert; wer kann sie nennen, alle die Holzarten, die wir hier bald in natürlichen, bald in polirten Abschnitten sehen? Zwischen ihnen vertheilt bemerken wir Geräthschaften der Forst- und Obst-Cultur vom kleinen zierlichen Oculirmesser an durch die Rubriken der Sägen, Beile, Aexte hindurch bis zu jenen riesenhaften eisernen Ketten, die zum Bäumeausreißen benutzt werden; Baumstämme in wahrhaft phantastischen Formen sind dort aufgestellt, mit förmlichen Höhlen und Schlupfwinkeln aller Art für Vögel und Raubwild, wobei es einigermaßen einen melancholischen Eindruck macht, verschiedene ausgezeichnete Bälge jener armen Waldbewohner über den Denkmälern des Schauplatzes ihrer ehemaligen Thaten aufgehängt zu sehen. Auch ein ausgestopfter Wolf prangt in dieser Sammlung, mit gläsernen Augen den Vorübergehenden anstarrend.

Es war eine glückliche Idee, die Ausstellung dieser Hölzer in einer der grünen Alleen zu veranstalten. Da liegen sie die mächtigen Tannen, neben dem Grün ihrer noch lebenden Brüder, angeblickt von dem tiefblauen Himmel, in den sie einst hineingeragt; da stehen Durchschnitte slavonischer Eichen von 8½ Fuß

Durchmesser, Trümmer von Riesenleichen, schüchtern angeblickt von den zarten Zweigen der Buchen und Kastanien, welche umher wachsen; da hüpft ein Rothkehlchen von dem kleinen Aste herab, wo es sein Nest baut, und spaziert, gewiß mit sehr vielem Erstaunen, auf einer eichenen astlosen Bohle umher, die in 60 Fuß Länge unsere Bewunderung erregt.

Am Ende der Allee, wo sich die Ausstellung dieser Hölzer befindet, sehen wir ein Gerüst aufgebaut, um das sich stets eine Menge Neugieriger versammelt, und wir finden dort etwas, das des genauen Betrachtens auch vollkommen werth ist. Herr Boucherie aus Frankreich zeigt hier sein Verfahren, um Hölzern durch Imprägniren mit Kupfervitriol eine ewige Dauer zu geben; derselbe hat schon auf der Weltausstellung in Paris einen großen wohlverdienten Preis erhalten. Wenn man bedenkt, daß die eichenen Schwellen unserer Eisenbahnen bei günstigen Bodenverhältnissen kaum eine achtjährige Dauer haben, so drängt sich uns bei der steten Vermehrung dieser Verkehrsanstalten der Gedanke eines gänzlichen Holzmangels auf, dem unsere Nachkommen nicht entgehen würden und dem das Verfahren des Herrn Boucherie siegreich entgegen arbeitet. Vermittels Blei- und Kautschukröhren läßt er die Kupfervitriol-Masse einfach durch den Druck eines erhöhten Reservoires in den Stamm eindringen; es ist interessant, zu sehen, wie vor dem fremden Eindringling sich zuerst der natürliche Holzsaft entfernt und am andern Ende des Stammes heraustropft; ihm folgt der Vitriol, und die Imprägnirung wird so lange fortgesetzt, bis auch dieser endlich herausläuft. Damit ist das Verfahren beendigt, und das Holz erhält eine unglaubliche Festigkeit, von welcher Proben vorlagen. So eine Schwelle von imprägnirtem Buchenholz (bekanntlich eine Holzart, welche im natürlichen Zustande nach 2—3 Jahren gänzlich zerbröckelt und verfault), die nach beigefügtem Zeugnisse bereits 8 Jahre auf der Pariser Nordbahn gedient, nicht nur äußerlich vollkommen

unversehrt war, sondern auch durch Anschlagen einen hellen, klingenden Ton von sich gab.

Um nicht die Geduld des Lesers zu ermüden, reißen wir uns von dieser wahrhaft interessanten Abtheilung der Ausstellung los, durchkreuzen ein paar Alleen und kommen auf ein Rondel, wo sich rechts und links in Käfichen die Repräsentanten der Hühnerwelt vor unserem Blicke zeigen. Da sehen wir neben dem deutschen gemüthlichen Hahn, der zufrieden mit seiner schillernden Federpracht die hingeworfenen Körner aufpickt und dabei mit gravitätischem Gackern seine Hühner zur Theilnahme auffordert, seinen Bruder von echt hinterasiatischem Vollblut, Hähne aus der Cochinchina-Race in ganz außergewöhnlicher Größe. Schön sind diese Thiere nicht, ja, sie haben mit ihrer gewölbten Brust, ihren zottigen Federn, ja, mit dem ganzen plumpen Körper auf den übermäßig langen und starken Füßen etwas Mißgestaltetes; vor Allem hasse ich persönlich ihr unaufhörliches Geschrei — Krähen kann man es nicht nennen, denn es sind Töne, welche die Mitte halten zwischen denen eines kleinen zornigen Hundes und dem heiseren Geheul eines Schakals. Ob ihre Zucht für uns ergiebig sein wird, muß die Zeit lehren; mir thäte es aber leid, wenn durch diesen hochmüthigen, ungeformten Eindringling das biedere Volk unserer Hühner nach und nach verdrängt würde. Nebenan erregte ein echt englischer Streithahn die Aufmerksamkeit der Beschauer. Es war augenscheinlich ein rauflustiger, unverschämter Geselle mit nacktem garstigem Halse und mordlustigen Blicken; nach Art anderer, vierbeiniger Raubthiere schien ihn eine ewige Unruhe in seinem Käfich hin und her zu treiben, ja, zuweilen prallte er mit emporgesträubten Federn gegen die Wand desselben, wenn sich von einer stillen Hühner-Familie nebenan ein sanftes Gackern vernehmen ließ.

Im Allgemeinen vermag dieser Theil der Ausstellung unsere Aufmerksamkeit nicht besonders zu fesseln, denn vor uns haben

wir eine der interessantesten Partieen, in welcher wir mit vielem Behagen umherflaniren. Es ist in der Hauptallee des Augartens die wirklich prachtvolle Maschinenausstellung, zwischen den grünen Baumwänden unter dem tiefblauen Himmel einen so schönen und eigenthümlichen Anblick bietend. Da stehen sie vor uns in einer imposanten Reihe, die riesenhaften, mit bunten Farben bemalten, fremdländischen und österreichischen Locomobilen. Wir glaubten uns auf einen Bahnhof versetzt zu sehen, wenn wir nicht statt Tender- und Personenwagen hinter den beweglichen Dampfmaschinen seltsame Ungeheuer auf Rädern bemerkten, durch diese mit langen Riemen in Verbindung gesetzt, welche sich uns bei näherem Betrachten als riesenhafte Dreschmaschinen ausweisen. Aus den Schornsteinen der Dampfer steigt der Rauch zwischen den grünen Bäumen in die Höhe, zuweilen zischt weißer Dampf empor, und wenn wir auch sehen, daß die Räder des Untergestells durch Keile sorgfältig am Boden befestigt sind, so treten wir doch unwillkürlich mit vielem Respect zur Seite, wenn nun auf einmal ein gellender Pfiff ertönt und sich darauf die Kolbenstangen langsam in Bewegung setzen, die Schwungräder sich zu drehen beginnen und plötzlich mit unerhörtem Sausen und Klappern die angehängte Dreschmaschine ihre Functionen beginnt.

Lange können wir uns nicht von dieser interessanten Wagenburg trennen und würden länger, als unsere Zeit uns erlaubt, hier verweilen, wenn uns nicht ein anderes Schauspiel nach einer neben der Haupt-Allee gelegenen Wiese gewaltsam zöge. Dort arbeitet eine andere Dampfmaschine und zeigt uns die in Brünn erfundene Universal-Pumpe, welche, wie die Inschrift besagt, dreißigtausend Eimer Wasser in der Stunde zu schöpfen vermag; es ist ein Saug- und Druckwerk, aus großen Kautschuk-Schläuchen construirt, deren Luft durch Zusammenpressen entfernt wird, worauf sie sich augenblicklich mit Wasser füllen, welches sie auf einen vielleicht zwanzig Fuß hohen Thurm befördern, von wo die

Wassermasse in einem Strahle von etwa vier Fuß in das unten befindliche Bassin niederplätschert. Daneben befinden sich Handpumpen ähnlicher Construction, welche von den wißbegierigen Zuschauern häufig in Bewegung gesetzt werden, so ihre eigenen Kleider und die der umherstehenden gaffenden Menge angenehm und reichlich bespritzend. Im weiten Kreise um diese Pumpen bemerken wir eine fabelhafte Menge von Ackermaschinen aller Art, Geräthschaften zum Aufreißen und Bebauen des Bodens, von solchen mörderischen Eigenschaften, daß es der armen Erde wirklich angst werden könnte; künstliche Pflüge, Eggen, Säe- und Dreschmaschinen, daneben Futter- und Rübenschneidstühle, die ein Kind vermittels des großen Schwungrades ganz gemächlich in Thätigkeit bringen kann.

Alle Eisen- und Messingtheile dieser verschiedenen Geräthschaften sind auf's blankste polirt, das Holz in bunten Farben angemalt, was ein wahrhaft verwirrendes Durcheinander gibt. Nimmt man dazu die zahllose Menschenmenge, die sich überall umher treibt, namentlich viele Damen mit hellen Kleidern, die große Masse der Neugierigen aller Stände, von denen Einzelne hier einen Schneidstuhl in Bewegung setzen, dort das Schwungrad einer Dreschmaschine drehen, daneben einen Pflug zu probiren trachten, weiter hinten Wasser pumpen und sonstige Kurzweil treiben, dann das glänzende Sonnenlicht, welches auf alle dem blendend strahlt und funkelt, nebenan in der Haupt-Allee das Pfeifen, Sausen nnd Klappern der Dampf- und Dresch-Maschinen, so wird man es begreiflich finden, daß wir uns sehnen, dieses sinnverwirrende Getreibe zu verlassen, und wahrhaftig froh sind, den Besuch der Ausstellung in jenem Departement beschließen zu können, wo uns Mutter Natur freundlich in ihre Arme nimmt, nämlich in der Abtheilung der Pferde, der Ochsen und Kühe, der Schafe und Schweine. An den beiden letztgenannten Thiergattungen eilen wir flüchtig vorüber; das sanfte Geschlecht der

Schafe mit ihren feinen wolligen Vließen liegt ruhig wiederkauend da und vermag uns mit seinem gemüthlich-dummen Gesichtsausdruck nicht zu fesseln. Was die Schweine anbelangt, so haben wir eine gewisse Aversion vor ihnen, und wenn wir auch mit dem Dichter einverstanden sind, daß ihr Fleisch im Kraute etwas außerordentlich Angenehmes ist, so können wir uns mit dem lebendigen nicht befreunden, namentlich hier, wo wir beklagenswerthe Opfer vaterländischer Speckspeculation von 7½ Centner im Gewicht vor uns sehen, unförmliche Fettklumpen, die nicht mehr auf ihren Beinen stehen können, ja fast unfähig sind, ihre Augen zu öffnen.

Eilen wir vorüber, diesmal im wahren Sinne des Wortes der Nase nach; es ist uns gerade, als bestiegen wir eine Alp; süßer Heugeruch und der angenehme, erinnerungsreiche Duft der Kühe dringt uns entgegen. Wenige Schritte noch, und wir haben den interessantesten Theil der Ausstellung erreicht. In einem großen, zierlichen, von allen Seiten offenen Gebäude sehen wir Abtheilungen aus weißem Holze und in ihnen die prachtvollsten Exemplare europäischen Rindviehes; es ist wirklich eine Erholung, hier spazieren zu gehen. Da schauen sie uns so gemüthlich an mit ihren großen, schönen Augen, die lieben Kühe, und wenn wir sie streicheln, wie es alle Beschauer zu thun pflegen, so tönt uns aus dem breiten, nassen Maule ein behagliches Brummen entgegen; dabei thut uns die außerordentliche Sauberkeit so wohl, die hier herrscht; aus blendend weißem Holze sind die Einfassungen der Stände, Ketten und Halfter blank geputzt und untadelhaft wie das Stroh, auf welchem die Thiere liegen. Wo aus einem angehefteten Placate ersichtlich war, daß ein Exemplar durch seine Schönheit dem Herrn die silberne oder bronzene Medaille verdient, da war natürlich der Zudrang der Schaulustigen am stärksten, und wenn man diese preisgekrönten Stiere, Ochsen und Kühe sah, um die Hörner den Blumenkranz, den aalglatten Körper mit bunten

Bändern verziert, wenn man bemerkte, wie sie von kleinen und großen Händen freundlich gestreichelt wurden, alsdann den Kopf erhoben und behaglich mit dem Schweife wedelten, so konnte man fast auf die Vermuthung kommen, ein solches Thier müsse die Auszeichnung selbst fühlen, die ihm zu Theil geworden.

Manche derselben waren schon in der Pariser Ausstellung gewesen, hatten dort schon Preise erhalten. Für ihre Wärter, die so mit einem Male aus den stillen Thälern Tyrols und Steiermarks nach den beiden Weltstädten versetzt wurden, muß das ein eigenthümliches Gefühl sein, und es mag ihnen später doch ungewohnt vorkommen, wenn sie nach all dem Glanz und all den Festlichkeiten wieder daheim in ihrer gleichförmigen Alltäglichkeit sind; da werden sie an langen Winterabenden beisammen sitzen und den Bekannten erzählen von dem fremdartigen Getreibe, von den Tausenden geputzter Menschen, die sie und ihre Thiere betrachtet und bewundert, werden schließlich aber doch sagen, was auch ich mir zu denken erlaube, daß es wohl höchst amüsant ist, zuweilen dergleichen Ausstellungen beizuwohnen, aber das Lohnendste davon, wenn man sich später bei den Seinigen über all das gesehene Schöne aussprechen kann.

Doch sind das Gedanken, die sich für einen rechtschaffenen Reisenden nicht ziemen, die er wenigstens unterdrücken muß, weil ihm sonst allerhand Phantasieen kommen könnten, die durchaus in eine heitere gemüthliche Beschreibung nicht passen. Betrachten wir lieber nochmals diese Wärter und Wärterinnen, meistens schöne, malerische Gestalten. Dort jenen schlanken Tyroler mit dem spitzen Hute, dem breiten Gürtel, den kurzen Strümpfen, wie wir ihn auch bei uns auf den Messen zu sehen gewohnt sind; jene kräftige Mädchengestalt aus Steiermark, mit dem ausdrucksvollen Kopfe und den blonden Flechten, die so spielend ihren Eimer handhabt und, während sie ein Liedchen vor sich hinsummt, gewiß an die fernen Berge ihres Heimatlandes denkt; vor Allem aber sehen

wir uns diese kecken Ungarn genauer an, mit ihren kühn geschnittenen Profilen, den dunkelglühenden Augen, schwarzen Haaren und emporgewichsten Schnurrbärten; auch ihre Tracht ist für uns originell genug; die weißen Gatyen, die verschnürten Spencer und die aufgekrempten Hüte mit den langen Bändern. — Bei dieser Besichtigung sind wir durch Tyrol nach Steiermark gekommen und haben jetzt die Abtheilung „Ungarn" erreicht, wo sich uns vor Allem die berühmten schweren Ochsen mit ihren unendlich langen Hörnern präsentiren, und kommen nun schließlich zu den Pferden, deren Ausstellung uns am schwächsten vertreten zu sein schien. Doch läßt sich, namentlich über die von edler Race, in ihren Ständen unter der verhüllenden Decke kein annähernd richtiges Urtheil abgeben; besser schon können wir die gewöhnlichen Arbeits- und Ackerpferde besichtigen, unter denen wir kräftige Gestalten mit festem und reinem Knochenbau finden.

So habe ich mir denn erlaubt, den geneigten Leser in aller Geschwindigkeit durch die gelungene landwirthschaftliche Ausstellung zu führen, und muß hier wiederholen, daß dieselbe auf den Kenner sowohl als auf den Laien, zu welchen ich auch mich zu rechnen die Ehre habe, einen gleich günstigen Eindruck macht, wozu hauptsächlich das ungezwungene Arrangement in dem freundlichen Garten sehr viel beiträgt. Findet man hier doch Belehrung und Unterhaltung; wer sich für ein gewisses Fach, eine gewisse Abtheilung interessirte, konnte dort die umfassendsten Studien machen; wem es dagegen nur darum zu thun war, eine allgemeine Uebersicht von den landwirthschaftlichen Erzeugnissen des weiten Oesterreichs zu erhalten, der flanirte umher, wie wir es gethan, und gestand sich am Ende, auch recht viel Schönes und Interessantes gesehen und erfahren zu haben. Möge der Leser dasselbe von meiner flüchtigen Skizze sagen!

Die Feste in Rußland im Jahre 1846.

I.

Peterhof, 30. Jun. Das Dampfboot „Krosiaßtschy (der Drohende)" ein ganz neues, sehr schönes Kriegsschiff mit schweren Pairhansgeschützen, welches der Kaiser seinem künftigen Schwiegersohn, dem Kronprinzen von Württemberg, bis Swinemünde entgegengeschickt, hatte die Reise von Petersburg in der unglaublich kurzen Zeit von 62 Stunden zurückgelegt, das schnellste, was noch je ein Kriegsdampfboot geleistet. Doch hatte es stille See, ruhige Wellen und, was bei einem Dampfboot fast das beste ist, gar keinen Wind gehabt. Alles das hatte sich bei der Reise des Kronprinzen auf einmal geändert, es war als betrachte ihn das Meer schon als zur kaiserlichen Familie gehörig, deren Mitglieder, namentlich der Kaiser, fast beständig bei ihren Ueberfahrten unruhiges Meer gehabt. Die See ging hoch. Der Wind war im Hafen Nordwest, draußen stark Nordost, und bewegte das Schiff während der Nacht der Abfahrt, sowie den ganzen folgenden Tag hindurch auf eine höchst unangenehme Weise.

Das Schiff war zur Reise des hohen Gastes auf's eleganteste

eingerichtet, und mit einem Musikcorps versehen, welches so oft spielte, als es Wind und Wetter zuließ. Am zweiten Tage der Fahrt (26.) bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel, welche von den Officieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt, und nach mehreren Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden" befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu seiner Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter Befehl des Admirals Lazareff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt, oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und herrlichen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an, wenigstens die Mannschaft schaute erwartungsvoll nach unserm großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einemmal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel, wie ich nie etwas ähnliches gesehen, ganz das Bild einer Seeschlacht während des heftigsten Feuerns. Die ungeheuern Schiffe waren bald rings mit Rauchmassen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Masten emporsahen, und durch welche das Feuer der Geschütze wie helle Blitze zuckte.

Das Meer war an diesem Tage viel ruhiger, und der hohe Reisende befand sich mit seiner Begleitung fast beständig auf dem Verdeck, indem er sich bald dieß bald jenes erklären ließ, bald mit den Officieren über das Seewesen sprach, bald zu den Matrosen trat, die es gern sahen, daß der künftige Sohn ihres Kaisers freundlich unter ihnen umherging und ihr Mittagessen, sowie Abends ihre Grütze versuchte, was beides, beiläufig gesagt, sehr

schmackhaft gekocht ist und sehr nahrhaft sein muß. Die Officiere des Schiffs, großentheils aus hohen Familien, waren alle sehr freundlich, meistens gebildete Leute, und wenige unter ihnen, die nicht zwei bis drei Sprachen fertig gesprochen hätten.

Am 28. näherten wir uns Reval und fanden vor dieser Insel eine Brig aufgestellt, die als Anfang einer Schiffstelegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo sich die kaiserliche Familie befindet, weiter meldete, nicht ohne die württembergische Flagge mit 21 Schüssen zu begrüßen. Endlich am 28. gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Kronstadt, und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, sowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reisenden ihre besondere Ehrerbietung, indem die Officiere auf dem Hinterdeck versammelt waren und salutirten, und die Matrosen sich oben auf den Raaen aufgestellt hatten, wodurch so ein großer Mast wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erscheint. Bald erschien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaisers, und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Wassiltschikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert sind. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiser selbst mit dem Großfürsten-Thronfolger und beiden jungen Großfürsten, so wie der Herzog v. Leuchtenberg und Prinz Peter v. Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und das Wiedersehen so wie der Empfang war auf beiden Seiten herzlich und ungezwungen.

Schon von weitem sahen wir den Kaiser an die Schiffswand treten; er rief dem Kronprinzen mit seiner volltönenden Stimme die freundlichsten Worte entgegen. An dem Ufer von Peterhof war eine unzählige Volksmenge versammelt, und man sah wohl, daß der Kronprinz, der an der Hand des Kaisers den russischen Boden betrat — er trug die Uniform des Nischni-Nowgoroder

Dragonerregiments — mit seiner hohen Gestalt und freundlichem Aeußern einen sehr günstigen Eindruck auf alle machte, die ihn umstanden. Wie der Empfang bei der Kaiserin und der Braut war, kann man sich leicht denken.

II.

St. Petersburg, 3. Jul. Wenn man in diesen Tagen nach Peterhof kommt, wo sich die kaiserliche Familie befindet, so sieht man allenthalben, am Meere sowohl wie in den langen schönen Alleen der verschiedenen Anlagen in Mon Plaisir, Alexandrin und Peterhof die großartigsten Anstalten zu Transparenten und Beleuchtungen aller Art für die festlichen Tage, die uns bald bevorstehen. Da der Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin in dieselbe Zeit der Vermählung des hohen Brautpaars fällt, so haben wir doppelt Schönes zu erwarten.

Die Verlobung Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen von Würtemberg und J. kais. Hoh. der Großfürstin Olga wird am Dienstag den 7. Juli unsers Styls, und die Vermählung am 13. d. M. hier in Peterhof stattfinden. Die einzige Festlichkeit der Vermählung, die in Petersburg sein wird, ist eine große Präsentation, resp. Gratulation der hiezu berechtigten Hof-, Civil- und Militärbeamten, wozu es hier in Peterhof an einem Local fehlt, das groß genug wäre.

Man weiß, wie einfach die Mitglieder der kaiserlichen Familie während ihres Sommeraufenthalts in Peterhof leben. Keines derselben wohnt im Peterhofer Schlosse, sondern alle in verschiedenen kleinen Cottages, die zerstreut auf den schönsten Punkten der wirklich herrlichen Anlagen liegen; fast alle haben eine Aussicht auf das Meer und Kronstadt. Die reizendste und heimlichste dieser Cottages ist die der Kaiserin zu Alexandrin, wo auch der Kaiser und die Großfürstin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten

wohnen. Große Pracht und Reichthum ist an dieser Cottage nicht verschwendet, aber die Lage des Hauses mitten im Gebüsch, die niedliche Bauart desselben, die geschmackvoll und sinnreich angeordnete Gruppirung von Statuetten, Vasen, Blumenpartien, bilden hier das schönste, was ich in meinem Leben gesehen. Die Wohnung der Kaiserin zu Olivuzzo war in demselben Genre wie diese Cottage, und man hat der hohen Fürstin damit wahrscheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingssitz geben wollen. — Der Großfürst-Thronfolger bewohnt ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, dessen Gallerie von hohen Birkenstämmen getragen wird.

So einfach freundlich und gemächlich wie diese Wohnungen ist auch das Leben in denselben, und ebenso ist das Erscheinen der kaiserlichen Familie gewöhnlich in Peterhof: fast täglich sieht man die Kaiserin in einem Char-a-banc in dem Garten des Peterhofschlosses der Musik zuhören, zur Linken den Kaiser, hinter sich das hohe Brautpaar, das natürlich von der Menschenmenge neugierig betrachtet wird, und wenn schon das freundliche Aeußere des Kronprinzen von Württemberg einen guten Eindruck auf Alle macht, so trägt doch die Liebe der verehrten Kaisertochter zu ihrem Bräutigam das meiste dazu bei, daß auch die Personen, welche ihn nicht kennen, ihn lieben und verehren.

Gestern war in Peterhof ein eigenthümliches schönes militärisches Fest, der Einzug der Cadetten in ihr Lager; es waren an 2000 junge Leute von 8 bis 18 Jahren, die ganze Lilliputarmee, wie sie der Kaiser nennt, alle uniformirt, bewaffnet und beritten. Zuerst eine halbe Schwadron Dragoner mit Lanzen (die Junkerschule), dann kleine Tscherkessen, ebenfalls zu Pferd, hierauf das Pagencorps, dann Artillerie mit kleinen Kanonen, und einige Bataillone Infanterie. Mitten zwischen den übrigen marschirten die beiden kleinen Großfürsten Nikolaus und Michael.

Im Lager angekommen, wo sie ihre Zelte mit Strohsäcken

und allem nöthigen wie das übrige Militär haben, zogen sie — nachdem sie vor dem Kaiser und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgassen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweile waren die Kaiserin und die Großfürstinnen Thronfolgerin, Marie und Olga, gefolgt von den Officieren des Regiments Chevalier-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Cadetten ein Zeichen wurde, die nun in vollem Laufe alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tscherkessen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchsten Herrschaften begrüßt und angesprochen wurden; besonders der Kaiser lachte und scherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor, und stand unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern; es war wirklich ein rührender Anblick, und ich bin fest überzeugt, daß keiner von all diesen kleinen Männern, die später Officiere werden, wo der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reichs bestimmt wird, und die vielleicht in langen langen Jahren ihren Kaiser nicht wiedersehen, die Herzlichkeit vergißt, mit der ihn die kaiserliche Familie begrüßt, und mit der ihm der Kaiser die Hand gegeben.

III.

Peterhof, 14. Juli. Heute um 1 Uhr hielt der Kaiser in Begleitung des Kronprinzen von Württemberg, des Prinzen von Preußen und der Prinzen von Schweden und Holstein eine große Wachparade, bei welcher das Regiment Garde à Cheval aufzog. Ihre Maj. die Kaiserin erschien mit J. k. Hoh. der Kronprinzessin von Württemberg in einer offenen Kalesche, und wurde, bei der Linie vorbeifahrend, von dem Militär mit lautem Zuruf begrüßt. Abends um 9 Uhr empfingen der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg das diplomatische Corps, und

begaben sich darauf mit der kaiserlichen Familie zu einem großen bal masqué, für welchen schon heute morgen an 6000 Karten ausgetheilt waren, was für die beschränkten Räumlichkeiten von Peterhof außerordentlich viel ist. Im Petersburger Winterpalast übersteigt bei solchen Gelegenheiten die Zahl der Eingeladenen oft 20 bis 25,000 Personen.

Der maskirte Ball heute Abend bestand darin, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen schwarzen Domino trugen, und daß die Polonaisen mit dem Hut auf dem Kopf getanzt wurden. Für uns hätte es aber auch in anderer Beziehung ein Maskenball sein können, denn es wimmelte von fremden malerischen Costümen. Neben Tscherkessen, Kosaken, sah man orientalische Trachten, und zwischen den glänzenden Uniformen der russischen Regimenter wandelten ernst und still armenische und grusinische Fürsten in ihrer reichen und schönen Tracht.

Gegen 11 Uhr verkündigten vor den Fenstern aufsteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an 4000 Matrosen beschäftigt, welche an den riesenhaften Gerüsten wie an ihrem Takelwerk auf- und abkletterten, und ihr Geschäft mit Blitzesschnelle vollführten. Nach der Abendtafel standen für die kaiserliche Familie, den Hofstaat und die eingeladenen fremden Gäste kleine offene Wagen (sogenannte Linien) bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des großen Peterhofparks fuhr. Es ist unmöglich, sich von dieser riesenhaften Illumination einen Begriff zu machen, bald fuhr man zwischen hohen Arkaden, bald bei einer Tempelstadt vorbei, alles zu diesem Zweck aufgebaut und mit Lichtern besäet; bald sah man neben sich Treppen von riesenhaften Dimensionen, die aufwärts zu Schlössern führten, welche theils wirklich existirten, theils ebenfalls aus Brettern gemacht waren. Den herrlichsten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen,

das an einem kleinen See liegt, der rings mit leuchtenden Arkaden umgeben war, die sich in dem klaren Wasser wiederspiegelten. Bei Wasserfällen kam man vorbei, wo die Lichter unter dem Wasser angebracht waren, wodurch dasselbe als eine helle Flamme erschien. Auf allen Plätzen des Parks waren Musikchöre aufgestellt, und eine ungeheure Menschenmenge wogte umher. Diese Promenade dauerte ungefähr bis 2 Uhr, worauf für heute alle Festlichkeiten beendigt waren.

IV.

Peterhof, 19. Juli. Da das Wetter während der Vermählungsfeierlichkeit nicht so günstig war, wie wohl in andern Jahren, so verlor sich die ungeheure Menschenmenge, die von Petersburg theils zu Wagen, theils zu Dampfboot hieher gekommen waren, schon bald wieder, und den zweiten Tag nach der Hochzeit waren außer den eingeladenen Gästen nur noch wenig Neugierige mehr zu sehen. Die kaiserliche Familie führt nach wie vor hier in Peterhof ihr stilles, heimliches Familienleben fort. Der Kronprinz von Württemberg mit seiner jungen Gemahlin bewohnt ein kleines aber zierlich und geschmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schlosse, nahe den Zimmern, wo der Kaiser täglich mit seinen Ministern arbeitet, und wo Se. Majestät die Tochter ganz in der Nähe hat, was er denn auch den Tag über häufig benutzt, indem er das hohe Paar in seinem jungen Hausstande überrascht.

Da die großen Manöver bei Krasnoje noch nicht begonnen haben, so läßt Se. Majestät bald die beiden Kürassierregimenter, bald das Kadettencorps, die sich hier befinden, exerciren.

Am 17. war bei Kronstadt große Schiffsrevue, eines der schönsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Se. Majestät der Kaiser mit seinem Schwiegersohn, dem Kronprinzen

von Württemberg, der Kronprinzessin, dem Prinzen von Preußen und dem Herzog von Leuchtenberg nebst General- und Flügeladjutanten fuhren um 11 Uhr von hier nach Kronstadt. In andern Dampfbooten waren das Gefolge und die eingeladenen Officiere. Als man der Flotte, welche auf der Rhede von Kronstadt lag, ansichtig wurde, ließ der Kaiser die preußische Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Westen nach Osten aufgestellt. In der ersten lagen 18 Linienschiffe von 110 bis 74 Kanonen, auf's genaueste alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen. Die zweite Linie bestand aus 18 Dampf- und Segelfregatten, und in der dritten Linie lagen 10 leichte Fahrzeuge, als Schooner, Brigs u. s. w.

Am Ausgang des Kronstadter Hafens hat der Kaiser in jüngster Zeit mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ein riesenhaftes Festungswerk angelegt. Das Fort Alexander ist nach Art der Montalembert'schen Thürme aus Granitquadern erbaut, und besteht aus vier kasemattirten Stockwerken, welche mit der Plattform etwa 170 Stück der schwersten Kanonen enthält. Da der Grund, auf welchem das Fort steht, aus unmittelbarem Sumpf bestand, so war ein ungeheurer Holzrost erforderlich, um für die Fundamente einen Halt zu finden.

Der Kaiser legte mit seinem Dampfboot dort an, und stieg mit seiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsofficiere unsers Bootes, der neben mir stand, sagte: „mir scheint, der Kaiser wird seinen hohen Gästen ein prachtvolles Schauspiel geben, und sowie man dort oben die kaiserliche Flagge aufzieht, geben Sie ringsumher nur Achtung." Dem war wirklich so, denn ein paar Secunden später flatterte von der Flaggenstange des Forts die gelbe Flagge des Kaisers mit dem schwarzen Adler. Wir schauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke nachher donnerte und krachte es

von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronstadt, alle Festungswerke desselben, sowie die ganze Flotte lösten ihre sämmtlichen Kanonen. Es geschahen an 4000 Schüsse, in Zeit von einer halben Viertelstunde war das Meer mit einem so dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unserm Dampfboot aus kaum 100 Schritte deutlich vor uns sehen konnten. — Nachdem der Kaiser sein Boot wieder bestiegen hatte, begab man sich zur Flotte, und fuhr zuerst an der Linie der Linienschiffe vorüber, wo die Mannschaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte. Se. Majestät gab nach beendigter Revue seine Zufriedenheit zu erkennen, und befahl, jedem der Matrosen eine Löhnungszulage zu geben.

V.

St. Petersburg, 24. Juli. Schon lange sprach man davon, daß nach den Vermählungsfeierlichkeiten in Peterhof der Kaiser mit den hohen Neuvermählten die Hauptstadt besuchen werde, theils um seinem Schwiegersohn die herrliche Stadt zu zeigen, theils um den Petersburgern, die nicht alle im Stande waren, den Peterhof-Feierlichkeiten beizuwohnen, wenigstens noch das Paar in der vollen Blüthe seines jungen ehelichen Glückes zu zeigen.

Am 21. d. verließen der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg in Begleitung der übrigen Mitglieder der hier anwesenden kaiserlichen Familie, des Prinzen von Preußen, sowie des Prinzen Oskar von Schweden, Peterhof, Abends 7 Uhr, auf dem Dampfboot Newa und fuhren, gefolgt von zwei andern kaiserl. Dampfbooten, gen Petersburg. Bald erreichte man ein kleines Geschwader von vier Fregatten, auf welchen die Seecadetten geübt werden, worauf der Kaiser die Flagge der Kaiserin aufziehen ließ und von allen Schiffen mit 21 Schüssen begrüßt wurde. Diese Flagge der Kaiserin ist äußerst

sinnig erdacht. Sie führt einen blühenden Rosenkranz und ein Schwert, und wurde von Sr. Maj. dem Kaiser bei einem Carroussel, das vor zwei Jahren statt hatte, für sich und die Kaiserin angenommen. Gegen 9 Uhr Abends landete man bei Jelagyn in der Nähe eines kaiserlichen Lustschlosses, das reizend auf einer der vielen schönen Newa-Inseln gelegen ist.

Am 22. war große Parade der ersten Grenadierdivision in Petersburg, alles schöne ausgewählte Leute von der besten militärischen Haltung; es gewährte auch dem Nichtmilitär wahres Vergnügen, sie paradiren und exerciren zu sehen. Am 23., als dem Namensfest der Kronprinzessin Olga, war in Jelagyn große Gratulationscour, Abends französisches Theater, und später wurde auf einer der Newa-Inseln gegenüber dem kaiserlichen Lustschloß ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Eine ungeheure Menschenmenge war zugegen, die Newa mit unzähligen Booten bedeckt, die bei eintretender Finsterniß mit bunten Lampen verziert wurden, was einen außerordentlich schönen Anblick gewährte. Die ganze kaiserliche Familie fuhr während des Nachmittags in offener Kalesche durch das Menschengewühl, und wurde überall mit freudigem Zuruf empfangen. Am andern Tag zeigte der Kaiser seinem Schwiegersohn einiges von den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, und Abends kehrte Alles nach Peterhof zurück, wo vorderhand die Festlichkeiten beendigt sind. Am 28. wird sich die kaiserliche Familie auf einige Tage nach Krasnoje-Selo begeben, um den Exercitien und Manövern der Truppen, die dort im Lager stehen, beizuwohnen. Heut Abend geht Se. Maj. der Kaiser in Begleitung des Prinzen Oskar von Schweden in See bis auf die Höhe von Reval, wo die vereinigte russische und schwedische Flotte ein großes Seemanöver ausführen wird, nach dessen Beendigung der Prinz Oskar mit seiner Flotte die Rhede von Kronstadt verläßt, um vorderhand nach dem Mittelmeer, wohin er bestimmt ist, abzugehen.

Das Wetter, das bisher mit Ausnahme einiger schönen Tage sehr unbeständig war und bald Wind, bald Regen brachte, hat sich seit einigen Tagen geändert, und es herrscht eine wirklich asiatische Hitze, die um so drückender ist, als man so wenig Schutz dagegen hat.

VI.

Peterhof, 29. August. Die großen Manöver bei Krasnoje-Selo, woran das ganze Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann stark, theilnahm, haben nun mit einer großen Parade geschlossen, die das größte und schönste militärische Schauspiel war, das man auch nur hier sehen kann, wo die an sich einförmige Linie durch die verschiedensten europäischen und orientalischen Waffengattungen malerisch unterbrochen wird. Die Soldaten sind in ihre Standquartiere zurückgekehrt, sowie die Cadetten nach einem kleinen Manöver Peterhof verlassen haben.

Der Sommer, der dieses Jahr so schön war, wie man sich in langer Zeit keines ähnlichen erinnert, scheint in diesen letzten Tagen Abschied nehmen zu wollen, und ohne Herbst in den Winter überzugehen. Der Wind kommt von Norden, die See fängt an hoch zu gehen, und die Blätter fallen von den Bäumen. Wenn man nach oder von Petersburg fährt, so begegnet man ganzen Zügen von Wagen mit Hausrath beladen; denn schon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, beziehen die Winterquartiere. Mit der ernsten traurigen Jahreszeit, die, wie gesagt, hier in Peterhof in ihren Anfängen beginnt fühlbar zu werden, kommt auch die Zeit näher, wo die kaiserliche Familie einen Verlust erleidet, dessen Größe nur der zu würdigen versteht, welcher das Glück hatte, der Großfürstin Olga näher zu stehen. Wäre nicht der Gedanke tröstend, daß sie eine neue und schöne Heimat findet, und daß für die Tausende, die hier ihren Verlust beklagen, so viele Tausende dort ihren Einzug segnen, so müßte der Winter für die Zurückbleibenden doppelt traurig sein.

Die Abreise des hohen Paars ist vorläufig auf den 9. Sept. festgesetzt; der Großfürst Constantin wird die Schwester nach Stuttgart geleiten. Für die Ueberfahrt nach Stettin sind die beiden Dampffregatten Kamtschatka und Krosiaßtschi bestimmt. Die Kriegsdampfboote Hrabruj (der Tapfere) und Oswastmiy (Unerschrockene) gehen heute mit der Aussteuer der Kronprinzessin voraus. Der Kronprinz von Württemberg wird mit seiner Gemahlin einen Tag bei der königlichen Familie in Berlin zubringen, und darauf, nach einem Besuch bei den Höfen von Sachsen-Altenburg und Weimar, über Würzburg und Heilbronn nach Stuttgart zurückkehren.